Aus der
Büchersammlung des Capitäns
Th. Dempster Gordon.
Geschenk des k. Forstrathes G. Dürig
an die k. Bibliothek.

Op. misc.
o.
20b
2

Denkwürdigkeiten
und
Vermiſchte Schriften.

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Denkwürdigkeiten

und

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweite Auflage.

Zweiter Band:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1843.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

223

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Inhalt.

Seite

Rahel. Berlin, 1808 1

Beſuch bei Jean Paul Friedrich Richter. Baireuth, 1808 . 25

Tübingen. 1808. 1809 46

Die Schlacht von Deutſch-Wagram, am 5. und 6. Juli 1809 81

Wien. 1809 162

Das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg. Paris, 1810 . 192

Am Hofe Napoleon's. Paris, 1810 226

Steinfurt. 1810. 1811 240

Harren und Streben. Prag, 1811 275

Töplitz. 1811 296

Prag. 1812 351

Tettenborn. 1812. 1813 369

Hamburg. Frühjahr 1813 400

Rahel.

Berlin, 1808.

Unter den mancherlei Perſonen, die wir in unſrem Kreiſe oft beziehungsreich nennen oder ſchildern hörten, waren die angeſehenſten Männer und die merkwürdigſten Frauen, die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, Frau von Humboldt, Friedrich Schlegel und ſeine Frau, Burgsdorf, Ludwig Tieck, und noch Andre ſolchen Ranges, mit welchen jedes edle Intereſſe unſrer Bildung ſich verknüpft fand. Kein Name jedoch war vielfältiger und bedeutender genannt, als der von Rahel Levin; das Verlangen, ſie kennen zu lernen, wurde deßhalb oftmals rege. Die Dame des Hauſes, wo wir zuſammen kamen, ſprach von ihr immer als von etwas Einzigem, Unvergleichbaren, und wenn auch in das ſtrömende Lob hin und wieder einiger Tadel einfloß, z. B. daß zuweilen mehr Bedacht auf äußern Schein und mehr Einklang, wenn auch nur verſtellter, mit der gewöhnlichen Welt zu wünſchen wäre, ſo hatte ſie es doch in keiner Weiſe hehl, daß ſie vor ihr ſonſt in jeder weſentlichen Beziehung ſich beuge und ihr unterordne.

Wenn eine Frau, die ſelber ſo gebildet, ſo kenntniß-reich, ſo fein und ſittig vor unſern Augen ſtand, daß ſie uns für alles Frauenweſen faſt ein höchſtes Muſter zu ſein ſchien, in ſolcher Weiſe von einer andern ſprach, und ſie unbedingt über jede Vergleichung erhob, ſo war das freilich ſehr auffallend, und Harſcher insbeſondere drang darauf, jene möchte ihre Freundin einmal mit uns zuſammen einladen, wo er denn doch die Vergleichung zu Gunſten der erſtern ausfallen zu ſehen im voraus entſchloſſen war, und dies offen genug bekannte. Der Beſuch wurde verabredet, Rahel erſchien, aber nur auf eine Stunde, da ſie nicht ganz wohl war, und alſo wenig dazu geſtimmt, den etwas befangenen Zuſchnitt der kleinen Geſellſchaft abzuändern. Harſcher gewann ihr keine Aufmerkſamkeit ab, und als Schleiermacher kam, und gleich erfreut und ermuntert ſich neben ſie ſetzte, und mit ihr ein lebhaftes Geſpräch einging, wurde jede andre Anknüpfung unmöglich. Wir waren nicht wenig erſtaunt, ſowohl im Scherzen als im Ernſte Schleiermacher nur in zweiter Rolle zu ſehen, indem er willig jede Unterordnung anzunehmen ſchien, und wirklich ein paarmal wie geſchlagen verſtummte, oder doch gar ſehr zu kurz kam. Als nach raſchem Verlauf eines ſeltſamen Geſprächs ihr Wagen ihr gemeldet wurde, und ſie mit dem Verſprechen künftigen längeren Beſuches ſich wegbegab, bot Schleiermacher mit Beeiferung ſich zum Begleiter an, brachte ſie zu ihrem Wagen, und konnte, als er zurückgekehrt war, ihres Rühmens kein Ende finden; mehr aber, als die Worte, zeugte ſeine Stimmung für den guten Eindruck, denn ſie blieb aufgeweckt und gekräftigt für den ganzen Abend. Für uns

war das ein doppeltes Phänomen, wir hatten ihn noch niemals untergeordnet, und ſeit langer Zeit nicht ſo belebt geſehen. Die Dame des Hauſes ſuchte vergebens bei Harſcher den Dank für ihre bereitwillige Veranſtaltung, er war mißvergnügt, daß alles gleichſam nur für Schleiermacher geweſen, und dann verſchwunden war, ihn ärgerte ſogar deſſen fortdauernde Munterkeit, und gern hätte er die ganze Erſcheinung verneint oder verkleinert, deren Uebergewicht er doch zu fühlen genöthigt, und deren vollen Werth zu ahnden er gewiß fähig war. Ich theilte ſeine Mißempfindung, allein in ganz anderm Bezuge, denn ich wünſchte ſehnlich, mit dieſem wunderbaren Weſen näher bekannt zu werden, gegen welches die andern ſo ſchnell verblaßten, und ſchon ſah ich insgeheim mich mit ihm einverſtandener und zuſammengehöriger, als mit allen dieſen. —

— In dieſer Stimmung, ſo vorbereitet, ſo empfänglich, reif und bedürftig in Geiſt und Gemüth für neuen Reiz und neuen Troſt, begegnete ich eines Nachmittags in noch ſchneeigem Frühlingswetter unter den Linden Rahel; ihre Begleiterin war mir wohlbekannt, ich redete dieſe an, und indem ich eine Strecke mitging, ergab ſich, ſo unbefangen als erwünſcht, auch ein Geſpräch mit Rahel ſelbſt. Ich fand mich außerordentlich angezogen, und bot all meinen Witz auf, um die ſchöne Gelegenheit nicht ungenutzt vergehen zu laſſen; ich wußte unter andern eines ihrer eigenthümlich ausdrucksvollen Worte, das auf Umwegen bis zu mir gelangt war, mit Bedeutung ſo hinzuwerfen, daß darin halb eine

ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit, halb ein neckender Angriff lag. Sie bemerkte beides, ſah mich durchdringend an, gleichſam mein Unterſtehen an mir ſelber abzumeſſen, und erwiederte dann, ſie könne es wohl vertragen, daß man ſie citire, aber nicht füglich zugeben, daß es falſch geſchehe; ſie hatte in der That einiges in der Aeußerung, welche als die ihrige gegeben war, zu berichtigen. Ich entſchuldigte mich, daß ich die Aechtheit deſſen, was ich leider ſo weit von ſeinem Urſprunge nach Gunſt des Zufalls auffangen müſſe, nicht verbürgen könne, und die Folge meiner artigen Wendung war der Rath, mich lieber ſelbſt bei der Quelle ſolcher Aeußerungen einzufinden. Gleich in den nächſten Tagen machte ich von dieſer Erlaubniß den erſehnten Gebrauch. Rahel wohnte damals in der Jägerſtraße, der Seehandlung ſchräg gegenüber, in Obhut und Fürſorge der trefflichen Mutter, deren altwürdiges und reichliches Hausweſen den ſchönſten geſelligen Verhältniſſen von jeher offen ſtand. Zuweilen hatte ich, um Ludwig Robert zu beſuchen, dieſe Wohnung betreten; mit wie aufgeregten Erwartungen und Geſinnungen, und zu welch andern Geiſteseinflüſſen, betrat ich ſie jetzt!

In einzelnen Menſchen, oder in einer Gemeinſamkeit zuſammengehöriger, und einander ſich ergänzender und übertragender Perſönlichkeiten, war mir ſchon einigemal das Heil widerfahren, mich durch das bloße Lebensbegegniß, ohne mühſames Streben und Verdienſt, ohne Pein der Allmähligkeit, ſondern im Schwunge des vollen Glückes, und gleichſam durch einen Ruck, auf ein erhöhtes Lebensfeld verſetzt zu ſehen, wie ſchon die Luft, die ich athmete, die Sinneseindrücke, die mir zukamen, das

lebendige Spiel der umgebenden Elemente, mir ein neues Daſein erſchloſſen und mich einer neuen Bildung theilhaft machten, wo dann weiterhin wohl Eifer und Mühe folgerecht und nachhaltig mitwirkten, und den Gewinn ordnen und bewahren konnten, ihn ſelbſt aber nimmermehr hervorzubringen vermocht hätten. Solcher geſteigerten Lebensſtufen zählte ich bis dahin hauptſächlich drei, das erſte Andringen allgemeinen geiſtigen Lebens im Beginn meiner Studien zu Berlin, das Freiwerden eines ſich ſelbſt beſtimmenden und lebensthätigen Daſtehens, und die kräftigende Weihe der akademiſchen Herrlichkeit zu Halle. Jetzt kam, acht Jahre nach jener erſten, die vierte Stufe hinzu, durch das Bekanntwerden mit Rahel; ein Wiederaufnehmen, ein Zuſammenfaſſen und ein Abſchließen aller früheren, ja der ganzen Erlebungsweiſe, — denn wie viel Neues, Großes und Unerwartetes auch ferner mir in einem wechſelvollen Leben begegnet iſt, wie mancherlei Gutes und Liebes ſich mir entwickelt und angeeignet hat, ſo iſt doch in dieſen vierundzwanzig Jahren, die ich ſeit jenem Zeitpunkte zähle, mir kein Begegniß, keine innere noch äußere Lebenserfahrung mir wiedergekehrt, die ich jener genannten anreihen, und mit ihr, und den vorhergegangenen in gleichen Werth ſtellen könnte. So iſt mir noch heute *) Rahel das Neueſte und Friſcheſte meines ganzen Lebens, und indem ich aufzeichnen will, von welchen Umſtänden und Stimmungen unſer beginnendes Verhältniß begleitet war, darf ich den warmen und zarten Hauch jener ſchönen Tage in meiner Vor-

*) Geſchrieben im Sommer 1832.

ſtellung nicht erſt künſtlich hervorrufen, denn ich fühle ihn und freue mich ſeiner noch wie damals, aber zu fürchten hab' ich gleichwohl, daß meine Schilderung ſich durch die Bekümmerniß verdüſtert, welche, während ich dieſes ſchreibe, meiner Seele in vielfacher Sorge um die geliebte, von ſtürmiſchen Leiden hart befallene Freundin angſtvoll auferlegt iſt! Welch tröſtlichſter Rückblick wird hier zum ſchmerzlichſten gewandelt! —

Ich darf hier keine Schilderung meiner geliebten Rahel verſuchen; ſie ganz zu kennen und zu würdigen, kann ich niemanden zumuthen, der nicht in anhaltender Fortdauer und in allen Beziehungen ihr vertrauter Lebensgenoſſe war; denn ſelbſt ihre Briefe, wie reich und eigenthümlich auch die Quellen ihres Geiſtes und Gemüthes dort ſprudeln, geben nur ein unvollkommenes Bild von ihrem Weſen, deſſen Hauptſache grade die urſprüngliche, unmittelbare Lebendigkeit iſt, wo alles ganz anders ausſieht, leuchtet und ſchattet, erregt und fortreißt, begütigt und verſöhnt, als irgend Bericht oder Darſtellung wiederzugeben vermag. Ich will nur unternehmen, in kurzen Zügen den Eindruck zu bezeichnen, welchen dies Weſen damals auf mich machte.

Zuförderſt kann ich ſagen, daß ich in ihrer Gegenwart das volle Gefühl hatte, einen ächten Menſchen, dies herrliche Gottesgeſchöpf in ſeinem reinſten und vollſtändigſten Typus vor Augen zu haben, überall Natur und Geiſt in friſchem Wechſelhauche, überall organiſches Gebild, zuckende Faſer, mitlebender Zuſammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geiſtes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unſchuld und durch Klugheit, und dabei in Worten wie in Hand-

lungen die raſcheſte, gewandteſte, zutreffendſte Gegenwart. Dies alles war durchwärmt von der reinſten Güte, der ſchönſten, ſtets regen und thätigen Menſchenliebe, der lebhafteſten Theilnahme für fremdes Wohl und Weh. Die Vorzüge menſchlicher Erſcheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, fand ich hier beiſammen, Geiſt und Witz, Tiefſinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskraft und Laune, verbunden zu einer Folge von raſchen, leiſen, graziöſen Lebensbewegungen, welche, gleich Goethe's Worten, ganz dicht an der Sache ſich halten, ja dieſe ſelber ſind, und mit der ganzen Macht ihres tiefſten Gehaltes augenblicklich wirken. Neben allem Großen und Scharfen quoll aber auch immerfort die weibliche Milde und Anmuth hervor, welche beſonders den Augen und dem edlen Munde den liebſten Ausdruck gab, ohne den ſtarken der gewaltigſten Leidenſchaft und des heftigen Aufwallens zu verhindern.

Ob man ſich in dieſer Miſchung von entgegenſtehenden Gaben und ſtreitigen Elementen, wie ich ſie anzudeuten verſucht habe, ſogleich zurechtfinden wird, bezweifle ich faſt. Mir wenigſtens war es beſchieden, erſt vermittelſt mancher Ungewißheit und manches Irrthums auf die rechte Bahn zu kommen, indem ich nur in Einem auf der Stelle beſtimmt und auf immer feſt war, daß mir der außerordentlichſte und werthvollſte Gegenſtand vor Augen ſei. Irgend ein Vorurtheil, wie das mißfällige Gerede der Leute aus den verſchiedenſten Kreiſen und Standpunkten ſeit ſo langer Zeit mir wohl hätte aufbürden mögen, hatte ich nicht, auch wäre daſſelbe an ihrer Gegenwart ſogleich zerſchellt; der ſchlichte, natürliche Empfang, die harmloſe Klarheit und das anſpruchs-

loſe Wohlbehagen des anfänglich nur auf Gleichgültigkeiten fallenden Geſprächs, mußten jede mitgebrachte Spannung auflöſen, und nach und nach erhob ſich dagegen eine neue, die ganz dem Augenblicke ſelber angehörte, und ſchon darin begründet lag, daß jedes Wort, rein und lauter wie der friſche Quell aus dem Felſen, auch dem Gleichgültigſten einen Reiz des Lebens, einen Charakter von Wahrheit und Urſprünglichkeit gab, welche durch die bloße Berührung jedes Gewöhnliche zu Ungewöhnlichem verwandelten. Ich empfand auf dieſe Weiſe eine neue Atmoſphäre, die mich wie Poeſie anwehte, und zwar durch das Gegentheil deſſen, was gemeinhin ſo heißt, durch Wirklichkeit anſtatt der Täuſchung, durch Aechtheit anſtatt des Scheins. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß unſer Geſpräch, dem nach allen Seiten ſo viele Wege vollkommen vorbereitet waren, ſehr bald auf bedeutendere Dinge überging, und endlich ganz in Beziehungen des innern Lebens verweilte, zu welchen Bücher, Perſonen und Verhältniſſe, die jeder von ſeiner Seite kannte, und auch dem andern bekannt wußte, den ergiebigen Stoff nicht mangeln ließen. Wir ſprachen von Friedrich Schlegel, von Tieck, von Frau von Stael, von Goethe, theils in litterariſcher, theils in geſellſchaftlicher Hinſicht, und unſre eigne Sinnesweiſe konnte ſich an dieſen bedeutenden Anknüpfungspunkten ſehr gut entfalten und ungewöhnliche Bekenntniſſe mit vieler Freiheit wagen, ohne die Zurückhaltung einer erſten Bekanntſchaft zu überſchreiten.

Nicht gar zu lange waren wir allein geblieben, ſo fand ſich andre Geſellſchaft ein; der Major von Schack, vom Regimente Gendarmes, der das Unglück und die

Schmach des preußiſchen Militairs mit großer Faſſung trug, und noch ſogar einigen Schimmer in die jüngſt-vergangene Zeit zurückwarf, wo er und die Seinigen als Glanz und Blüthe dieſes ſtolzen Kriegsweſens erſchienen waren; der ſtattliche, weltmänniſch frei und klug ſich bewegende, in allen Klugheiten erfahrene, dabei perſönlich tapfre Edelmann würde doch ſchwerlich einen ſo günſtigen Eindruck gemacht haben, hätte ihm nicht als Zuflucht das Beſſere in ihm und als Auflöſungsmittel von Schlechterem, eiu unerſchöpflicher Humor gedient, der in Witz und Satire einen geiſtigen Gehalt kund gab, und dadurch manchem andern Stoff ein Gegengewicht wurde; ihn begleitete bei ſeinen podagriſchen Leiden ein führender Freund, Herr Vetter genannt, ein ausgemachter Civiliſt, vortrefflich angezogen, frei und gewandt mehr ausweichend als vordringend, nach eignem Sinne aufmerkſam und träumeriſch, in ſeinen unwillkürlichen Aeußerungen meiſt überraſchend original und launig, und von ſeiner Stimmung oder ſeinem Standpunkt aus auch gründlich wahr. Ich hatte von ihm ſchon oft und mancherlei gehört, jetzt konnte ich die fremden Urtheile an ihm ſelber meſſen. Nächſt einigen andern Perſonen, worunter ein gutmüthiger franzöſiſcher Offizier, Kapitain Bribes als Einquartirung, erſchien auch unvermuthet noch Frau von Boye, die als freundliche Bekannte für mich unter ſo vielen Fremden vermittelnd wirkte. Die Geſellſchaft war ungemein belebt, in größter Freiheit und Behaglichkeit; jeder gab ſich als das, was er ſein konnte, es war kein Grund noch Hoffnung des Gelingens, hier irgend einen Schein zu heucheln; die Unbefangenheit und gute Laune Rahel's, ihr Geiſt der

Wahrheit und des Geltenlaſſens, walteten ungeſtört; ich durfte mich mit jugendlicher Uebertreibung gegen die Franzoſen ereifern, ein Andrer ſeine theatraliſchen Mittheilungen auskramen; der Franzoſe empfing in ſeinen Liebesangelegenheiten launigen Rath von Schack, und dieſen ließ der Civiliſt ſeine heftig demokratiſchen Geſinnungen anhören; alles ging leicht und harmlos dahin, jeder zu herbe Ernſt wurde von Witz und Scherz aufgefangen, die ihrerſeits wieder, bevor ſie ausarten konnten, von Wahrheit und Verſtand ergriffen wurden, und ſo blieb alles belebt zugleich und gemäßigt; ein wiederholter Anflug von Muſik, wozu das offne Forte-piano einlud, — Rahel war ſinnvolle Kennerin in früherer Zeit und fertige Meiſterin, — vollendete das Ganze, und man trennte ſich noch bei guter Zeit, in erhöhter und klarer Stimmung, die ich für mich allein dann unter dem reinen Sternenhimmel noch eine Weile nachgenoß, indem ich vergebens in meinen bisherigen Erinnerungen einen ähnlichen Abend ſuchte.

Wenige Tage nur ließ meine Ungeduld einem wiederholten Beſuche vorangehen, und ſchon mit dieſem wuchs das Vertrauen ſo ſchnell, daß ich nun täglich zu kommen mich berechtigt hielt. Ich war begierig, dieſe neuen Anſchauungen zu verfolgen, dieſen eigenthümlichen Wahrheiten und großartigen Aufſchlüſſen, welche ſich mit jedem Schritte glänzender vor mir ausbreiteten, noch näher zu treten, und dieſe neuen, von Einſicht durchſtrömten Empfindungen zu genießen, deren ich gewahr wurde. Unendlich reizend und fruchtbar war dieſe Erſtlingszeit eines begeiſterten Umganges, in welchem auch ich die beſten Güter zum Tauſche brachte,

die ich beſaß, und inſofern kaum geringere, als ich empfing. Hier fand ich das Wunder anzuſtaunen, daß Rahel, in gleichem Maße, als Andre ſich zu verſtellen ſuchen, ihr wahres Innere zu enthüllen ſtrebte, von ihren Begegniſſen, Leiden, Wünſchen und Erwartungen, mochten ihr dieſelben auch zum Nachtheil auszulegen ſein, ja ihr ſelber als Gebrechen und Fehl erſcheinen, mit eben ſolcher Unbefangenheit und tiefen Wahrheit ſprach, als hätte ſie nur Günſtiges und Schmeichelhaftes anzuführen, ſich nur der ſchönſten Glücksfülle zu rühmen gehabt. Dieſe Aufrichtigkeit, derengleichen ich nie in einem andern Menſchen wiedergeſehen habe, und deren ſogar Jean Jacques Rouſſeau nur in ſchriftlicher Mittheilung fähig geweſen zu ſein ſcheint, konnte mich ſogar einigermaßen bedenklich und irre machen, indem oft ſcharfe Härten aus den leidenſchaftlichen Bekenntniſſen hervorſprühten, und in dem Erlebten, wie in dem darüber Gedachten ein eignes Element aufwogte, das als gewaltſam und ſchonungslos leicht Mißempfindungen weckte, beſonders wenn man vorausſetzte, daß, nach der gewöhnlichen Weiſe, auch hier neben dem Ausgeſprochenen noch Verſchwiegenes im Hintergrunde liege. Dies war aber hier der Fall keineswegs; Rahel ſagte in Betreff ihrer ſelbſt rückſichtslos die ganze Wahrheit, und würde auch die beſchämendſte und nachtheiligſte, wäre eine ſolche vorhanden geweſen, demjenigen nicht verhehlt haben, der im Bezeigen edlen Vertrauens und einſichtiger Theilnahme ſie darum befragt hätte. Sie glaubte, indem ſie wahr ſei, niemals ſich etwas zu vergeben, noch durch Verſchweigen etwas zu gewinnen, und ein ſolches höchſtes, ausgleichendes, verſöhnendes

Intereſſe für die Mittheilung der Wahrheit, welches ſie empfand, ſetzte ſie für deren Würdigung auch bei Andern ſtets, wiewohl leider meiſt fälſchlich, immer aufs neue voraus. Ich ſah nun Rahel nach und nach in ihrem ganzen Lebens= und Umgangskreiſe. Hier mußte mir nun ſofort ein unermeßlicher Abſtand klar werden, der zwiſchen ihr und ihrer Umgebung lag. Sie ſtand in der Mitte eines großen Kreiſes gänzlich allein; nicht verſtanden, nicht anerkannt, nicht gehegt, nicht geliebt, wie ſie es bedurfte und verdiente, ſondern gleichgültig außer Acht gelaſſen, oder auch eigenſüchtig benutzt und mißbraucht, wenn die Gelegenheit ſich anbot; ihre außerordentlichen Gaben, ſofern ſie als Thatſachen auch äußerlich hervortraten, konnte man ihr nicht abſprechen, eigenthümliche Denk= und Sinnesart, Gemüthskraft, Geiſt, Witz und Laune mußte man ihr zugeſtehen, aber leicht glaubten die Andern davon wenigſtens ebenſoviel zu haben, und noch dazu die größere Beſonnenheit und Ruhe, wofür ſie ſich die nüchterne Selbſtſucht und theilnahmsloſe Mattigkeit anrechneten. Mit dem, was Rahel ihnen großmüthig lieh und als Almoſen ſpendete, glaubten ſie ihr überlegen zu ſein. Von der Flamme edler Begeiſterung, von dem Triebe menſchlich=reinen Mitgefühls, von dem heiligen Dienſte der Wahrheit, welche Rahel's Inneres erfüllten, ihre Eigenſchaften beſeelten und bewegte, von dieſem innern Weſen wußten die Meiſten nichts. Sie ſelbſt aber ſetzte alles, was in ihr war, bei Allen voraus, nahm jeden Funken von Gabe und Willen, von Sinn und Leiſten, mit höchſter Anerkennung, mit entzückter Güte auf, und konnte es nicht begreifen, wenn die weitern Aeuße=

rungen und Handlungen dann mit dem ſo günſtig Gedeuteten nur allzu bald nicht mehr übereinſtimmen wollten. Aus dieſem Gegenſatz und Irrthum entſtanden natürlich viele Unrichtigkeiten und Nachtheile, deren Folgen ſich ſpäterhin traurig genug darſtellten; die Sache ſelbſt aber war mir ſchon damals deutlich, und ich wollte mein Einſehen nicht einmal ſehr verhehlen. Ich glaubte Iphigenien unter den Barbaren in Tauris aufzufinden, und fühlte mich nun um ſo ſtärker zu ihr hingezogen, als ich mir bewußt war, ihr einen Erſatz anbieten zu können, ihr eine Gebühr darbringen zu dürfen, die ihr nur allzu oft verſagt wurde.

Unſer Vertrauen wuchs mit jedem Tage. Gar zu gern theilte ich alles mit, was ich als wichtigſten und daher auch in mancher Art geheimſten Ertrag meines bisherigen Lebens wußte, und dem ich keine edlere Stätte finden konnte, keine, wo ein ſo lebhafter, einſichtsvoller und wahrheitfriſcher Sinn ihm entgegengekommen wäre. Weit entfernt, Billigung für alles zu finden, vernahm ich manchen Tadel, und andres Mißfallen konnt' ich auch unausgeſprochen errathen; nur fühlte ich wohl, daß die Theilnahme für mich dabei nicht litt, ſondern eher wuchs, und bei dieſem Gewinn konnte mir alles Uebrige nichts anhaben. Auch wurde ich mir ſelbſt gleichſam entrückt in der gewaltigen Anziehung der außerordentlichen Gebilde, welche zum Austauſche ſich vor mir ausbreiteten. Mir war vergönnt, in das reichſte Leben zu blicken, wie nur der Mund der Wahrheit und die Hand der Darſtellung daſſelbe aus der nahen Vergangenheit herauf zu beſchwören vermochten. Das Leben war reich in ſeinen äußern

Verhältniſſen, unendlich reicher aber durch ſeinen innern Gehalt, dem jene ſich gänzlich unterordneten. Prinz Louis Ferdinand, der geniale, heldiſche Menſch, den ſein hoher Standpunkt leider mehr für ſeine Fehler, als für ſeine großen und ſchönen Eigenſchaften, begünſtigte, hatte hier ſeine reinſten Empfindungen, ſein innigſtes Streben und Denken, ſeine edelſten Erhebungen, im Genuß einer geiſtesregen gemüthvollen Freundſchaft genährt, einer Freundſchaft, deren ſtarkem Vertrauen ebenſo ſein politiſches Sinnen wie ſeine verliebte Leidenſchaft und jede Wendung des bedrängten Geiſtes und Herzens ſich erſchließen durfte, des Antheils gewiß, wie ſonſt nur die mitergriffene Neigung ihn hervorzubringen pflegt. Männer, wie Gentz und Friedrich Schlegel und beide Humboldt, waren dieſem Kreiſe beeifert zugethan, bald um Blüthen und Früchte von daher zu ſammeln, bald um deren zu bringen, und immer ihren beſten Beifall hier zu finden. Graf Tilly, Guſtav von Brinckmann, Hans Genelli, von Burgsdorf, Major von Gualtieri, Ludwig und Friedrich Tieck, Fürſt von Ligne, Graf Caſa-Valencia, Fürſt Reuß, Navarro, und ſo viele andre Diplomaten, Militairs, Gelehrten und Künſtler, hatten ſich eingefunden, und mit höherem Sinn und erregtem Bedürfniß geiſtigen Behagens ſich angeſchloſſen und einheimiſch gemacht. Von ausgezeichneten Frauen wären viele zu nennen, aus den verſchiedenſten Lebensſphären, doch ſämmtlich darin gleich, daß kein ſcheinſamer und müßiger, ſondern irgend ein ächter und wahrer Bezug dem Verhältniſſe zum Grunde lag. Eine herrliche Bildergalerie, durch welche ich unter lebensprühenden Erklärungen geleitet wurde! Die Bilder

nämlich allein waren noch gegenwärtig, der Kreis ſelber jetzt durch die Zeitverhältniſſe völlig aufgelöſt, nachdem ſchon die einzelnen Menſchengeſchicke durch Tod, Entfernung und andre Wandelbarkeit die dichten Reihen gelockert hatten.

Aber nicht nur dieſe reiche Sammlung bedeutender Bildniſſe wurde mir gezeigt, ſondern noch ein andrer Schatz aufgeſchloſſen, der das antheilvolle Gemüth ungleich ſtärker anſprach. Rahel gehörte zu den ſeltenen Weſen, denen die Natur und das Geſchick die Gabe zu lieben nicht verſagt hatten. Was dazu gehörte, was daraus entſtehen mußte, wenn die Weihe der höchſten Empfindung dieſen Geiſt und dieſen Sinn vereinend ergriff, ſie emporzuheben, ſie zu zerſchmettern, das konnte ein Dichtungskundiger ahnden; doch übertrafen die Einblicke, die mir wurden, alles, was ich zu ahnden fähig geweſen war. Die Gluth der Leidenſchaft hatte hier überſchwänglich die edelſte Nahrung gefunden und aufgezehrt; andres Leid und andrer Untergang erſchien dagegen gering und kaum noch mitleidswerth. Die Briefe und Tageblätter, welche mir aus einziger Gunſt des Vertrauens zum Leſen gegeben wurden, enthielten eine Lebensfülle, an welche das, was von Goethe und Rouſſeau in dieſer Art bekannt iſt, nur ſelten hinanreicht; ſo mögen die Briefe an Frau von Houdetot geweſen ſein, deren Rouſſeau ſelbſt als unvergleichbar mit allem andern erwähnt, ein ſolches Feuer der Wirklichkeit mag auch in ihnen gebrannt haben! Dieſe Papiere, nachdem ſie lange in meiner Verwahrung geweſen, ſind leider im Jahre 1813 verloren und wahrſcheinlich vernichtet worden, bis auf wenige, die kein genügendes

Bild geben. Es ſcheint, als ſolle dergleichen nicht zum litterariſchen Denkmal werden, ſondern heimgehen mit den Perſonen, denen es unmittelbar gehörte. Nächte lang ſaß ich über dieſen Blättern, ich lernte kennen, wovon ich früher keinen Begriff gehabt, oder vielmehr, was in meiner Ahndung geſchlummert, wurde mir zur wachen Anſchauung. Nur das dünkte mich ein Traum, daß ich zu dieſen Schriften gekommen war, und an ſolchem Daſein ſo nahen Antheil gewann.

Die Fülle und Kraft perſönlicher Lebensentwicklung waren mit der Schönheit und Erhebung dichteriſchen und philoſophiſchen Geiſtlebens in engem Bündniſſe, ſie bewegten ſich beiderſeits in bezugvoller Uebereinſtimmung. Schon ſehr früh, weit früher, als irgend eine litterariſche Meinung der Art ſich gebildet hatte, war Rahel von Goethe's Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht ſeines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn über jede Vergleichung hinausgeſtellt, ihn für den höchſten, den einzigen Dichter erklärt, ihn als ihren Gewährsmann und Beſtätiger in allen Einſichten und Urtheilen des Lebens enthuſiaſtiſch angeprieſen. Jetzt erſcheint das ſehr leicht und natürlich, und niemand will Goethe's hohes Hervorragen verneinen, denn ſogar im Bemühen ſie einzuſchränken, giebt man die Bejahung zu, allein damals, wo der künftige Heros noch in der Menge der Schriftſteller mitging, und an Rang und Ruhm ganz Andre weit voranſtanden, wo die Nation über den Gehalt und ſogar über die Form der geiſtigen Erzeugniſſe noch ſehr im Trüben urtheilte, und meiſt an kleinlichen Nebenſachen und äußerlichen Uebereinkommniſſen hing, damals war es kein Geringes, mit geſundem Sinn

und Herzen aus dem Gewirr von Täuſchungen und Ueberſchätzungen ſogleich das Aechte und Wahre herauszufühlen und mit freiem Muthe zu bekennen. Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel im Kreiſe ihrer Freunde längſt zu einer Art von Kultus gediehen, nach allen Seiten ſein leuchtendes, bekräftigendes Wort eingeſchlagen, ſein Name zur höchſten Beglaubigung geweiht, ehe die beiden Schlegel und ihre Anhänger, ſchon berührt und ergriffen von jenem Kultus, dieſe Richtung in der Litteratur feſtzuſtellen unternahmen. Gedenkenswerth erſcheint es, daß, während dieſe Männer ihre Anbetung doch nicht ohne einige Abſicht auf Ertrag und Lohn ausübten, Rahel ihrerſeits dabei mit völligem Selbſtvergeſſen verfuhr; ſie hatte Goethe'n im Karlsbade perſönlich kennen gelernt, und er mit Aufmerkſamkeit und Antheil ihres Umgangs gepflogen, wie auch noch ſpäterhin deſſelben mit Hochſchätzung gedacht, ohne daß ſie im geringſten eine Verbindung feſtgehalten, einen Briefwechſel veranlaßt hätte, im Gegentheil, ſie erwähnte wenig der Perſon, deſto beeiferter aber des Genius, und nicht die zufällige Bekanntſchaft, ſondern die weſentliche, die das Leſen ſeiner Schriften gab, genoß und zeigte ſie mit Stolz und Freude. Spät erſt entdeckte ich unvermuthet in alten Briefen die aus Goethe's Mund vernommenen für Rahel rühmlichen Aeußerungen, welche ihr von Freunden berichtet, von ihr ſelbſt aber vergeſſen waren. In der Philoſophie ſtand ihr gleicherweiſe der edle Fichte voran, für deſſen Geiſteskarakter ſie ſtets in gleicher Verehrung blieb, wenn auch ſein Geiſtesgehalt bei weitem nicht alles abſchloß, was ihr Gedankenflug forderte oder geſtalten mochte. Friedrich Schlegel, No-

valis, Schleiermacher, ja ſelbſt Schelling und Steffens, waren ihr theils perſönlich, theils den Schriften nach bekannt und werth. In der Muſik waren ihre Lieblinge Gluck, Mozart und Righini; die italiäniſche Schule im Geſang, und nebenher auch im Tanze, allem andern vorausgeltend. Und damit dem Schätzen und Lieben auch der Gegenſatz des Mißachtens und Verwerfens nicht fehlte, ſo waren ihr eben ſo früh und ſo entſchieden, wie jene im Guten, die damals beliebten Bühnenherrſcher Kotzebue und Iffland im Schlechten bemerkt, lange vorher, ehe noch die zum Bewußtſein erwachende litterariſche Kritik ihre muthigen Angriffe gegen dieſe Götzen der Menge gerichtet hatte. Namentlich klagte ſie, daß Iffland, abgerechnet ſein großes perſönliches Talent, das doch dem ächten Genius eines Fleck nicht zu vergleichen war, durch ſein wachſendes Anſehen und Einwirken die Bühne und Schauſpielkunſt in Berlin auf weithinaus zu Grunde richte, in's Gemeine und Manierirte hinabziehe, und der leitenden Behörde, wie ſelbſt dem Publikum, die falſcheſten Maximen und Urtheile einflöße und verhärte. Dieſe Polemik hat Wurzel gefaßt, und ſich in der Folge durch namhafte Autoritäten ausgebreitet, doch lange nicht ſo ſehr, daß nicht noch heutiges Tages das Verdienſt der richtigen Vorausſetzung durch vielfältigen Augenſchein leider bewährt ſtünde. — —

Ich war nicht ſo bald in dieſen neuen Lebensſtrom eingegangen, als ich ſchon eilte, auch meinen Freunden eifrigen Bericht zu geben, ihnen Schritt für Schritt den neuen Gewinn aufzuzeigen, und ihnen alles zu gönnen, was ſie davon ſich anzueignen Fähigkeit und Neigung haben mochten. Sie ließen anfangs manchen

Zweifel und Unglauben ſpielen, der mich ſcherzend verwirren ſollte, mußten aber bald den Ernſt meiner Ueberzeugung erkennen, und ſich zuletzt der durch hundert unabweisliche Zeugniſſe ſprechenden Geiſtesmacht beugen. Eine Freundin war verwundert und wollte nicht begreifen, wie Rahel und ich uns auf die Dauer verſtehen könnten, meinte jedoch lächelnd, intereſſant und original würde ich nachher nicht leicht eine Frau mehr finden. Ein hartnäckiger Widerſacher blieb mir Harſcher, wiewohl ich grade ihm die eindringlichſten und häufigſten Mittheilungen machte. Er war ſehr fähig, anzuerkennen und zu bewundern, und zeigte ſich oft ganz hingeriſſen von tiefen und reichen Einzelheiten, die ich ihm berichtete, ſo daß er die Andern ſchalt und beſchämte, welche bei ihm Tadel und Widerſpruch gehofft hatten, und es gab wohl Fälle, wo er ſtaunend ausrief: „Hier iſt alle Tiefe der Schleiermacher'ſchen Ethik, was ſag' ich, hier iſt mehr als Schleiermacher, denn hier iſt die Wiſſenſchaft in Form des Lebens ſelbſt!“ Doch dergleichen Entflammung dauerte nicht lange, ſondern gab unvermerkt wieder einem Mißwollen und einer Uebellaune Raum, welche tief in ſeinem Gemüthe lagen, und gegen ein ſo freies und geſundes Weſen, wie ſich in Rahel darſtellte, um ſo bitterer ausſprachen, als dies mit ſeinem krankhaften und zerknitterten im hellſten Gegenſatze war. Er konnte etwas ſo Selbſtſtändiges, aus dem Ganzen Lebendes, und, ohne Kunſt und Anſtrengung, Wahrheit und Schönheit Produzirendes ſchlechterdings nicht vertragen, ja eine Art Neid und Eiferſucht ergriff ihn, und er wandte alles an, um mich von dem neuen Verhältniſſe wieder abzuziehen. Er ſelbſt folgte mir zwar zu Rahel, erfuhr die liebreichſte Auf-

nahme, genoß der belebendſten Geſpräche, und konnte des Staunens und Betrachtens kein Ende finden; allein grade das verdroß ihn wieder, er wollte ſich nicht überboten ſehen, und blieb wieder weg, weil er den Zauber, wie er ſagte, nicht wollte Herr über ſich werden laſſen. Seine ernſtlichen Erörterungen aber, ſeine ſpöttiſchen Launen, und was er ſonſt verſuchte, nichts hatte diesmal die geringſte Gewalt auf mich, er ſah es ſelber ein, und ließ mich meiner Wege gehen, zufrieden, daß ich neben der neuen Hinneigung auch unſrem alten Verhältniſſe nach wie vor die treuſte Befliſſenheit widmete, und mich nach dieſer Seite ebenſowenig wie nach jener irre machen ließ. — —

Rahel bezog im Laufe des Sommers eine ländliche Wohnung in Charlottenburg, und ich ließ mir angelegen ſein, ſie dort ſo oft als möglich zu beſuchen. Meine Arbeiten drängte ich zuſammen auf den früheren Theil des Tages, meinen ſonſtigen Umgang ſchränkte ich mehr und mehr ein, und wenn der Nachmittag mir noch nicht frei wurde, ſo ließ ich ſelbſt den dunkelnden Abend mich nicht abhalten, die Stunde Weges zu Wagen oder zu Fuß eilig zu durchmeſſen, um den meiſt drangvollen Tag in der labendſten Erholung zu beſchließen. Die größere Einſamkeit, in welcher ich die Freundin hier ſah, gab unſerm Geſpräch und ganzen Zuſammenſein einen freieren Gang und reicheren Ertrag; der heimliche Schattenplatz vor der Thür des kleinen Hauſes in der abgelegenen Schloßſtraße, die kühlen Spazirgänge in den duftenden Gartenwegen, durch die breiten bäumereichen Straßen des damals überaus ſtillen Ortes, längs des Ufers der Spree und über die Brücke, dieſe Reize

der Oertlichkeit, oft noch erhöht durch die Pracht des Mond- und Sonnenhimmels, ſind mir in der Erinnerung unauflöslich verwebt mit den erhebendſten Geiſtesflügen und den zarteſten Schwingungen des erregten Gemüths, welches denn doch zugleich leidenſchaftlichen Spannungen und geſelligem Widerſtreite genugſam eröffnet blieb, und daher von ſentimentaler Verweichlichung gar nicht bedroht war. — —

Theils mit ſich ſelber als mächtiger Gegenwart erfüllt, theils zur unbeſtimmten Zukunft gewaltſam hinausſtrebend, war die ſchöne Sommerzeit verfloſſen, und während der Ferien mußten die Entſcheidungen ausgeführt werden, welche wir gefaßt hatten. Jemehr der Zeitpunkt der Trennung herannahte, deſto inniger fühlten Rahel und ich den Werth und das Glück unſrer Verbindung. Wir ſuchten den Schmerz durch Geiſtesſtärke zu verſcheuchen, aber mitten in aller Freudigkeit, daß wir noch zuſammen ein Glück empfanden, dem auch die Trennung ſein Weſen laſſen mußte, überſchlich uns die trauervollſte Wehmuth. Es ſchien Thorheit, Wahnſinn, daß wir uns trennten, und doch blieben die gefaßten Vorſätze unverändert, und durchaus einwilligend ſtimmte Rahel mir bei. Wir hatten den Muth, uns zu trennen, geſtärkt durch die Kraft des Zuſammenſeins. Meine Lebensentwicklung war noch unvollſtändig ſogar in ihren Umriſſen, deren Geſtalt ſich abſchließen, ſich nach vielen Seiten über viele Lücken hin ergänzen mußte. Wie hätte ich bleiben ſollen, in welcher Stellung, in welcher Richtung? Der ſtrebenden Thätigkeit hätte kein Glück mich entſagen laſſen, im ruhigen Genuſſe weicher Tage wäre ich nur unglücklicher geweſen. Ich mußte

fort, um als ein Andrer wiederzukommen, und mußte immer wieder fort, bis nach genugſamen Kämpfen und Stürmen das innere Leben ſich zu dem äußern in gehöriges Verhältniß gebracht hatte. Ich fühlte dieſe unwiderſtehliche Nothwendigkeit, ohne derſelben klar bewußt zu ſein, und alle entgegengeſetzten Verſuche mußten mißlingen, bis die rechte Zeit gekommen war. Der gewonnene Schatz aber blieb mir fortan gewiß, der Wechſel des Lebens und die Vielgeſtalt der Welt vermochten über ihn nichts; auch wußten wir beide dies mit ſtärkſter Gewißheit, und in der hierdurch gewährten Herzensfreudigkeit erſchien ſelbſt die Trennung nur als Nebenſache, die ſich nur jetzt nicht ändern ließe, künftig aber unfehlbar weichen werde. Bis zuletzt nahmen zerſtreuende Thätigkeiten uns in Anſpruch. — — Als die Tage des Scheidens nun wirklich eintraten, ich mir vorſtellen mußte, daß ich dieſe Augen bald nicht mehr ſehen, dieſe Hand nicht mehr küſſen, dieſe Stimme nicht mehr hören ſollte, da mußt' ich gleichwohl verzagen, und das nahe Bild der verlaſſen zurückbleibenden Freundin brachte mich zur Verzweiflung, aus der nur die Gelübde des Wiederſehens ſich um ſo ſtärker emporhoben, und einigen Troſt gewährten. — —

Ich war damals vierundzwanzig Jahr alt, Rahel um mehr als die Hälfte dieſer Jahre älter, und dieſer Umſtand, welcher unſre ganze Lebensſtellung weit auseinander zu rücken ſchien, hätte dies vielleicht wirklich vermocht, wäre er in ſich ſelber wahr geweſen. Allein er beſtand nur als Zufälliges, und war in allem Weſentlichen aufgehoben und vernichtet. Dieſes edle Leben,

dem ſchon ſo mannigfache Weltanſchauung geworden, ein ſo großer Reichthum von Glücks= und Leidenslooſen zugetheilt geweſen, dieſes Lebens erſchien unzerſtörbar jung und kräftig, nicht nur von Seiten des mächtigen Geiſtes, der in freier Höhe über den Tageswogen ſchwebte, ſondern auch das Herz, die Sinne, die Adern, das ganze leibliche Daſein, waren wie in friſche Klarheit getaucht, nnd die reinſte, erquickendſte Gegenwart ſtand herrſchend mitteninne zwiſchen erfüllter Vergangenheit und hoffnungsreicher Zukunft. Eine dauernde Vereinigung mußte uns jedoch damals noch verſagt ſein. Meine Univerſitätsjahre waren noch nicht abgelaufen, der Verſuch, in das bürgerliche Leben einzutreten, durfte nicht unterbleiben, und kaum an der Schwelle von dieſem ſah ich mich durch innere Unruhe und den Drang der Zeiten zu dem mannigfachſten Wechſel der Verhältniſſe fortgeriſſen. Zweimaliger Kriegsdienſt, Reiſen, Zerſtreuung in glänzender Welt, Lockungen des Ehrgeizes, Neigungen und Mißverſtändniſſe, zu welchen die langwierige Entfernung Anlaß geben wollte, nichts konnte jemals in meinem Innern das feſte Band berühren, das mich mit Rahel verknüpft hielt, die tiefe Ueberzeugung, daß ich mein Lebensglück gefunden wiſſe, erſchüttern, und das unermüdete Hinſtreben zu dieſem Ziel auch nur einen Augenblick ſchwächen. Sechs Jahre vergingen auf dieſe Weiſe, nur unterbrochen durch kurze Zeiten des Wiederſehens, in welchen die Vorſätze und Hoffnungen ſich neu beſtärkten. Endlich, nach erfolgtem Umſchwunge der allgemeinen Verhältniſſe, nach erlangtem Sieg und Frieden des deutſchen Vaterlandes, von Paris, wo ich ſchwer krank gelegen, unter glücklichen Zeichen

heimkehrend, konnte ich, aller Hemmungen frei, die geliebte Freundin in Böhmen wiederfinden, den ſchönſten Sommer mit ihr verleben, und darauf in Berlin, am 27. September 1814, mein Lebensloos für immer dem ihren anſchließen.

Die neunzehnjährige Zeit unſres ſodann wenig unterbrochenen, zu ſtets erneutem Bewußtſein des Glückes erhobenen und an innerer Entwicklung reichen Zuſammenlebens zu ſchildern, darf ich vielleicht in ſpäterer Zeit, wenn die Fortſetzung der begonnenen Denkſchriften mich wieder anziehen kann, mit geſtärkten Kräften zu unternehmen hoffen. —

Beſuch bei Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth, 1808.

Baireuth, Sonntag den 23. Oktober 1808. Heute Vormittag ging ich zu Jean Paul. Harſcher war verſtimmt, und wollte durchaus nicht mitgehen, ich glaube, es verdroß ihn zu ſehr, ſeine äußeren Anſprüche gegen ſeine inneren ſo weit zurückſtehen zu finden, und einen Mann, mit dem er ſich geiſtig auf gleicher Linie fühlte, nur als unſcheinbarer Student zu begrüßen, deſſen innrer Werth zufällig noch zu keiner Namhaftigkeit ausgeprägt worden. Denn von Jean Paul eingenommen und bezaubert iſt er mehr noch als ich, und ſeinen Wunſch, den Mann wie er leibt und lebt zu ſehen, hatte er bisher oft und lebhaft ausgeſprochen. Ich bin auch nur ein unſcheinbarer Student, aber das iſt mir eben recht, und ſo ging ich getroſt hin! Eine angenehme, freundlich neugierige Frau, die mir die Thür öffnete, erkannt' ich ſogleich als Jean Paul's Gattin an der Aehnlichkeit mit ihrer Schweſter. Ein Kind wurde geſchickt, den Vater zu rufen. Er kam bald; war auf meinen Beſuch durch Briefe aus Berlin und Leipzig ſchon vorbereitet,

und empfing mich ſehr liebreich. Als er ſich neben mir auf das Sopha niederſetzte, hätte ich ihm beinah in's Geſicht gelacht, denn indem er ſich etwas bückte, ſah er genau ſo aus, wie ihn unſer Neumann in den „Verſuchen und Hinderniſſen“ ſcherzhaft beſchrieben hat, und wie und was er ſprach, verſtärkte den Eindruck in derſelben Weiſe. Jean Paul iſt wohlbeleibt, hat ein volles, gutgeordnetes Geſicht, kleine, feuervoll ſprühende und dann wieder gutmüthig matte Augen, einen freundlichen, auch im Schweigen leiſe bewegten Mund. Seine Sprache iſt ſchnell, faſt eilig, und daher bisweilen etwas ſtolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der mir ſchwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemiſch von fränkiſchem und ſächſiſchem ſein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftſprache feſtgehalten.

Ich mußte ihm zuvörderſt alles erzählen, was ich von ſeinen Berliner Bekannten irgend wußte oder gar zu beſtellen hatte. Gern dachte er der Zeit, da er in Berlin als Nachbar von Markus Herz in dem Leder'ſchen Hauſe gewohnt, wo ich vor ſieben Jahren im Garten an der Spree ihn zuerſt geſehen, mit Blättern in der Hand, die man mir als zum „Hesperus“ gehörig insgeheim bezeichnete. Dies Perſönliche, und manches Litterariſche, das ſich damit verflechten mußte, regte ihn außerordentlich an, und er hatte bald mehr zu ſagen, als zu vernehmen. Seine Rede war durchaus liebenswürdig und gutmüthig, immer gehaltvoll, aber in ganz ſchlichtem Ton und Ausdruck. Wiewohl ich es ſchon wußte, daß ſein Witz und Humor nur ſeiner Schreibfeder angehören, und er nicht leicht ein Zettelchen ſchreibt, ohne daß jene mit einfließen, dagegen ſein

mündlicher Ausdruck ſelten etwas davon verräth, ſo fiel es mir doch ſehr auf, bei dieſer beſtändigen inneren Bewegung, in der ich ihn ſah, und bei dieſer Lebhaftigkeit, der er ſich überließ, von Witz und Humor keine Spur zu ſehen. Sein übriges Betragen glich ſeinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Geſpanntes, nichts Abſichtliches, nichts, was über das Bürgerliche hinausginge; ſeine Höflichkeit war die größte Güte, ſeine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rückſichtsvoll, aber für ſich ſelber dabei möglichſt ungezwungen. Auch der Eifer, in welchen der Reiz des Beſprochenen ihn öfters brachte, veränderte doch jene Grundſtimmung niemals, nirgends trat Schärfe hervor, nirgends ein Vorſtellenwollen, nirgends lauerndes Beobachten und Spähen, überall Milde, überall freies Walten ſeiner nicht ſcharfumgränzten Natur, überall offne Bahn für ihn, und hundert Uebergänge aus einer in die andere, mit völlig unbekümmertem Darſtellen ſeiner ſelbſt. Erſt lobte er alles, was von neuern Erſcheinungen zur Sprache kam, und wenn wir dann etwas näher in die Sache kamen, war dann alsbald doch Tadel die Hülle und die Fülle. So über Adam Müller's Vorleſungen, über Friedrich Schlegel, über Tieck und Andere. Er meinte, die deutſchen Schriftſteller müßten ſich immer nur an das Volk, nicht an die vornehmen Stände halten, wo ſchon alles verdorben und verloren ſei; und hatte doch eben Adam Müller'n gerühmt, daß der es verſtehe, ein gründliches Wort an gebildete Weltleute zu bringen. Er iſt überzeugt, daß aus dem Aufſchluſſe der indiſchen Welt für uns nichts zu gewinnen ſei, als zu den vielen Dichtungsgärten, die wir ſchon haben, noch einer mehr,

aber keine Ausbeute von Ideen; und doch lobte er einige Minuten vorher Friedrich Schlegel's Bemühungen mit dem Sanskrit, als müſſe ein neues Heil daraus hervorgehen. Er hatte es nicht hehl, daß ein rechter Chriſt ihm jetzt nur als ein proteſtantiſcher denkbar ſei, daß ihm eine wahre Verkehrtheit dünke, wenn ein Proteſtant jetzt katholiſch werde, und mit dieſer Anſicht hatte ſich kurz vorher doch die größte Hoffnung vertragen, daß der katholiſche Geiſt in Friedrich Schlegel mit dem indiſchen vereint viel Gutes wirken werde! Von Schleiermacher ſprach er achtungsvoll, meinte aber doch, ſeinen Platon könne er nicht recht genießen, und in Jacobi's und Herder's Seelenſchwunge glaubte er viel mehr von jenem göttlichen alten Weiſen zu ſpüren, als in allem gelehrten Scharfſinne Schleiermacher's, was ich freilich nicht ohne ſtarken Widerſpruch durchlaſſen wollte. Fichte, von deſſen Reden an die deutſche Nation, gehalten in Berlin unter dem Geräuſch franzöſiſcher Trommeln, ich ihm viel erzählte, war und blieb ihm unheimlich; die Entſchiedenheit dieſer Kraft ängſtigte ihn, und er ſagte, er könne dieſen Autor nur noch gymnaſtiſch leſen, mit dem Inhalte ſeiner Philoſophie habe er nichts mehr zu thun.

Jean Paul wurde hinausgerufen, und ich blieb eine Weile mit ſeiner Frau allein. Auch dieſer wußte ich von ihrer Vaterſtadt Berlin mancherlei zu erzählen, und ihre Theilnahme für dortige Verhältniſſe und Perſonen hatte nach allem, was ſie ſchon mit angehört, noch eine große Nachleſe zu halten. Die Frau gefiel mir ungemein; ſanft, fein, ſittig, verband ſie mit dem ſchönſten Eindruck der Häuslichkeit zugleich höhere Geſellſchafts-

gaben und freiere Welteinſicht, als Jean Paul zu haben ſchien. Sie wollte ſich aber dem trefflichen Mann auch in dieſer Beziehung gern unterordnen. Aus allem ging hervor, daß beide Gatten ein recht glückliches Leben zuſammen führten. Ihre drei Kinder ſind ſchöne, liebliche, friſche Geſchöpfe. Ein Knabe, Max, von fünf Jahren, iſt der Liebling des Vaters, der einen künftigen Kriegshelden in ihm ſieht; in der That iſt er ganz Kraft und Muth, und auch von Körper ausgezeichnet, ich fühlte die ſtarken Knochen und Sehnen ſeiner kleinen Arme mit Erſtaunen. Zwei Mädchen, Emma und Ottilie, älter und jünger als der Knabe, ſahen ſehr lieblich aus, und zeigten, bei ſchon merkbarer Verſchiedenheit der Anlagen, das gemeinſame Gute der Eltern unzweifelhaft. Alle drei ſind völlig unbefangen, ganz frei und ganz kindlich, weniger zum Guten erzogen, als darin aufgewachſen. Ich hatte recht herzliche Freude an ihnen, und ſie riefen mir andre liebe Kinder in's Gedächtniß, mit denen ich noch kürzlich zuſammen war! Als der Vater wieder eintrat, war es ziemlich ſpät geworden, ich wollte weggehen, wurde aber nur entlaſſen, um meinen Reiſegefährten zu benachrichtigen, daß ich nicht mit ihm eſſen würde; Harſcher zu Jean Paul's Mittagstiſche mitzubringen, wie ich aufgefordert war, durfte ich nicht hoffen.

Fortwährend geſprächig und äußerſt gutgelaunt verbreitete ſich Jean Paul über die mannigfachſten Gegenſtände. Ich brachte ihm unter andern auch einen Gruß von Rahel Levin und die beſcheidene Frage, ob er ſich ihrer noch erinnere? Sein Geſicht ſtrahlte von vergnügter Heiterkeit: „Wie könnte man ein ſolches Weſen

je vergeſſen?“ rief er lebhaft aus; „Das iſt eine in ihrer Art einzige Perſon, ich bin ihr von Herzen gut geweſen, und werde es noch täglich mehr, denn der Eindruck von ihr wächſt mit allem, was ſonſt in mir an Sinn und Verſtändniß zunimmt; ſie iſt die einzige Frau, bei der ich ächten Humor gefunden, die einzige humoriſtiſche Frau!“ (Jean Paul dachte wohl nicht an Frau von Sévigné, oder war nicht darauf gekommen, ihrer Eigenthümlichkeit den rechten Namen zu geben; denn was die Franzoſen an ihr ſo ſehr als Natürlichkeit preiſen, iſt in den meiſten Fällen grade das, was wir Humor nennen.) Nun ging er in großes Lob einzelner Eigenſchaften ein. Als ich dieſes Lob unterbrach, und ihn verſicherte, aller Verſtand, Klugheit und Witz, die er von Rahel rühme, ſeien in meinen Augen doch viel geringer, als die Innigkeit und Güte ihres Gemüths, wunderte er ſich nicht, ſondern glaubte mir dies gern, und wiederholte nur, jene ſeien aber ungeheuer groß. Er rühmte ſich zweier Briefe von Rahel, und ſagte, der eine aus Paris ſei mehr als zehn Reiſebeſchreibungen werth, ſo habe noch nie jemand die Franzoſen und die franzöſiſche Welt auf den erſten Blick eingeſehen und karakteriſirt; was das für Augen wären, die ſo ſcharf und klar gleich die ganze Wahrheit, und nur die Wahrheit, ſähen! Als ich ihm ſagte, wie viele Briefe ich von ihr beſäße, nicht an mich geſchriebene, ſondern mir geſchenkte, wurde er ganz neidiſch; wenn ich in derſelben Stadt mit ihm wohnte, ſagte er, ſo müßte ich ihm wenigſtens zwei Worte aus jedem Briefe mittheilen; das ſei ein ungeheurer Schatz, ein einziger; Rahel ſchreibe vortrefflich, es ſei aber nothwendig, daß ſie an jemand

ſchreibe, ein perſönlicher Anreiz müſſe bei ihr alles hervorlocken, mit Vorſatz ein Buch zu ſchreiben werde ſie wohl nie im Stande ſein. „Ich bin jetzt fähiger, fuhr er fort, ſie zu verſtehen, als damals in Berlin; ich möchte ſie jetzt wiederſehen! je öfter mir von den Bemerkungen und Ausſprüchen, die ſie nur ſo hin zu ſagen pflegte, etwas wieder einfällt, je mehr ſtaune ich! Sie iſt eine Künſtlerin, ſie hebt eine ganz neue Sphäre an, ſie iſt ein Ausnahmsweſen, mit dem gewöhnlichen Leben in Krieg, oder weit darüber hinaus; — und ſo muß ſie denn auch unverheirathet bleiben!“ Er pries mich glücklich, eine ſolche Freundin zu haben, und fragte mich, gleichſam prüfend und meinen Werth meſſend, wodurch ich, noch ſo jung, mir das verdient habe? Ich gewann ſichtbar in ſeinen Augen durch dieſe Beziehung. Als ich am Abend dies alles Harſcher'n wiedererzählte, war auch dieſer ganz benommen von der Macht ſolcher Aeußerungen, denen er ſich doch nur gezwungen beugte, denn wo er die Anerkennung nicht ſelbſt aufgebracht, wo er ihr nur zuſtimmen mußte, war ſie ihm jedesmal ſchwer und faſt peinlich.

Montag, den 24. Oktober. Der empfangenen Einladung zufolge, ſtellte ich mich heute Nachmittag früh genug bei Jean Paul ein. Harſcher behauptete, nothwendig Briefe ſchreiben zu müſſen, und blieb unbeweglich im Wirthshauſe. Jean Paul war eben von einem Spazirgange heimgekehrt, die Frau mit dem einen Kinde noch nicht zu Hauſe. Wir kamen auf ſeine Schriften, dieſe bei den meiſten Autoren ſo bedenkliche Saite, welche der eine gar nicht berührt wiſſen will, der andre immerfort will klingen hören. Er war dabei

ſo liebenswürdig, wie ich nie erwartet, frei, unbefangen und gründlich in ſeinem ganzen Weſen. Der Anlaß dieſes Geſprächs war der neuſte Cotta'ſche Damenkalender, worin Goethe's „pilgernde Thörin" und Jean Paul's „Traum einer Wahnwitzigen" ſtehen. Es war noch kein Exemplar nach Baireuth gekommen, ich aber brachte von Dresden her eines mit, Jean Paul wünſchte es zu behalten, und wies mir in Tübingen bei Cotta den Erſatz an. Solche Phantaſieen, ſagte er, wie jener Traum eine ſei, könne er immerfort ſchreiben, die Stimmung dazu, wenn er nur geſund ſei, habe er ganz willkürlich in ſeiner Gewalt, er ſetze ſich an's Klavier, phantaſiere da auf das wildeſte, überlaſſe ſich ganz dem augenblicklichen Gefühl, und ſchreibe dabei ſeine Bilder hin, freilich wohl nach einer gewiſſen vorbedachten Richtung, aber doch ſo frei, daß dieſe ſelbſt oft verändert würde. Ganz eben ſolcher Stimmung folge er, fügte er hinzu, wenn er den Leibgeber oder Schoppe in der höchſten Begeiſterung reden laſſe, dieſe Figur ſei dann ganz er ſelber. Noch erfüllt von den Bildern jenes Traumes, von der Rieſenhaftigkeit der Gedanken, die hier hin und her geworfen werden, und die zu den größten und gehaltvollſten aller Mährchenpoeſie gehören, mußte ich nur um ſo mehr erſtaunen, als ich die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit vernahm, mit welcher dem Dichter dieſe Gebilde zuwachſen. Er hatte ſich in dieſer Art einmal vorgenommen, eine „Hölle" zu ſchreiben, die kein Menſch ſollte aushalten können, und vieles davon iſt wirklich fertig, jedoch nicht für den Druck beſtimmt. Ich fragte nach den „Flegeljahren", und hörte zu meiner größten Freude, daß er ſie ganz gewiß fort-

ſetzen wird; er betrachtet ſie wie ſein beſtes Werk, worin er recht eigentlich wohne, da ſei ihm alles heimiſch und behaglich, wie eine freundliche Stube, ein bequemes Sopha, und vertraute fröhliche Geſellſchaft. Auch iſt er überzeugt, ſeine eigenthümlichſte und wahrſte Richtung in dieſem Buche befolgt, ſeine wahre Art gewiß darin getroffen zu haben, andre ſeiner Bücher, meinte er, könnte er mit ſeinem Talent gemacht haben, in den Flegeljahren aber habe ſein Talent ihn ſelbſt ergriffen, auch ſeien Vult und Walt nur die beiden entgegengeſetzten und doch verwandten Perſonen, aus deren Vereinigung er beſtehe.

Wir ſprachen noch vielerlei über Schriften und deren Abfaſſung, deren Triebwerke und Hülfsmittel. Dabei kamen wir denn auch auf das Darſtellen von Gegenden und Landſchaften. Jean Paul iſt darin ein großer Meiſter; kein Wunder, da er von je mit der Natur gelebt, in ſeinen früheren Jahren oft halbe Tage im Freien zugebracht, Wolken und Luft, Land und Waſſer, ja jede Blattwindung und Halmſtellung, liebevoll beobachtet, das Größte wie das Kleinſte, und zu ſeiner Erinnerung immer alles aufgeſchrieben, ſo viel dies nur möglich war. Er erſchrak ordentlich, als ich es wagte, Goethe'n als weniger geſchickt in dieſer Parthie zu bezeichnen, und erinnerte ſogleich an zwei im „Werther" beſchriebene Gegenden und Landſchaften, denen in der That die Meiſterhaftigkeit nicht abzuſprechen iſt. Wie aber die Sache anzugreifen ſei, welche techniſche Vortheile es dafür gebe, darüber ſtritten wir eine Weile. Endlich ſagte Jean Paul ſehr ſinnvoll, um eine Gegend dichteriſch

2**

aufzufaſſen, dürfe der Dichter nicht bei ihr anfangen, ſondern er müſſe die Bruſt eines Menſchen zur camera obscura machen, und in dieſer die Gegend anſchauen, dann werde ſie gewiß von lebendiger Wirkung ſein; nichts aber ſei todter, als wenn der ſich neugierig umſehende Reiſende nur den ſinnlichen Stoff als ſolchen erzähle und beſchreibe. Jean Paul verlangte, der Dichter ſolle auch wirkliche Gegenden doch immer nur aus der Phantaſie beſchreiben, die allein könne das Richtige und Wahre liefern. So habe er ſelber ſchweizeriſche und italiäniſche Gegenden, letztere z. B. im „Titan“, ſehr richtig — wenigſtens die bewährteſten Kenner ſagten es — geſchildert, ohne ſie je geſehen zu haben, und auch in Nürnberg, deſſen Oertlichkeit in den „Palingeneſien“ bis zum kleinſten Einzelnen vorkomme, ſei er erſt lange nachher, und auch da nur auf einen halben Vormittag, geweſen. Mir ſchien eine tiefe Wahrheit in dieſer Paradoxie zu liegen, der doch nicht unbedingt beizuſtimmen war; gilt für das Bild ein anderes Geſetz, als Meſſen und Aufzählen, ſo muß doch die Phantaſie, um Bilder einer beſtimmten Wirklichkeit hervorzurufen, wenigſtens ähnliche Beſtandtheile ſtets als Gleichniß bereit haben. —

Das Geſpräch wandte ſich auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf den Zuſtand von Deutſchland, auf die Machtherrſchaft der Franzoſen. Mir ſind die politiſchen müſſigen Verhandlungen ſehr zuwider, es kommt wenig dabei heraus, man tappt im Finſtern, und alles iſt meiſtentheils ganz anders, als man die Sachen gewöhnlich im erſten Augenblick wiſſen kann und behaupten will. Aber entzückend war es mir, Jean Paul bei

ſolchem Anlaſſe die reinſten vaterländiſchen Geſinnungen ausſprechen zu hören, und um dieſer Felſeninſeln willen durchſchwamm ich freudig das leere Gefluth unſichrer Nachrichten und ſchwankender Vermuthungen, das um jene her wogte. Was Jean Paul ſagte, war tief, verſtändig, herzlich, tapfer, deutſch bis in die kleinſte Faſer hinein; kurz tauſendmal beſſer als ſeine „Friedenspredigt“, über die wir uns in Berlin geärgert hatten. Ich konnte ihm vielerlei erzählen, von Napoleon, den er nur aus Bildniſſen kannte, von Johannes von Müller, über deſſen Kataſtrophe und Karakter er begierig Aufſchluß wünſchte, von Fichte, dem er jetzt gezwungen ſeine höchſte Bewunderung widmete, von dem Marquez de la Romana und ſeinen Spaniern, die ich in Hamburg geſehen hatte. Jean Paul zweifelte keinen Augenblick, daß die Deutſchen einſt gleich den Spaniern ſich erheben, daß die Preußen ihre Schmach rächen und das Vaterland befreien würden; er hoffte, ſein Sohn werde es erleben, und wollte es nicht läugnen, daß er ihn zum Soldaten erziehe. Meine Mittheilungen und Anſichten konnten ſein Vertrauen nur beſtärken; ich brachte ihm Zeugniſſe in Menge, wie hohl und ſchwach die Macht Napoleon's in ſich ſelber ſei, wie tief und ſtark die Geſinnung, die ihm entgegenſtehe. In dieſe abgelegene Provinz waren viele Thatſachen noch gar nicht hingedrungen, eine Menge von Bezügen waren hier ganz neu. Jean Paul hörte mir begierig zu, und barg ſein Entzücken nicht, als ich ihm mehrere Strophen der Ode von Stägemann gegen Napoleon herſagte, wobei er doch ſorgſam warnte, dergleichen nur vorſichtig mitzutheilen und nicht ſchriftlich bei mir zu führen, und

allerdings mußte ich zugeben, daß man um weniger ſchon hier Freiheit und Leben verlieren könne. Aber bald vergaß er ſelbſt ſeiner Warnung, und wollte eine Abſchrift haben. Nun drückten wir uns erſt recht als gleichgeſinnte Freunde die Hände, und tauſchten rückhaltlos unſre Meinungen aus. Die Spanier machten den freudigen Refrain zu allem, auf ſie kamen wir immer zurück.

Die Erwähnung der Reden Fichte's brachte uns auf das Erziehungsweſen, für den Verfaſſer der „Levana" natürlich ein ſehr ergiebiger Gegenſtand. Er billigte faſt alles, was ich ihm als Ergebniß meiner Erfahrungen hierüber vortrug, und ſchloß endlich mit dem Satz, daß man nur ſeine eignen Kinder, aber keine fremden, erziehen könne. Dieſes Erziehen der eignen Kinder nun, ich muß es ſagen, leiſtet er auf die vortrefflichſte Weiſe, ich habe es in dieſen zwei Tagen ſo gut erkannt, als ob es hundert geweſen wären. Die Kinder ſind glücklich, gedeihen in zarter Liebe und geſunder Stärke, entwickeln ſich nach eigner Art, und für dieſe Eigenheit hat Jean Paul das leiſeſte Gefühl, die ſorgſamſte Acht und Leitung.

Nürnberg, Donnerstag den 27. Oktober. Ich habe noch einiges von meinem letzten Abend in Baireuth bei Jean Paul nachzuholen. — Die Frau war nach Hauſe gekommen, und nahm an dem letzten Geſpräche einigen Antheil, entfernte ſich aber bald wieder in häuslichen Geſchäften. Die zwei jüngſten Kinder waren eingeſchlafen. Ich wollte den lieben Kindern gern ein Andenken von mir zurücklaſſen, ſetzte mich daher zum Tiſch und begann einige Bildchen für ſie auszuſchnei-

den. Als Jean Paul dieſe kleine Kinderwelt aus Papieren ziemlich ſchnell vor ſeinen Augen entſtehen ſah, wurde er ſelber von Kindergefühlen ergriffen, mit vergnügter Lebhaftigkeit rief er ſeine Frau herbei, weckte ſeine Kinder auf, das dritte hatte ſich ſchon an mich geſchmiegt, und nun ſollte ich umſtändlich von Allem Rechenſchaft geben. Meine kleinen Arbeiten wurden von den Kindern mit Jubel aufgenommen, ſie behaupteten, ich ſei das Chriſtkindchen, das ihnen Geſchenke bringe, und auf die Bemerkung, ich ſei aber doch ſchon ſo groß, blieb der Knabe dabei, nun ja, ich ſei ein großes Chriſtkindchen, welches Wort den Vater ungemein freute, ſo daß es mir erſt hiedurch auffiel. In ſolchen Geſprächen und Beſchäftigungen ging ein guter Theil des Abends hin, ich fühlte mich ganz beglückt in der Mitte dieſer ſchönen, reinen Familie, die ſo herzlich gegen mich war und mich ſchon keine Fremdheit mehr empfinden ließ.

Ich blieb zum Abendeſſen, gegen meinen Vorſatz, denn ich hatte Harſcher'n verſprochen, nicht ſpät wiederzukommen, da wir am andern Morgen früh abreiſen wollten. Die Frau war überaus gütig, Jean Paul ſo traulich und aufgeweckt, daß ich dem beiderſeitigen Zureden nicht widerſtehen konnte. Bei dem artigen und ſchon ſüddeutſch reichlichen Mahle herrſchte die beſte Laune. Unter andern gab uns der Vorfall ſehr zu lachen, daß mir Jean Paul eine Empfehlung nach Stuttgart an einen ſeiner — wie er ſagte — herzlichſten Freunde geben wollte, es aber unterlaſſen mußte, weil er ſich durchaus nicht auf deſſen Namen beſinnen konnte! Von ernſthafter Art hingegen waren die Geſpräche über Tieck, Friedrich und Wilhelm Schlegel, Bernhardi,

Schütz, mit Einem Wort, über die ſogenannte romantiſche Schule. Jean Paul hatte dieſelbe in ſeiner „Vorſchule der Aeſthetik" gleichſam anerkannt, allein aus bloßer Achtung für Talent und Geiſt; gegen den eigentlichen Kern jenes ganzen Zuſammenhangs hegte er fortwährend das tiefſte Widerſtreben. Beſonders gegen Tieck war ſeine Stimmung jetzt von manchen Seiten ſehr aufgebracht. Er behauptete, Tieck habe eine ganze Gattung ſeines Komiſchen von Bernhardi entlehnt, wie man deutlich aus den „Bambocciaden" ſehe, einen andern Theil habe er ſeinen, Jean Paul's, Schriften nachgebildet, wie er ihm ſelber einſt eingeſtanden; dann habe er viel von Shakespeare angenommen; ſein Ernſthaftes und Rührendes aber ſei theils aus alten Volksbüchern, theils — wie die ſchönſten Anklänge der „Genoveva" — aus dem Mahler Müller geſchöpft; die Kunſtempfindſamkeit in den „Phantaſieen" und im „Sternbald" kam auf Rechnung Wackenroder's, und die äußerſt komiſche Erzählung vom Schneider Tunelli ſollte faſt wörtlich aus einem alten Buche wiederabgedruckt ſein. So kam es über Tieck hier faſt zu einem ähnlichen concursus creditorum, wie die Schlegel im Athenäum muthwillig einen über Wieland eröffnet hatten. Allein ich mußte mich dieſem doch ſehr ungerechten und übereilten Verfahren entgegenſetzen. Die Anklage wegen der Benutzung der Genoveva des Mahler Müller ſei, konnte ich mit Grund behaupten, von Tieck ſchon längſt ſiegreich zurückgewieſen. Die Bambocciaden, ſo wußte ich von Bernhardi ſelbſt, gingen zwar unter deſſen Namen, rührten aber dem beſſern Theile nach von Tieck her. Die Nachbildung alter Stoffe, wandt' ich

ferner ein, ſei von jeher den Dichtern erlaubt geweſen; ſie habe nie zum Vorwurfe gereichen können, ſobald eine neue Schöpfung dabei ſtattfinde, das letztere ſei aber bei der Genoveva, dem Oktavianus und vielen andern, ganz unläugbar. Schließlich konnte ich Bernhardi's Wort anführen, der in den Zeiten feindlicher Spannung einſt mit edler Aufrichtigkeit mir das Bekenntniß abgelegt, er möge es bedenken wie er wolle, er möge ſich fragen her und hin, immer bleibe er von der tiefen Wahrheit durchdrungen, immer trete ihm neu die Ueberzeugung auf, daß von allen Anführern der romantiſchen Schule doch nur Tieck der wahrhaft geniale und der ſei, von dem man ſagen könne, er trage die Gottheit im Buſen! Jean Paul wurde nachſinnend, es vergegenwärtigten ſich ihm die Vorzüge, ſein Herz neigte ſich ohnehin lieber zum Anerkennen und Bewundern, und ſo geſchah es bald, wie mir ſchon geſtern mehrmals begegnet war, daß er bei ganz andern Ergebniſſen anlangte, als der Beginn hatte erwarten laſſen; die Mißſtimmung mit allen ihren Gründen und Antrieben verſchwand, und Tieck blieb uns ein Dichter, ein hoher und trefflicher! —

Dieſe Biegſamkeit in Jean Paul's Urtheilen, dieſe Eingeſchloſſenheit in beſtimmte Gedankenzüge, dieſe kleinen Scheuleder an den Seiten, die ihn nur ſeine grade Straße vor ſich hinſehen laſſen, dieſe augenblickliche Beſchränkung und Einſeitigkeit, alles dieſes hängt unſtreitig mit ſeinen beſten Eigenſchaften zuſammen, und rührte mich als eine liebenswürdige Schwäche, die auch ſeinem Weſen weniger ſchädlich iſt, als ſie es einem andern wäre, das ſich mehr in eingreifendem Handeln

und ſcharfem perſönlichen Vortreten gefiele. Jean Paul's Ungerechtigkeit iſt nur eine in ihm, nicht in der Welt, ſie überſchreitet das ſtille Gehege ſeiner Privatgedanken nicht. Und die Rückkehr zur Freundlichkeit und Güte wiegt hundertmal die kurze Abwendung auf.

Ich lernte Jean Paul aus dieſen Geſprächen mehr kennen, als die Perſonen, die er beſprach. Es iſt ein reiner edler Menſch, kein Falſch und kein Schmutz iſt in ſeinem Leben, er iſt ganz wie er ſchreibt, liebevoll, innig, ſtark und brav. Auch an perſönlicher Tapferkeit fehlt es ihm gewiß nicht, und käme die Gelegenheit, ſo würde er, ich traue es ihm zu, mit dem Degen ſchneller bei der Hand ſein, als mancher Andre.

Als ich mir den trefflichen Mann in ſeinem Werthe ſo betrachtete und erwog, ſchlug mir plötzlich das Gewiſſen. Ich mußte an unſern Doppelroman, die „Verſuche und Hinderniſſe", gedenken, und an die komiſche Figur, welche Jean Paul unter dieſem ſeinen Namen und in ſeiner eigenſten Manier darin ſpielt. Zwar hatte ich grade an dieſer Figur den wenigſten Antheil, ſie war, ihren beſten und eindringendſten Zügen nach, das Werk von Neumann, aber an dem Ganzen war ich doch mitſchuldig, und es kam mir wie eine Treuloſigkeit vor, von Jean Paul jetzt zu ſcheiden, ohne ihm den Frevel zu bekennen. Ich erzählte ihm alſo die Entſtehung des Buches, den ungefähren Inhalt, und daß und wie neben Johannes von Müller und Johann Heinrich Voß auch er ſelber darin vorkomme. Er hörte mich ganz gelaſſen an, freute ſich des Scherzes, den er als gut und gelungen anzuerkennen hoffte, und rechnete es mir beſonders an, daß ich den Drang gefühlt, ihm

davon zu ſprechen. Er verſtand vollkommen, wie es gemeint war, und begriff die Stimmung, die uns verleiten gekonnt, gerade unſre gefeierten Helden mit dergleichen Muthwillen anzugreifen; er wiſſe recht gut, ſagte er, daß die Soldaten Cäſar's, die bei deſſen Triumphzuge die bekannten Spottlieder ſangen, darum doch die tapferſten und treuſten blieben, auf die jener ſich in Gefahr und Kampf am ſicherſten verlaſſen konnte. „Alles, alles aber, rief er aus, kommt darauf an, daß die Sache wirklich gelungen iſt! Das Aeſthetiſche muß euch retten, iſt das nicht gut, dann habt ihr auch das Moraliſche zu verantworten; kann ich jenem aber Beifall geben, ſo nehm' ich dieſes auf mich!" Es gefiel ihm nicht übel, daß auch wir uns ſelber, wie ich ihm erzählte, in dem Buche nicht geſchont, ſondern zu ſtarken Zerrbildern verarbeitet hätten. „So iſt die Jugend, ſagte er lachend, gilt es einen durch den Regen zu jagen, ſo ſcheut ſie ſelber die Traufe nicht! Doch wenn die Wirthe denn miteſſen, werden die Gäſte ja wohl auch das Vorgeſetzte noch hinunterbringen!" Von Müller und Voß meinte er, ſie würden ſich doch ſehr ärgern, die verſtänden nicht ſo Spaß wie er. Indeß empfand auch er einigen Schreck und Entrüſtung, als er vernahm, daß wir Goethe'n zu necken gewagt, und auch die Figur Wilhelm Meiſters frevelhaft mißbraucht hätten. „Kinder, was habt ihr da gethan! ſagte er bedenklich, das hättet ihr unterlaſſen ſollen! Goethe iſt ein geweihtes Haupt, der ſteht anders, als alle Uebrigen. Den geb' ich weniger preis, als mich ſelbſt!" Ich hatte in meinem Bericht die Farben eher zu ſtark als zu ſchwach aufgetragen, und freute mich ſchon, daß Jean Paul das

Buch wenigſtens nicht ſchlimmer finden würde, als er es ſich jetzt vorgeſtellt. Wegen Goethe's ſuchte ich ihn wieder etwas zu beruhigen. Von dieſem ſprachen wir nun noch eine Weile, und Jean Paul mit ſteigender Bewunderung, ja mit einem Schauder von Ehrerbietung. —

Das herrlichſte Obſt war zum Nachtiſch aufgetragen. Plötzlich erhob ſich Jean Paul, gab mir die Hand, und ſprach: „Verzeihen Sie, ich gehe zu Bett! Da es aber noch ſehr früh iſt, ſo bleiben Sie in Gottesnamen noch hier und plaudern mit meiner Frau, es wird noch mancherlei vorzubringen ſein, was ich nicht aufkommen ließ. Ich bin ein Spießbürger, die Stunde iſt da, wo ich ſchlafen muß!" Er nahm ein Licht, und ſagte gutnacht. Wir ſchieden in großer Herzlichkeit, und in dem beiderſeitigen Wunſche, daß ich künftig einmal längere Zeit in Baireuth verweilen möchte. —

Noch eine ganze Weile blieb ich mit der trefflichen Gattin in lebhaftem Geſpräch, deſſen Gegenſtand meiſt Jean Paul ſelbſt war, dann auch mancherlei mir bekannte Verhältniſſe, denen ſie einen neuen Antheil widmete. Ich kam ſpät in unſer Wirthshaus, und fand Harſcher ſchon eingeſchlafen, merkte noch eilig in meine Schreibtafel die wichtigſten Züge dieſes Abends an, und als wir am andern Tage wieder unterwegs waren, fehlte mir für meinen Begleiter die unerſchöpflichſte und willkommenſte Unterhaltung nicht, indem ich ausführlich ſchilderte und beſprach, was alles er verſäumt hatte! —

Während ich in Tübingen war, kam der ſogenannte Doppelroman wirklich an das Tageslicht. Neumann und ich waren doch nicht ohne Beſorgniß, wie Jean Paul die Sache aufgenommen habe. Jedoch gelangte zu uns darüber keine Kunde. Das Buch, wiewohl erſchienen, und hin und wieder angekündigt, fand noch lange Zeit keinen Weg in Jean Paul's Hände. Noch am 20. März 1809 richtete er nach Tübingen folgendes Blatt an mich: „Ihre Scheeren-Plaſtik macht nicht bloß meinen Kindern, ſondern auch meinen Freunden und mir große Freude; nur dauert mich bei dieſer Zeichnungs- oder Bildungskraft zweierlei; — erſtlich, daß ſie nicht zu ordentlichen künſtleriſchen Zwecken ſich einlenkt, — und zweitens Ihre Augen. Doch letztere noch bei ihrer feinen, kleinen Handſchrift. Haben ſie denn ſo viel Augen als Argus, daß ſie nach ein Paar weniger nicht fragen? — Sie ſind der größte Augenverſchwender, da Sie ſogar fremde mit verſchleudern. In unſerm illitterariſchen Baireuth kann ich Ihren Roman nicht bekommen, wenn Sie mir ihn nicht ſchicken. Iſt er gut, ſo hat meine Perſönlichkeit keinen Einfluß auf meine Unpartheilichkeit. Ich wünſchte ihn ſehr. Grüßen Sie Demoiſelle Levin, mich könnte ſie am beſten grüßen laſſen durch ein Schock voller Bogen. Leben Sie wohl! Ihr Jean Paul Fr. Richter.“

Dieſes Briefchen aber traf mich nicht mehr in Tübingen, ſondern irrte in der Welt umher, nach Hamburg, Berlin, Oeſterreich und Ungarn, und kam erſt nach Verlauf eines Jahres, im März 1810, zu Prag in meine Hand. Die Welt hatte unterdeſſen einen

neuen Umſchwung erlitten, auch mein perſönliches Geſchick entſcheidende Wendungen erfahren. Nicht jedes frühere Wort war zu behaupten, nicht jede Anknüpfung fortzuſetzen, Verhältniſſe und Richtungen hatten gewechſelt. Ich mochte das meinem Sinne ſchon ferngerückte Buch an Jean Paul nicht mehr ſchicken, auch wäre mir in Prag dergleichen noch ſchwerer aufzutreiben geweſen, als ihm in Baireuth. Doch unterließ ich nicht, ihm zu antworten, ſchon um zu bemerken, daß ſein Brief grade ein Jahr gebraucht, um von Baireuth nach Prag zu kommen, und dann des ſonderbaren Zuſammentreffens wegen, daß ich eben Jean Paul's neueſtes Buch, des Doktor „Katzenberger's Badereiſe“, geleſen, dann mich ſelber auf einer Badereiſe mit dem Fürſten Ferdinand Kinsky und deſſen Arzte, einem zu meinem Erſtaunen wirklich ſo heißenden Doktor Katzenberger, nach dem Kinsky'ſchen Badeort Mſcheno befunden hatte, und beim Abſteigen vom Wagen den Brief Jean Paul's von vorigem Jahre eingehändigt erhielt. Dies alles dünkte mich ſo Jean Paul'ſch, daß ich es ihm ſagen zu müſſen glaubte. Hiemit brach der Verkehr ab; neue Reiſen und Veränderungen lenkten mich nicht zu ihm. Ich habe ihn leider nicht wiedergeſehen. Auch Neumann ſah ihn nie. Wir haben nicht erfahren, was er von ſeinem keck verzerrten, aber dabei meiſterhaft ähnlichen Bilde geurtheilt hat, ob er ſich daran mit heitrer Ueberlegenheit ergötzt, oder mit doch reizbarer Empfindlichkeit geärgert. Auch gegen einige unſrer Freunde, welche ſpäter mit ihm in engere Verbindung kamen, hat er nie ein Wort über die „Verſuche und Hinderniſſe“

geäußert, vielleicht iſt ihm das Buch ſelbſt nie vorge=kommen! Nicht zum erſten= noch letztenmale wäre das Druckenlaſſen einem geheimen Niederlegen und Verwah=ren gleich geweſen, wo der öffentlich verborgene Gegen=ſtand auf dieſe Weiſe am beſten gegen alles Gefunden= und Erkanntwerden geſichert iſt! —

Tübingen.

1808. 1809.

Tübingen, Anfang Novembers 1808. Da ſind wir denn in Tübingen! Am 1. ſpät Abends, bei vollem Mondſchein, der die Berge und ihre vom Herbſt wunderkräftig gebräunte Waldung ſchön beleuchtete, fuhren wir munter hier ein, und haben in den erſten Tagen die Stadt und Gegend, die Anſtalten und zum Theil auch die Menſchen, ſchon zur Genüge angeſehen. Ob wir recht gethan, hieher zu reiſen? Es war eine kühne, friſche That, alle Gründe waren dafür, — und doch fürcht' ich ſchon, daß der Ausgang es als ein unnützes Abentheuer erſcheinen läßt. Der Eindruck von manchem Einzelnen war gut, die Gegend iſt ſchön, das Volk unterhaltend, die Männer, die uns anzogen, ſind ihres Rufes werth; aber das Ganze wirkt auf uns gräßlich niederſchlagend! Wir haben ganz daſſelbe Gefühl, Harſcher und ich, da doch ſonſt unſre Seelenſtimmungen weit auseinander liegen, ſo wie die Gegenſtände verſchieden ſind, von denen wir bewegt werden. Diesmal muß alſo doch etwas in der Sache ſein, was uns beide

ſo benimmt und beängſtigt; das gute Tübingen will ich nicht grade beſchuldigen, aber deſto mehr die grelle Verſetzung, die wir zu leichtſinnig gewagt, den ungeheuren Abſtand des Lebens hier von unſrem in Berlin; wir dachten den ſo leicht zu ertragen, und ich ſehe ſchon, wir beide können es nicht! — Für mich iſt das Schlimmſte, daß alle die Kämpfe, denen ich entgangen zu ſein glaubte, ſich hier gerade am heftigſten erneuen. Von allen Seiten beſtürmen mich Zweifel und Lockungen! Was ich eigentlich will, was ich im Tiefſten des Herzens will, das iſt mir klar und gewiß; aber davon iſt nicht die Rede! Die Rede iſt davon, daß ich eine Geſtalt finde, in der mein Leben ſich das Ziel jenes innerſten Wollens aneignen könne, und da ſind ſo viele Wege, da begegnen mir auf jedem günſtige und widrige Zeichen. Es iſt kein Irrthum, daß ich Arzt werden will, gewiß nicht; dieſer Beruf iſt mir lieb, und ich kann darin glücklich ſein. Aber es liegt in den Umſtänden, daß ich, um als Arzt zu leben, keinen andern Ort als Hamburg wählen kann, und ſo lieb mir der Ort an und für ſich iſt, ſo wenig darf ich ihn jetzt für mich wünſchen, — und nun gar der Gedanke, mich für immer in einer Stadt niederzulaſſen, die franzöſiſcher Herrſchaft unterworfen iſt, während doch vielleicht — vielleicht! — noch einige Strecken des Vaterlandes ſich als freie Deutſche erhalten! Soll man überhaupt in ſolcher Zeit ſich niederlaſſen? Und was kann man ſonſt thun? Ich genug! Ich finde nur zu viele Möglichkeiten, denen ich folgen kann. Zum Kriege kann jeder taugen, und ich alſo auch; die Gelegenheit wird nicht fehlen, denn Deutſchland iſt noch lange nicht völlig

unterjocht, und noch lange nicht völlig frei; da muß noch oft zu den Waffen gegriffen werden, kann ich hieran nicht Theil nehmen, ſo bleibt mir ein entſchiedener Anſpruch ewig unbefriedigt. Aber auch geiſtige Thätigkeit reizt mich, litterariſche, auf das geſellſchaftliche Leben wirkſame; ſollt' ich nicht als Schriftſteller leben können, und auch hier mitunter die gewünſchte Kriegsbahn gegen den Feind eröffnet finden? Aber der Augenblick drängt; was ſoll ich wählen, was kann ich ergreifen? Ich kann nichts abwarten, ich habe nur Boden, ſo fern ich gewählt habe, und auch da zuerſt nur unfruchtbaren! Ob die Früchte dann kommen, oder ausbleiben, das ſteht dahin. —

Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs- und Kreditbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta'ſchen Buchhandlung fragte, und man mich in ein Lädchen wies, wo ich mich faſt ſchämte einzutreten; ſo winzig, eng und ſchmucklos hab' ich neue Bücher noch nie wohnen ſehen, alte wohl! Und noch dazu iſt dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hauſe ſind, von wo ſie ausgehen. Der eine, emſig beſchäftigte, aber dennoch gutmüthig aufmerkſame Diener, den ich traf, lächelte über meine Befremdung, und geleitete mich, da ich den Herrn Doktor ſprechen wollte, zwei ſchmale Stiegen hinauf, in ein enges Stübchen, wo es aber doch etwas elegant ausſah, ſogar ein Sopha breitete ſich hinter einem Tiſche, das einzige bis jetzt, das ich in Tübingen zu ſehen bekommen, denn Studenten und Profeſſoren haben ſo ſchwelgeriſche Gewohnheiten nicht. Cotta trat ein, ein hagrer, ältlicher Mann, lebhaft, geſchmeidig in

eckigen Manieren, in ſchwäbiſcher Gemächlichkeit raſch; er war prompt, artig und meinen Wünſchen zuvorkommend, hatte aber viel zu thun, daher ich ihn bald wieder verließ. Seitdem war ich auch ſchon einen Abend bei ihm, wo ich ihn mit ſeiner Frau und ſeinen zwei artigen Kindern ſah, als freundlichen, liebevollen Hausvater, den das luſtige Töchterchen mit klugem Muthwillen in beſte Laune ſetzte; auch die Frau war voll Güte, doch ſehr gehalten, maßvoll und verſtändig, im Praktiſchen gewiß nicht leicht zu irren noch umzugehen. Ich mußte von Hamburg erzählen, und machte gefliſſentlich eine prächtige Beſchreibung von dem Buchladen meines Freundes Perthes im Jungfernſtieg, von der reizenden Lage, der ſchönen Einrichtung, den weiten Räumen, und den aufgereihten kauffertigen Vorräthen alles Neuen, Werthvollen und Anziehenden in- und ausländiſcher Litteratur. Ich erweckte keinen Neid, im Gegentheil, das ſüßeſte Behagen, daß man hier ſolchen Glanz nicht nöthig habe, und in der geringſten Einrichtung ſich behelfe. Dabei läugnet Cotta ſeine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, giebt das größte Honorar, kauft Güter und Häuſer, und in ſeinen Geſchäften gedeiht alles beſtens. Und wie klug ſpricht er über Litteratur! wie fein und tüchtig iſt ſein Urtheil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er die buchhändleriſchen Intereſſen verſteht, ſo ſind ſie ihm doch gar nicht das Höchſte; er hat ſein eignes Urtheil, ſeinen eignen Geſchmack. Wir ſprachen von Heinrich von Kleiſt's Pentheſilea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugniß,

und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefordert würde; überhaupt war er gegen die neuere Schule ergrimmt, und von Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, die in Heidelberg durch die Einſiedlerzeitung ihm übel mitſpielen, durfte man nicht reden, ohne daß er die Augenbraunen heftig zuſammenzog, und ſeine Kämpfer Weiſſer und Haug gegen ſie anrief. Auch in politiſchen Urtheilen fand ich ihn ſcharf und tüchtig, reich an Verknüpfungen, vorausſehend, unerſchrocken, gar wohl als tapferer Offizier zu denken. So ſehr wir, beſonders in litterariſchen Dingen, entgegengeſetzter Meinungen waren, ſo leicht und friedlich tauſchten wir dieſe aus; ich fühlte gleich ein volles Vertrauen zu ihm, das auch nicht unerwiedert ſchien. Ich glaube, mir dem Norddeutſchen zu Ehren wurde die Hausordnung verändert, und Thee getrunken, um 6 Uhr, dann aber auch unerbittlich geeilt zum Nachteſſen, und um 9 Uhr fand ich, daß es hohe Zeit ſei zu gehen; um 8 hatte ſchon der Nachtwächter gerufen; — früher rief er um 7, aber der jetzige Ortsbeamte wollte es nicht mehr leiden. —

Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häuſern abſcheulich, ein ſchmutziges Neſt, ſchwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, ſehen ſchrecklich aus, mittelalterige Fenſterchen, ſchiefe Fußböden, klapprige Thüren; zwei Stühle, ein Tiſch, ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch ſich ſelbſt daran aufzuhängen, ſind die Möbel. Was man verlangt, iſt nicht zu haben, fremd, vom Hörenſagen bekannt; man ſchämt ſich, man ſcheint ſich frech, ſo viele Anſprüche zu machen. Dagegen iſt die Landſchaft prächtig,

das Neckarthal und das Ammerthal laden zu den ſchönſten Spazirgängen ein, die Hügel bieten die reichſten Ausſichten, die ganze Gegend hat einen lieblich ſchwermüthigen Karakter. Man zeigt ein Gartenhäuschen vor der Stadt, wo Wieland gedichtet haben ſoll. Wie reizend fänden wir dieſes Stück Natur, wie genügend dieſen beſchränkten Umfang, könnten wir unſer berliniſch Leben darin fortführen!

Tübingen, Mittwoch den 16. November 1808. Nun haben wir ſchon mehrere Bekanntſchaften gemacht. Ein Mediziner, der nächſtens als Arzt in ſeine Vaterſtadt Frankfurt am Main zurückkehrt, klein, gewandt, rothbäckig, Philoſophie und Poeſie verächtlich belächelnd, aber eifrig für's Praktiſche, ſtreng auf ſein Fach verſeſſen, und wohlbeſchlagen für's Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und ſpäter Ehrenmänner nennt, will ſich unſrer annehmen, und uns mit dem Neſte, wo er ſich ſo gut hat flügge werden laſſen, ausſöhnen. Wir aber wollen nichts mit ihm und ſeinem Gelichter zu thun haben! Er war uns aber doch ſchon willkommene Brücke zur Bekanntſchaft mit einem andern jungen Mann, mit Juſtinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einſiedlerzeitung gedruckt ſind; er iſt ein unſchuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachläſſigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verſtehen uns aber wenig, er kennt nur ſein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich geſehen und geſprochen. — Wir waren bei Kielmeyer und Autenrieth, nun die Männer bedürfen unſres Lobes nicht,

aber — es iſt doch alles anders, als wir dachten. Autenrieth's Klinikum iſt vortrefflich, eine lebendige Darſtellung, ſcharfſinnig, eindringlich belehrend; doch die Anſtalt iſt klein, erſt im Entſtehen, und er ſelbſt wundert ſich, daß Reil und andre ſolche Rathgeber uns hieher gewieſen haben. Indeß könnten wir ſehr zweckmäßig unſer Studium hier vollenden, zu lernen gäbe es genug, und Ruhe und Stille zum Fleiß fehlte nicht. Nun wir aber an der Schwelle ſtehen, zaudern wir, erſchrecken, wenden uns ab! Wir verzweifeln an unſerm Beruf, an dieſer Bahn wenigſtens, wo wir von allem Leben, das erfreut und erhebt, abgeſchnitten ſind. Wir haben ſchon zuviel gehabt, um jetzt alles zu entbehren, geſellige Anregung, reizenden Umgang, Kunſt, große Tagesſtoffe der Verhandlung, der Betrachtung. Harſcher könnte noch eher ſich in Studien entſpinnen, ſeine Ideen können auch in der Einſamkeit geſund reifen, er iſt weniger auf das Leben in und mit der Welt beſchränkt, als ich; beſchränkt, das iſt der Ausdruck, denn angewieſen darauf iſt er vielleicht weit mehr als ich. Aber auch er will es nicht aushalten, will aus dieſem Loch, in das wir gefallen ſind, ſich um jeden Preis hinausretten. Wir haben ſchreckliche Tage unter wechſelſeitigen Bekenntniſſen, unter Berathen und Ueberlegen hingebracht, die innern Strebungen geprüft, die äußeren Umſtände erörtert, die Möglichkeiten berechnet; das Ergebniß dieſer großen Kriſis war: fürerſt weg! Was nachher zu thun, das bleibt leider noch verwickelt genug, beſonders für mich, der ich von Urſprung an in widerſtreitenden Bezügen gerungen habe, zurückgehalten von dieſen, fortgeriſſen von andern, verſpätet

und verfrüht zugleich! Harſcher nun, ſo nah der Heimath, wo er doch auch vieles zu ordnen hat, geht in dieſen Tagen nach Baſel; dort wird er ſich beſinnen, neue Plane anlegen, die meinigen erwarten. Ich, zu weit von Berlin und Hamburg, bin für den Winter hier gefangen! Doch ſobald meine jetzt erſchöpften Hülfsquellen wieder etwas gewachſen ſind, was zum Frühjahr gewiß geſchieht, aber auch vielleicht früher, mache ich mich auf, und eile, wohin das Herz begehrt! Wo das ſein wird? Ich weiß es ſelbſt nicht; jeder Ort, jede Lage, jede Thätigkeit iſt mir recht, — wenn ſich das Eine mir erfüllt! Wien ſteht uns wohl im Sinn, aber auch Paris. Leider ſchwank' ich nicht allein, Alle ſchwanken, und jeder nach andern Richtungen, mit andern Ausſichten; wo kein Punkt feſt iſt, alles nur in fortwährender Bewegung ſich gegenſeitig bedingen ſoll, da iſt ſchwer eine Verknüpfung zu treffen. Doch gibt uns der neuſte Entſchluß wieder Muth, wir ſind die Stockung im Innern los. Tadelt nur Harſcher'n nicht, daß er mich allein läßt! Ich ſelbſt habe ihn mit aller Ueberredung dazu gedrängt. Auch ich bin dadurch freier.

Tübingen, Ende Novembers 1808. Harſcher iſt längſt in Baſel, und ladet mich ein, zu ihm zu kommen, im elterlichen Hauſe mit ihm zu wohnen, zu leben. — Hier hat ſich Juſtinus Kerner ſehr an mich angeſchloſſen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erſt recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menſchen, ächte, urſprüngliche Seelen, reich begabt mit innrem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoeſien ſchon bekannter Name, jene unreifen, vergeſſenen Gedichte ſind es, die mir dieſe neuen Freunde verſchafft,

aus dieſem geringen Faden ſpann ſich die ſchönſte Verbindung. Die uns damals wegen unſres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn iſt ein ganz anderer, und wie reich iſt uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Troſt für ſchlechte Poeten, für ſchlechte Schriftſteller, aber in der That ein Troſt, ſobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird. —

Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handſchriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in friſche Dichtungsfluth! Seine Lieder ſind Goethiſch; das heißt aber nicht Goethe'n nachgeahmt, ſondern in gleichem Werthe mit deſſen Liedern: eben ſo wahr und rein, ſo friſch und ſüß! Uhland behilft ſich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl ſpricht und die Anſchauung, daher iſt ſein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis ſeiner Dichtung, aber ſein Geiſt iſt doch aus unſerer Zeit, ſein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derſelben, und ſo iſt er der Auffaſſung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchſtrömen ihn, und auch dies macht ihn mir werth. Ich ſchicke euch einige Lieder von ihm, „des Knaben Berglied“ und „die drei Lieder“ gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Proſa ſtehe hier; von einer Geliebten wird geſagt: „Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenſtern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Ab-

ſchiedskuß! Und ſind wir uns nicht beſtimmt für's Leben, ſo mögen wir uns doch beſtimmt ſein für einen Kuß. Und drängt ſich in einen ſolchen Kuß nicht eines Lebens Luſt und Schmach?" — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittelung, denn er iſt der entſchloſſenſte, hartnäckigſte Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unſern Bekker ſogar! keine Verlegenheit, keine Angſt wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und ſchweigt. Redet er aber, ſo iſt, was er ſagt, gediegen, klar, zweckmäßig, und möglichſt kurz; ohne alle Abſicht und Ziererei iſt es ſo, aus freier Natur heraus. Iſt das nicht ſchön? Und ſo iſt der ganze Menſch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preiſt jeder, der ihn kennt, als unerſchütterlich und probehaltig. Er wird nächſtens die Univerſität verlaſſen, und eine Reiſe nach Paris unternehmen. Er iſt im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es iſt, werden ihn die Franzoſen nicht glätten, und geſprächig machen noch weniger. —

Nun muß ich aber auch von Kerner mancherlei erzählen! Auch er iſt nicht nach unſrer norddeutſchen Weiſe gebildet und geſprächig, aber den guten Willen hat er, ſich anzuſchmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demſelben Hauſe, — der ſich ſo wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Menſch Abends zu mir hereintritt, und an meinem Tiſche ſeine Diſſertation ſchreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später ſieht er dann mit Bewunderung, wie ich Thee trinke, anſtatt des Schoppen

Weins, der den Leuten hier ſo wohlſchmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich ſo manche bittre Bemerkung ausſtoße, iſt ihm eine wahre Herzenskränkung; er ſieht wohl meiſtens ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund iſt, er erkennt in manchen Fällen ſogar ſeine eigne Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigſtens das Bittre, indem er den beſten Humor daraus macht. Er hat den lebendigſten Sinn für Scherz, für alles Komiſche und Barocke, und eine Art von Leidenſchaft, daſſelbe ans Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einſiedlerzeitung hält, ſo hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes und Cotta'n ſelbſt, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch iſt ſeine Geſinnung, wie die ſeines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerſtörbar rechtſchaffen, edel, tapfer, und ſo menſchenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher ſollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Univerſität, er folgte der Beſtimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung; er meint, es ſei ſo wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müſſe, damit die Zeit verſtreiche, und ſo das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts ſonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich ſchmerzt, und ſo lebt er munter und harmlos fort. Die vier Jahre, die er nun hier ſtudirt, hat er ohne Anſtrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt, und

auch ſchon Kranke mit Geſchicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reiſ't er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte ſchon wirken! Zu ſeiner Diſſertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Verſuche mit Thieren angeſtellt. In ſeiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänſen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechſen, Mäuſen, und wer weiß was noch ſonſt für Gethier, ganz freundſchaftlich zuſammen, und hat nur ſeine Noth, Thür und Fenſter zu verwahren, daß ihm die Gäſte nicht entſchlüpfen; ob ſeine Bücher oder Kleider in Gefahr ſind, ob ihn ein Thier im Schlaf anſchnopert, oder unverſehens aufgeſchreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Verſuche ſind ſchlau und ſinnreich, und er ſucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt ſteht er der Natur ſehr nah, und beſonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geiſterhaftes und Frommes; ſein Herz kann er willkürlich ſchneller ſchlagen machen, aber es nicht eben ſo wieder hemmen; die Erſcheinungen, welche neulich Ritter an Campetti beobachtet hat, die Pendelſchwingungen des Ringes am ſeidnen Faden, das Umdrehen des Schlüſſels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetiſches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er ſelbſt hat etwas Somnambüles, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange ſinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnſinnige kann er nachmachen, daß man zuſammenſchaudert, und obwohl er dies poſſenhaft

beginnt, ſo iſt ihm doch im Verlauf nicht poſſenhaft dabei zu Muth. In der Poeſie iſt ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandteſten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; ſo ſpricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will ſie nicht ablegen und verſtockt ſich wohl gar gegen die Schriftſprache. Der Sinn für gebildete Kunſt tritt zurück; in der Muſik hat er ſich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Inſtrument die zarteſten und rührendſten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachſte, ganz vernachläſſigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man ſich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, ungraden Gang, eine ſtete Neigung ſich anzulehnen, oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem ſitzt, und bei allem dieſen einen doch ſchlanken, wohlgewachſenen, ganz hübſchen Jungen, — ſo habt ihr ein vollſtändiges Bild meines Kerner's. —

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz ſchlecht, die Landſtraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Poſthalter gab uns ſehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Thor hinaus im Freien waren, mußte ich in laute Freudenbezeigungen ausbrechen. Die ſchwarzblauen Berge ſtachen ſcharf gegen den Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunklen Ernſt überall die dünnen

Wolkenwogen, welche um ſie her ſpielten. Nachdem wir das Neckarthal verlaſſen, eröffneten ſich neue ſchönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt, deren Grafen einſt mit denen von Tübingen harte Kriege geführt, und zuletzt den kürzern gezogen haben. Schnell waren wir in der Stadt; alles in dieſem Schwaben iſt ſo gedrängt und nah, kaum iſt ein Gegenſtand erſehen, ſo iſt er auch ſchon erreicht! Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine ſolche Stadt zu ſehen, die ordentliche Häuſer hat, ſehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebſame, wohlhabende Einwohnerſchaft, deren Schlag mir hübſcher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die erſten Geſichter mich irre führten. An allem ſieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsſtadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbfleiß, Gemeinſinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da iſt, iſt von ſonſt. Die Stadt hat etwa 10,000 Einwohner, die ſich durch Arbeitſamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigſten Antheil an dem ganz demokratiſchen Gemeinweſen hatten, und ihre jährlichen Magiſtratsperſonen frei wählten; daß ſie auch kriegeriſch in früherer Zeit geweſen, bezeugen die hohen Mauern, feſten Thürme, und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen. Es war als ob die Leute mir die ſchmerzlichen Empfindungrn anſähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsſtadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier ſchütteten ſie ihre bittern Klagen über die erlittene Veränderung vertrauenvoll gegen mich aus. Die armen Leute ſehen die Franzoſen als die allgemeinen

Unheilsſtifter an, die ehmals Freiheit mit Worten verkündigt, in der That aber überall Herren eingeſetzt hätten, und nun gäbe es gar doppelte Herrſchaft, denn die Franzoſen drückten ſchwer auf die Fürſten, und dieſe dann um ſo ſchwerer auf das Volk. Im ganzen Rheinbunde herrſchte dieſe Unzufriedenheit, der franzöſiſche Einfluß macht überall die Regierungen dem Volke fremd, und dieſes ſteht nirgends mit ihnen in einer gemeinſamen, einträchtigen Maſſe vereint. Wunderbar ſtellen ſich damit die neuen preußiſchen Anordnungen in Gegenſatz, von denen die Leute mit Begier in den Zeitungen leſen, wie den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeinweſens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen werden; ja daß zu dem ganzen Volke geredet werden ſoll, wenn auch meines Bedünkens nicht grade durch den beſten Mund, doch gewiß im beſten Sinne, — die Zeitungen melden von einer Adreſſe an die Preußen, die der Geheimrath Schmalz beauftragt ſei abzufaſſen. Ich habe hier, wie ſchon früher in Franken, die regſte Theilnahme und ein feſtes Vertrauen für Preußen wahrgenommen, deſſen Unglücksfälle niemand als letzte Entſcheidungen anſehen will. — Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen. Wir beſuchten aber den berühmten Buchdrucker Juſtus Fleiſchhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl verſahen. Der Nachdrucker, der zunächſt am Volke ſteht, für deſſen Bedürfniß wohlfeile uud geringe Ausgaben liefert, iſt für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete ſorgende Verleger, und der Name Fleiſchhauer macht ihm einen

beſſern Eindruck, als alle Cotta, Göſchen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker, wie man Zigeuner liebt, aus dem romantiſchen, geſetzloſen Hang im Menſchen, wobei man doch nicht anſteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unſer Mann erzählte, ſeit die Stadt Königlich geworden, habe ſich ſein Abſatz ungemein beſchränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, ſondern der alte Text treu wiedergegeben würde, verſetzte der Mann, unſre Meinung mißverſtehend, er würde gern manches ändern, aber es ſei dazu keine Zeit übrig. „Gottlob! ſeufzte Kerner, haben Sie nur immer recht viel zu thun!“ Dieſe warme Theilnahme für ſein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner verſprach ihm noch den hier nicht mehr vorfindlichen und überhaupt ſeltnen Ritter Pontus zum neuen Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er verſprach beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorſtellen, für etwas närriſch, daß wir uns mit ſeinem Löſchpapier befaſſen, und um ſeine Ausgaben kümmern. Daß auf unſrer Rechnung der Kaiſer Oktavianus wie ein bloßes Format als 8vian angeſetzt war, darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen! — Die Rückfahrt geſchah in dunkler Nacht, bei kaltem Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen.— Die Briefe von Rahel ſind jetzt mein einziger Troſt. Was ſie mir ſchreibt, erfüllt meine Seele mit Vertrauen und Stärke. Mir iſt als wär' ich erſt durch

ſie zur Tageshelle gekommen, als hätte ich bis dahin nur Dämmerung gekannt. Beſonders iſt der ältere Briefwechſel, den ſie mir geſchenkt, reich an ſtarkem Ausdruck des Lebens, aus den höchſten ethiſchen Standpunkten, in reichſter Wahrheitsgluth. Harſcher, mit dem ich zuletzt noch viele Blätter las, auch einige aus den neueſten Briefen an mich, wußte nicht genug zu preiſen, welch Glück mir geworden, und begriff nicht, nach dieſem Leſen beſonders nicht, wie ich mich von Rahel habe trennen können. —

Tübingen, Donnerstag den 1. December 1808. Nach einem zerſtreuten, unnütz verbrachten Abend nahm ich den Wilhelm Meiſter, und las ein ziemliches Stück. O wie wohl that mir die edle, klare, lebendige Darſtellung. Es war als hörte ich eine ſchöne, kräftige Troſtſtimme in der Bruſt, als fühlte ich eine ſanfte ſtreichende Hand auf den Augen, als flöſſe der Tag wieder in ſilbernen Wellen, getrübt bisher zur dunklen trägen Fluth. Nie hat mich der Meiſter ſo entzückt, wie bei dem diesmaligen Leſen, er rührt mich innig, und reißt mich zu ſtaunender Bewunderung hin; ich entdeckte, indem ich die alten bekannten Züge ſchärfer faſſe, tauſend neue. Den Stil ſtudir' ich bis in's genaueſte Detail hinein, und mich dünkt, daß ich ihn ſehr gut kenne. Ich weiß ihm nichts an die Seite zu ſtellen, im Deutſchen nichts, denn wenn ich in Berlin bisweilen gelten ließ, daß Harſcher die Weihnachtsfeier von Schleiermacher als etwas Aehnliches pries, ſo dünkt mich jetzt dieſe Proſa gegen jene doch nur wie eine affektirte Melina neben der anmuthigen Philine. Und dieſer Zauber der Vortrefflichkeit, dieſer wunderbare

Lichtreiz, erſcheint mir am ſtärkſten, indem ich darauf ausgehe — ihr werdet es kaum glauben — Schwächen und Lücken in dem Buche aufzuſpüren, die ich auch — werdet ihr es glauben? — reichlich finde und aufzeichne. Es iſt aber als ob die Einſicht in dieſe Schwächen auch die Vorzüge heller ſtrahlen machte. Mir iſt als wandelte ich an einem Feiertage durch die kunſtreiche, geheimnißvolle Werkſtatt des Dichters, ſähe ſeine Arbeit auf allen ihren Stufen, vom rohen Stoffe, wie er daliegt, bis zum feinſten Gebild, in das er verarbeitet worden, ſähe die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren er ſich bedient, und könnte ihm ſein ganzes Verfahren abſehen, und es ſo gut wie er machen, — wenn er mir zu allem dieſen nur noch ein bischen ſeinen Kopf und ſeine Hand leihen wollte! — Verlacht mich nicht, aber meine Sinnesart führt mich immerfort in ſolche Unterſuchungen, wobei viel Einzelnes genau zu betrachten iſt; ſogar die Ueberſicht eines Ganzen und ſeiner Gliederung gewinn ich meiſt nur auf dieſe Weiſe, und ich finde nach dem abſichtlichen Aufmerken auf das Einzelne auch mein Verſtändniß der ganzen Geſtalt und ihrer Bedeutung erhöht. — Ich leſe aber auch, weil ich ihn doch perſönlich kennen gelernt, jetzt viel in Jean Paul Richter. Aus dem Hesperus, den ich eben vorhabe, hängen eine Menge bunter Papierſtreifen, die als Abfall ausgeſchnittener Bilderchen auf meinem Tiſche lagen, als Zeichen und Freudenbänder ſchöner Stellen heraus; die Bilderchen waren für Jean Paul's Kinder, und ſo giebt er mir Geſchenk für Geſchenk zurück, daß ich beinah ſagen kann, dieſe Stelle ſei der Dank für

dieſes Bildchen. Wie aus Jean Paul's Zettelkaſten, nicht wahr? —

Tübingen, Freitag den 9. December 1808. Ich habe mit Kerner einen Abend und eine Nacht verlebt, an die ich gedenken werde. Aus Cotta's Laden hatte ich die eben erſchienene Theorie der Geiſterkunde von Jung-Stilling mitgebracht, das Titelbild, die weiße Frau vorſtellend, machte ſchon einen unheimlichen Eindruck, und als Kerner Abends zu mir kam, reizte uns der ſchauerliche Inhalt. Es iſt merkwürdig, wie Jung ſich zugleich als ſchlechter Denker und als geſchickter Darſteller zeigt. Sein raſtloſer, gläubiger Eifer, die wirkliche Frömmigkeit, mit der er ſchlechthin alles auf den Buchſtaben des Chriſtenthums zurückführt, alle geſelligen und politiſchen Ereigniſſe davon abhängig macht, das Feuer ſeiner Ueberzeugung, alles dies reißt unſern Glauben auf einen Augenblick hin, und unſre Phantaſie nimmt er auf's ungeheuerſte dadurch ein, daß er alles, was für ſie gelten ſoll, grade als die baarſte Wirklichkeit nicht ihr, ſondern der ſinnlichen Anſchauung aufdrängt. Wer dürfte alles, was er erzählt, Täuſchung nennen, aber in einigen Stücken iſt doch der plumpe Aberglauben handgreiflich! Die Erſcheinungen des Magnetismus muß man am meiſten zugeſtehen, doch ſind das dunkle Regionen, mit denen ſich der beſonnene, dem Tage zugewandte Geiſt nicht gern befaßt, ſondern ſie den Forſchern überläßt, die dazu durch Naturanlage begünſtigt ſind. Jung war Arzt, indeß davon kommt dem Buche nichts zu gut, als daß er bei manchen Wundern zweifelt, und ſie als Verirrungen des Aberglaubens verwirft. Aber ſeine willkürlichen

Vorſtellungen vom bläulichen Dunſtkreis der Seele, vom Hades, und andres dergleichen, ſtellt er als unzweifelhafte Naturwahrheiten hin. Seine Gläubigkeit iſt rührend, ſeine Abſicht ſehr redlich, nur hat er nicht friſche Geiſteskraft und ſcharfen Verſtand genug, um die wahre Bahn zwiſchen Unglauben und Aberglauben zu beſtimmen. Dieſe Bahn beſtimmt ſich für jeden Menſchen wohl nach eignem Maße. Die auffallende Prophezeihung von Cazotte zum Beiſpiel, die hier nach Laharpe mitgetheilt wird, hat das Anſehen der gröbſten Erfindung, der handgreiflichſten Zuſammenſtellung nach dem Geſchehenen, und doch hörte ich einmal von Schleiermacher, dem in Halle auf den Grund dieſer Geſchichte erzählt wurde, Cazotte habe Scenen der franzöſiſchen Revolution vorhergeſagt, die merkwürdige Aeußerung: „Warum nicht? Ein Menſch, der die Biondetta hat ſchreiben können, bei dem iſt es nicht unglaublich, daß er auch wirklich habe prophezeihen können.“ Dieſe Biondetta hab' ich nun ſeitdem geleſen, und finde das Mährchen ein wahres Kleinod, unbegreiflich in der franzöſiſchen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch in der That ſpaniſchen Urſprungs, wie ja ſchon der Stoff ſpaniſch iſt; aber auf mich macht das Stück nicht einen ſolchen Eindruck, daß ich jener ungeheuern Folgerung beiſtimmen könnte. Dagegen iſt mir eine Geſchichte, welche Jung ebenfalls erzählt, ſehr einleuchtend, von einer Frau, die eine Freundin zu ſich heranbannt durch den bloßen Willen. Es giebt ſo etwas; man kann verwandte Sehnſucht fühlen und ihr folgen müſſen; ich glaube es. Daß nicht jeder, und nicht immer, ſo leiſen Regungen offen ſteht, iſt ſo natürlich,

als daß nicht jeder in einer Symphonie den leiſeſten Mißton jedes Inſtruments heraushört, oder, wie der ausgelernte Spieler, mit den Fingerſpitzen ein As und ein Bild unterſcheidet. Aber davon will ich eigentlich nicht reden, ſondern euch erzählen, wie es uns erging. Wir laſen, und merkten auf, prüften, lachten, verwarfen, wurden nachdenklich, und endlich von einer Geſchichte nach der andern ſo übernommen, durch die wiederholte Terminologie und die ſich ſteigernde Aufdringlichkeit dieſes ganzen Geiſterſpuks dergeſtalt befangen, daß wir nach Mitternacht todtſchläfrig und aufgereizt in banger Verſtimmung einander gegenüber ſaßen, und uns von Zeit zu Zeit anſahen, ob wir's auch noch wären, und nichts Geiſterhaftes ein Spiel mit uns treibe! Wir verwünſchten das Buch, billigten die Baſeler Regierung, die es weislich verboten, konnten aber aus der Gewalt ſeiner Schauer nicht los, fürchteten, einzeln und einſam dieſer noch mehr zu verfallen, und beſchloſſen, die Nacht beiſammen zu bleiben; Kerner hatte nur wenige Schritte über einen Flur und eine Treppe hinab zu ſeinem Zimmer, allein er mochte nicht fortgehen, und ich bat ihn, mich nicht zu verlaſſen. Spät und verſtört ſchliefen wir ein, und ein unerfreuliches Erwachen trug noch die Spuren der unſeligen Lukubration! —

Dieſes Würtemberg iſt recht die Heimath des Spuk- und Geſpenſterweſens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit, ihre Nerven ſind nach dieſer Richtung beſonders ausgebildet. Das Land iſt gepfropft voll von Sagen, Prophezei-

hungen, Wundern, Seltſamkeiten dieſer Art. Die Phyſiognomie des Bodens trägt gewiß das Ihrige dazu bei, ſie ſpricht im Allgemeinen das Gemüth tief an, man fühlt ſich einſam und wie aus der Welt geſchieden in dieſen beſchränkten Thalſtrecken und auf dieſen mäßigen Höhenzügen; überall trifft der Blick auf zerſtörte Burgen, einſame Kapellen, man wird an ein vergangnes Leben erinnert, zwiſchen deſſen Trümmern ſich die Gegenwart kleinlich ausnimmt. Tübingen beſonders hat in ſeinem Oertlichen etwas Ahndungsvolles, Seltſames, und es giebt Hügelecken und Thalwindungen, wo man am hellen Mittag irgend eine Unheimlichkeit argwöhnen könnte. Sonderbar iſt es, daß gegen dieſe Stimmung des Landes und der Einwohner die Wirkſamkeit des Proteſtantismus, der hier in den trefflichſten Anſtalten und Geiſtlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung iſt, bisher nichts vermocht hat.

Kerner iſt nun in dieſen Richtungen der wahre Ausdruck ſeines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der unterſten Region in eine höhere, wo wiſſenſchaftliche Einſicht und dichteriſche Phantaſie zu dem Volksthümlichen ſich miſchen. Seine Natur wirkt ſo entſchieden, daß in ſeiner Gegenwart mehr möglich ſcheint als ſonſt, daß die Empfänglichkeit andrer Gemüther durch ihn wächſt. Er hat ſelbſt einmal — voriges Jahr am Weihnachtsabend — etwas Seltſames erlebt. Es war tief im Winter, und er ſaß mit einem Freunde, einem freiſinnigen, aufgeklärten Menſchen, Abends bei Licht auf ſeiner Stube, eine Guitarre lag zur Hand, und er fing an darauf zu ſpielen. Während des Spielens fühlte er eine wunderbare Beklom-

menheit, die ſchnell zunahm, er war in einem unbegreiflichen Zuſtand, den er nie vorher gekannt, ihm fehlte jeder Maßſtab und jeder Ausdruck für ſeine Empfindung, die dadurch noch fürchterlicher wurde, daß er ganz deutlich ſah, wie ſein Freund, von ähnlichem Eindruck erfüllt, ganz erſchrocken über ihn hinaufblickte; jetzt war ihm, als drücke von obenher eine ſchwere Maſſe ihn gewaltſam nieder, und in demſelben Augenblicke, als die fürchterliche Angſt auf's höchſte geſtiegen war, ſprang der Freund auf, ſchrie voll Entſetzen: „O Jeſus, Kerner!" und ſtürzte zur Thür hinaus. Kerner fiel hin, und lag eine Weile beſinnungslos, nicht durch den Schreck, wie er ausdrücklich ſagt, ſondern durch die davon unabhängige Steigerung ſeines innern Zuſtandes. Als er zu ſich kam, verließ er eiligſt das Zimmer, und ging einige Zeit im Freien umher; die ſternenhelle Winternacht erquickte ihn, und er konnte, als er in ſeine Stube zurückgekehrt war, ruhig einſchlafen. Am Morgen traf er mit dem Freunde zuſammen, beide waren verlegen, doch endlich erzählte der Freund, noch ganz angegriffen und erſchaudernd vor der Erinneruug, es ſei ihm vorgekommen, als habe über Kerner's Kopf, während des Spielens, ſich eine Geſtalt undeutlich gebildet, und ſei dann längs der Wand hingezogen. Kerner wußte nur, daß ihm unendlich weh geweſen, mit den Guitarrentönen ſeine Angſt wie von obenher vermehrt worden, ihm dann plötzlich ſo kalt, und alles umher licht und hell geweſen ſei. Kein äußrer Umſtand, der zur Erklärung hätte dienen können, war aufzufinden, das Licht hatte Kerner bei der Wiederkehr erloſchen gefunden, die Luft nicht beengt.

Sie wußten ſich einander keine Rechenſchaft von ihrer Empfindung zu geben, die Worte fehlten ihnen; „Mer hänn nicks ſchwätze könne“, ſagte mir Kerner mehrmals, indem er ſeine Erzählung beſchloß, die ihn ſelber noch jetzt heftig angriff, und ihm fürchterlich war. Die Empfindung, meinte er, ſei ſo ſchrecklich geweſen, daß er davon auf der Stelle hätte todt bleiben oder wahnſinnig werden können; vorher war er ſehr luſtig und guter Dinge, in den Tagen nachher aber fühlte er ſich krank, bekam eine Art von Veitstanz, und mußte längere Zeit unter ärztlicher Behandlung bleiben. Er will auch jetzt noch die ganze Geſchichte nur als Krankheit angeſehen wiſſen, und verwirft jede geiſtergläubige Deutung, obwohl er die wunderbare Erſcheinung ſich nicht wegſtreiten kann. Faſt gereut ihn, die Sache mir erzählt, und dadurch ſie wieder ſo lebhaft in ſich aufgerufen zu haben.

Nicht unterdrücken kann ich bei dieſer Gelegenheit eine ſonderbare und artige Mähr, die meinen Tübinger Freund einen Augenblick in für ihn vorweltliche Beziehung und Mondſcheinnacht verſetzt. Seine Mutter, eine gute fromme Frau, die ihren Mann frühzeitig verloren, fiel vor mehreren Jahren in eine hitzige Krankheit, die ſie zwar glücklich überſtand, aber von der ſie doch eine Schwäche behielt. Sie dachte viel und gern an die Vorfälle früherer Lebenszeit, wobei ſie leicht ängſtliche Anwandlungen hatte. So hatte ſie mehrmals im Stillen ihren Sohn herbeigewinkt, und ihn ſorgfältig unterſucht, ob er nicht verborgne Schuppen habe, und war immer ſehr zufrieden, weder Schuppen noch ſonſt etwas, das an Fiſch erinnerte, zu finden. Der

Grund dieſer ſeltſamen Vorſtellung blieb lange verborgen, bis die gute Frau einmal ihrem älteſten Sohne Folgendes vertraute. Sie ſei eines Abends mit ihrem Manne am Ufer des Neckar ſpaziren gegangen, und da es am Tage ſehr heiß geweſen, ſo habe ihr Mann Luſt bekommen ſich zu baden, unterdeſſen ſei ſie im Schatten eines nahen Gebüſches geblieben. Eine Weile habe ſie ihn im Waſſer plätſchern hören, dann plötzlich aber ſeinen Hülferuf vernommen; im Augenblicke der Noth, nur von dem Einen Gedanken erfüllt, zu ihrem Manne zu eilen, ſei ſie aus dem Gebüſch herausgeſprungen, und mit allen Kleidern wie ſie war in's Waſſer gegangen; da habe ihr Mann ſie ſogleich umfaßt und ſcherzend beruhigt, er habe nur ſehen wollen, ob ſie ihn ſo lieb habe. Dann habe er ſie zu dem Gebüſch zurückgeführt. Sie aber, da ſie einige Zeit darauf in's Kindbett gekommen, habe ſich ſehr gefreut, daß ſie ein hübſches Knäbchen und keinen Fiſch zur Welt gebracht. Der ganze Vorgang war mehr Einbildung als Wahrheit, in Betreff der Zeit gewiß irrig; allein der Furcht, ſolcherlei möchte doch eine Sünde geweſen ſein und durch ein Zeichen geſtraft werden, konnte die gute Frau, in der Schwäche nach der Krankheit, auf Augenblicke ſich doch nicht erwehren.

Durch Juſtinus Kerner lern' ich nun auch ſeinen Bruder Georg, den ich in Hamburg doch nicht aufmerkſam genug beachtet, näher kennen. Dieſes Geſchlecht hat eine ſolche Stärke und Fülle von Anlagen, daß ſie vertheilt auf die verſchiedenen Zweige noch in jedem als beſondrer Reichthum erſcheinen. Es iſt dieſelbe Kraft, die im einen Bruder Natur und Welt

magnetiſch und humoriſtiſch erfaßt, und im andern einen ſprühenden Feuergeiſt für Staats- und Bürgerleben erweckt hat; ein dritter Bruder ſteht als Oberſt in würtembergiſchen Kriegsdienſten, wo er wegen ſeines guten Kopfs und tapfren Muthes gleich geſchätzt iſt. Das Leben Georg's aber, in die franzöſiſche Revolution verflochten, iſt durch Friſche und Reinheit des Eifers, wie durch Muth und Selbſtſtändigkeit des Willens ein ſo achtungswerthes als abentheuerliches Karakterſtück; eine deutſche Ehrlichkeitsrolle in franzöſiſchen Verhältniſſen und Hoffnungen, die wie billig mit dem Ausſcheiden des Helden endigt. Geniale Züge bezeichnen dieſe Bahn von Anfang bis zu Ende; einige derſelben habe ich mir beſonders aufgezeichnet. Es wäre der Mühe werth, daß dieſer Mann ſein eignes Leben ſchriebe, wozu doch ſeine praktiſche Raſtloſigkeit ihn ſchwerlich gelangen läßt.

Tübingen, Donnerstag den 29. December 1808. Hier hat ſich noch ein Poet eingefunden, mit dem ich bei Cotta einen Abend zugebracht habe. Es iſt der Däne Jens Baggeſen, der mir auf das Wort von Voß, Erhard, und Andern, bisher viel galt, und der mir nun auf ſein eignes wenig gilt. Er kommt von Paris, hat gegen Napoleon einen politiſchen Fauſt gedichtet, den er natürlich nicht kann drucken laſſen, macht Spottgedichte gegen die deutſchen Romantiker, will ſogar von Goethe wenig wiſſen, und meint, man ſei ein Dichter, wenn man ſich ſelbſtgefällig über alles erhebt, und von Voß die Schmiedearbeit deutſcher Hexameter gelernt hat! Er iſt gränzenlos eitel, trägt ſich immer vor, paßt ſich alte Anekdoten und Geſchichten

an, ſucht Effekt darin zu machen, und das läuft bisweilen ſo ſchal und kläglich ab, daß ich mich für ihn ſchäme. Er thut ſehr wichtig damit, daß er die franzöſiſchen Sachen und die bedeutenden Perſonen in Paris einigermaßen kennt, ſpricht von ſeinen großen Verbindungen, Planen, ſogar Gefahren. Cotta'n hat er ganz für ſich eingenommen, und die Frau gleichfalls. Sie ſind beide geſchmeichelt durch die Art, wie er ſich um ihren Beifall bewirbt, und Cotta findet, daß er Geiſt und Witz im Uebermaß habe. Ich aber empfehle mich nicht durch meinen Witz, daß ich ſage, ſein Fauſt ſei doch nur eine Fauſt in der Taſche! — Baggeſen ſcheint in Stuttgart etwas zu ſuchen, und einiger Gunſt ſchon verſichert zu ſein, das wirkt auch bei Cotta mit, wie ich das ſchon in Betreff Matthiſſon's geſehen, der die entſchiedene Vorliebe des Königs gewonnen und eine ſchöne Anſtellung erhalten hat, weshalb ihm nun von allen Seiten auf die widerwärtigſte Weiſe der Hof gemacht wird, und er in poetiſchen und litterariſchen Dingen plötzlich eine Miniſterautorität ſein ſoll; das Morgenblatt iſt da denn eifrig auf dem Platz, und lächelt huldigend! —

Zu einem andern Dichter hat mich Kerner geführt, zu einem Dichter im wahren vollen Sinne, einem ächten Meiſter der Poeſie, der aber nicht am Hofe zu ſuchen iſt, noch in Cotta's Abendgeſellſchaft, ſondern — im Irrenhaus. Wie ein Straffſchauder traf es mich, als ich zuerſt vernahm, Hölderlin lebe hier ſeit ein paar Jahren als Wahnſinniger! Der edle Dichter des Hyperion, und ſo manches herrlichen Liedes voll Sehnſucht und Heldenmuth, hatte allerdings eine Ueberſetzung

des Sophokles in Druck gegeben, die mir ziemlich toll vorgekommen war, aber nur litterariſch toll, worin man bei uns ſehr weit gehen kann, ohne grade wahnſinnig zu ſein, oder dafür gehalten zu werden. Dieſe Tollheit zu rügen, war völlig erlaubt, und ich hatte mir für den Doppelroman, zu den übrigen litterariſchen Figuren, auch einen Ueberſetzer Wachholder ausgedacht, der wie Hölderlin's Sophokles werden ſollte. Nur durch Zufall unterblieb es, und wahrlich mir zum Heil! Denn mir wäre es ein ſchrecklicher Gedanke, einen Geiſteskranken verſpottet zu haben, eben ſo ſchauderhaft, wie eine Leiche prügeln zu wollen! Wie kläglich erſcheint das irdiſche Beginnen, wie ohnmächtig der Haß und die Liebe, gegen das unerreichbar Entrückte! wie heiligend der Tod und großes Unglück! Der Scherz gegen Hölderlin hätte freilich ihn ſelber nie berührt, wäre nicht böſe gemeint geweſen, war in ſeiner Vorausſetzung nicht unrecht einmal, und dieſe Vorausſetzung war die argloſeſte! aber doch iſt es mir unendlich lieb, daß dieſer Ausfall nicht geſchah, ich fühlte mich wie einer großen Gefahr, einem tiefen Frevel entgangen. — Der arme Hölderlin! Er iſt bei einem Schreiner in Koſt und Aufſicht, der ihn gut hält, mit ihm ſpaziren geht, ihn ſo viel als nöthig bewacht; denn ſein Wahnſinn iſt nicht grade gefährlich, nur darf man den Einfällen nicht trauen, die ihn plötzlich anwandeln könnten. Er raſet nicht, aber ſpricht unaufhörlich aus ſeinen Einbildungen, glaubt ſich von huldigenden Beſuchern umgeben, ſtreitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt ſie mit größter Lebhaftigkeit, erwähnt großer Werke, die er geſchrieben habe, andrer, die er jetzt ſchreibe, und all

ſein Wiſſen, ſeine Sprachkenntniß, ſeine Vertrautheit mit den Alten, ſtehen ihm hiebei zu Gebot; ſelten aber fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geiſtreiche Verknüpfung, in den Strom ſeiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden ſind. Als Urſache ſeines Wahnſinns wird ein ſchrecklicher Auftritt in Frankfurt am Main angegeben, wo er Hofmeiſter in einem reichen Hauſe war. Eine zarte liebenswerthe, unglückliche Frau würdigt den hohen Dichtergeiſt, das reine Gemüth des in ſeiner Lage gedrückten und verkannten Jünglings, es entſteht eine unſchuldige Freundſchaft, die aber dem roheſten Argwohn nicht entgeht, und Hölderlin wird thätlich mißhandelt, ſieht auch die Freundin mißhandelt! Das brach ihm das Herz. Er wollte ſeinen Jammer in Arbeit vergraben, er überſetzte den Sophokles; der Verleger, der den erſten Theil drucken ließ und ausgab, ahndete nicht, daß in dem Buche ſchon manche Spur des Ueberganges zu finden ſei, der in dem Verfaſſer leider nur allzubald ſichtbar wurde. —

Tübingen, Anfang Januars 1809. Ich lebe in der größten Einſamkeit. Ein paar Abende ausgenommen, von denen ich den einen ſehr langweilig bei Cotta, den andern angenehm bei Froriep zugebracht, bin ich gar nicht aus dem Hauſe gekommen. Bei Froriep iſt es norddeutſch, Halle und Berlin klingen mir dort nach, ich bin in heimathlicher Luft, auch freuen mich die Kinder ſehr, die mich öfters beſuchen. Man bleibt bei Froriep bis in die Nacht hinein, das heißt bis nach 10 Uhr, freilich auf die Gefahr, als Nachtſchwärmer, auf der Straße dem Wächter aufzufallen. —

Ich warte das Frühjahr ab, weil ich muß; unter-

deſſen laß' ich es an Fleiß nicht fehlen. Ihr glaubt es nicht, was ich alles treibe, die heterogenſten Sachen nebeneinander, und nicht aus willkürlichem Wechſel, nein, ſie haben alle ihren nothwendigen Bezug in mir, und was nicht Räderwerk zum Weiterkommen iſt, iſt Oel zum Räderwerk. Ich habe abſatzweiſe ſtarke mediziniſche Arbeiten gemacht, ich habe den ganzen Livius durchgeleſen, ich habe Studien zu einem Trauerſpiel von unſerm Kaiſer Heinrich dem Vierten gemacht, und ein paar Novellen, und vielerlei Aufſätze, und unzählige Briefe geſchrieben; mehr aber noch innerlich mit Welt und Leben, mit Entwürfen und Möglichkeiten mich abgekämpft. Macht jetzt keine Anſprüche an mich, laßt mich gehn! Vielleicht erfüll' ich künftig eure Erwartungen um ſo beſſer. —

Tübingen, Mitte Januars 1809. Kerner, der nach ſeiner ehrenvollen Doktorpromotion gleich nach Hauſe gereiſt war, iſt wiedergekommen, jetzt aber leider krank. Ich bin die Abende immer bei ihm. Autenrieth iſt ſein Arzt, und bleibt auch ganze Stunden. Da giebt es die lebhafteſten Geſpräche; die romantiſche Schule, die Naturphiloſophie, und vor allem das Wunderhorn, werden ſchrecklich angegriffen, hartnäckig vertheidigt. Autenrieth iſt voll ſchwäbiſcher Phantaſie und Laune, da er aber auch großen Verſtand beſitzt, und der ihn mißtrauiſch gegen ſein Naturell macht, ſo hat er dieſes jenem ganz dienſtbar untergeordnet, und nun ſtreiten dieſe muntern Kräfte wider das, was ihnen eigentlich befreundet iſt. Ich habe ihm das einmal bewieſen, daß ſein Eifer gegen die Volkslieder nur verſteckte Freude an ihnen iſt, und er lachte ſehr vergnügt darüber. Ein paar

junge Tübinger, Pregitzer und Köſtlin, nehmen warmen Antheil an dieſen Verhandlungen, für Kerner ſind ſie ſtärkende Arznei; Uhland ſchweigt in ſchroffem Ernſt, und ſeine Gegenwart verhindert uns auch wohl, die ſtreitigen Meinungen allzu ſtark hervorzurufen. Ich habe aber noch von einem andern Abendgaſte zu reden, den ich bei Kerner treffe, abermals einem Poeten, und zwar wieder von ganz anderm Schlag, als die bisher genannten; hoffentlich hab' ich mit ihm nun alle Dichterſorten des hieſigen Platzes erſchöpft. Ich ſtelle euch den Profeſſor Conz vor. Laßt es euch nicht ſtören, daß er ſo ausſieht, wie Focks in den „Verſuchen und Hinderniſſen" beſchrieben iſt, er iſt doch ein ganz wackrer und guter Kerl! Was kann er dafür, daß er in frühere Jahre fiel, wo es für Dichtergluth eine andre Heizung gab, als jetzt? Er hält eine ſehr gute Vermittelungslinie zwiſchen Schiller und Voß, weiß Metrum und Reim zu handhaben, hat ſich um Kantiſche Philoſophie bekümmert; wär' er jünger, ſo machte er Sonette, wüßte von Aſſonanzen, ließe Schelling'ſche Formeln in ſeinen Dichtungen durchſchimmern. Conz iſt hier der eigentliche Philolog an der Univerſität, und wirklich ein gründlicher, auch geſchmackvoller Alterthumskenner, eifrig in ſeinem Fach, und überhaupt für Schönes und Hohes leicht entzündbar. Da er aber als Anempfinder wenig Feſtigkeit und Schärfe beſitzt, ſich theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Schwäche, leicht einſchüchtern läßt, ſo kann er ſeine Sachen nicht mit dem nöthigen Anſehn durchſetzen, die Kollegen necken ihn, die Studenten bezeigen ſich leichtfertig, zu Hauſe giebt es auch wohl Schelte, da bleibt denn die Litteratur die einzige Zu-

flucht, — aber in der herrſcht ein neuer Geiſt, der von ihm und all dem Seinen nichts wiſſen will! So lebt der Mann hier ſeit Jahren gedrückt und gehemmt, und ſeufzt nach Menſchen, die ſeine Gegenſtände kennen, ſeine Richtungen einſehen, ſein Streben würdigen. Unvermuthet findet er mich, mich, liebe Freunde, und nun erwägt, was das heißt! Muß ich es euch Hartſinnigen doch umſtändlich erörtern? Nun, ſo hört! Er findet einen jungen Mann, der kein Philolog vom Fach iſt, aber den Homer und Platon lieſt, der mit Wolf und Gurlitt bekannt iſt, der den Dichter und Ueberſetzer Voß hochſchätzt, der die Verdienſte metriſcher Ueberſetzungen würdigt, dem die Oden Klopſtock's vertraut ſind, der zum Erſtaunen der Anweſenden ganze Reihen von Hexametern und Pentametern herſagt aus einer Elegie, worin die Befreiung Griechenlands durch Bonaparte geweiſſagt wird, und dieſe Elegie iſt von Conz! Genug, der Mann hat die größte Freude an mir, hat es ſeit Jahren nicht ſo gut gehabt, kann alle ſeine langverhaltenen Reden an mich richten, iſt unerſchöpflich in Mittheilungen, erzählt von ſich und Andern, führt ſeine eignen nicht recht bekannt gewordenen Schriften an, er ſieht, daß er verſtanden, daß er gewürdigt wird. Leider trägt aber auch dies ſeltne Glück einen geheimen Stachel von der Nemeſis eingepflanzt! Denn, wenn ihr es noch nicht wißt, ſo erfahret es jetzt, Conz iſt der Rezenſent in der Halliſchen Litteraturzeitung, der unſre Gedichte dort ſo ſcharf mitgenommen und heruntergeriſſen hat, und jetzt, da er an mir ſeine größte Freude, ſo ganz ſeinen langentbehrten Mann findet, iſt er beſchämt und beſtürzt wegen jener That, und fragt

Kerner'n ängſtlich, ob ich wohl etwas davon wiſſe, und fürchtet, daß ich es erfahre! Er hat aber nichts zu fürchten, er iſt ja für ſein Uebelthun ſchon genug geſtraft durch die Sache ſelbſt, daß er denjenigen getadelt, den er nun liebt und ſchätzt, und daß dieſer ihn nun doch meidet und flieht; denn er langweilt mich ungeheuer, und verhöhnen mag ich ihn nicht, weil er das nicht verdient, und ohnehin ſchon geplagt genug iſt! — Ich ziehe aus der lächerlichen Geſchichte die lehrreiche Warnung, daß man im Rezenſiren vorſichtig ſein und bedenken müſſe, ob man auch nicht den Ort verunreinige, wo man ſpäter ſich werde hinſetzen wollen. —

Tübingen, Donnerstag den 16. Februar 1809. Ich konnte heute nicht ſchreiben, das Frühlingswetter hatte in meine Bruſt wie in einen jungen Baum ſeine Unruhe getrieben; der Tag war ein verkündender, noch nicht ſelber ſchön, aber ſchöne Nachfolger verheißend. Ich eilte vor das Thor hinaus, in das freie Neckarthal. Indem ich durch die ſchmutzigen, engen Straßen ging, und nachher, als ich draußen auf die Stadt zurückblickte, fühlte ich deutlich, daß der Ort mir doch ſchon lieb geworden, daß ich den Aufenthalt, den ich hier gemacht, und alle Zweifel und Schmerzen, die ich hier durchgekämpft, doch nicht entbehren möchte in meinem Leben. — Die nahe Abreiſe nahm mir heute die Angſt, das Thal war mir kein Kerker mehr, der Sinn konnte ſich frei ergehen, und ſich jedem lieben Eindruck überlaſſen. Die Luft war warm und ſtill, die Gegend hell, die Landſtraßen feſt und trocken, und ſehr belebt. Rings am Himmel ſtand doch viel Gewölk, aber klein, ſtill, und vielfarbig in mattem Glanz; die Wolken ſchienen ſich

nur zu bewegen, um ſich in einen zarten weißen Flockenſchleier über die Himmelsbläue langſam auszubreiten; ſeine Nebelfäden ſchwammen hoch im weiten Blau, und unten um die fernen Berge löſte ſich das dichtere Gewölk ſanft in duftigen Nebel auf, der ſpielend herauwogte mit dem Abend. Längs einem Seitenbache des Neckars ging ich eine weite Strecke fort, und freute mich meines Alleinſeins, das mir auf Wanderungen immer behagt. Aber angekommen wär' ich gern bei lieben Freunden, dieſes Ziel fehlte mir! Und ſo mußt' ich endlich den Rückweg nehmen, und unter allmähligem Verſtummen des vorher ſo lauten Herzens, mich in die Stadt und in mein Zimmer zurückfinden, umdüſtert von dickem Abendnebel, der dicht vor meinen Fenſtern die ſchwarzen Dächer überſchwebt. Als ich hinausging, ſah ich Küraſſe ſchmieden, auf dem Rückwege begegneten mir würtembergiſche Reiter. So mahnt auch in dem friedlichen Thal ſchon manches an Krieg, der ſich aus Oſten und Weſten allerdings in allerlei Zeichen drohend ankündigt! —

Ich habe die franzöſiſchen Bülletins über den Krieg in Spanien der Reihe nach durchgeleſen, und mehr daraus erſehen, als ſie zeigen wollen. Näher aber, als dieſe Vorgänge, berühren mich die Nachrichten von den Rüſtungen in Oeſterreich. Dort ſcheint alles auf einen ächten Volkskrieg abgeſehen, und Begeiſterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier, — und wo nicht in Deutſchland? — iſt die Regierung mit den Franzoſen verbündet, das Volk aber iſt für Oeſterreich, mit deſſen Sache die deutſche ihm diesmal eng verbunden dünkt. Die kriegeriſchen Ausſichten machen auch all meine Plane

wieder ungewiß. Wo ſoll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahr in Deutſchland ausſehen? — In Hamburg find' ich immer weniger, was ich bedarf! Doch will ich es verſuchen, nochmals durch die That prüfen, ob ich dort meine Stätte finde. In Berlin eröffnen ſich vielleicht neue Ausſichten! In Wien ſtehen ſie einladend offen. Meine Wege ſind leider ſtets Umwege. —

Die
Schlacht von Deutſch-Wagram,
am 5. und 6. Juli 1809.

Nach den großen Unfällen in Baiern, dem Verluſte von Wien, und dem Fehlgehen ſo mancher Aufſtands-verſuche, von denen man die größte Erwartung gehegt, mußte die öſterreichiſche Sache, und mit ihr die deutſche, diesmal wiederum verloren ſcheinen; — und urplötzlich, ein paar Tage ſpäter, da niemand dies mehr hoffen durfte, ſtand ſie in dem herrlichſten Siegesglanze! Die geſchlagenen, ermüdeten, mit allen Nachtheilen eines ſchleunigen Rückzuges ringenden Truppen hatten den ſtolzen Gegner bei ſeinem weiteren Vordringen über die Donau ſtreitfertig aufgenommen, in zweitägiger Schlacht am 21. und 22. Mai bekämpft und überwäl-tigt, und über den Fluß zurückgeworfen. Die Schlacht von Aſpern erklang weithin durch Deutſchland, und erregte mächtig die Gemüther. Napoleon war, ſeit ſeinem Auftreten, noch in keiner Schlacht überwunden worden; dies war die erſte, die er verlor, und voll-ſtändig verlor, im offnen Kriegsfelde, eine große Haupt-ſchlacht. Der Erzherzog Karl zuerſt entrang dem gewaltig-

ſten Schlachtengewinner der neuern Zeit einen ſolchen Sieg; und wenn auch ſpäterhin Napoleon wiederholte und größere Niederlagen erleiden mußte, ſo überließ er doch niemals wieder nur Einem Gegner ſo ungetheilt den Siegeskranz.

In Berlin, in Schleſien, wo wir durchreiſten, war die Begeiſterung allgemein; der Zauber der Unbeſiegbarkeit, durch die jüngſten Glücksfälle erſt recht befeſtigt, war von Napoleon gewichen, man ſah die Möglichkeit durch die That; im vollen Siegeslaufe hatte der Widerſtand ihn gehemmt; er war geſchlagen, ſein Heer zerrüttet, auch er konnte zu Grunde gehen, wie er bisher die Andern zu Grunde gerichtet hatte. Ja, wenn man die Landkarte betrachtete, wie tief im feindlichen Lande, und wie entfernt und faſt geſchieden von Frankreich, er die mißlichſte Lage überſtehen ſollte, ſo konnte die Hoffnung ſchimmern, es wende ſich mit ihm ſchon jetzt zum Untergange; und er habe die Worte an ſeine Soldaten, im Beginne des Krieges, dies ſolle ſein letzter Feldzug in Deutſchland ſein, ſich ſelber zum Verhängniſſe geſprochen. Wirklich war Tyrol noch im vollen Aufſtande, Norddeutſchland jeder neuen Bewegung offen, England thätig, Preußen zum Ausbruche geneigt, der Rheinbund ſelbſt nicht ſicher, ſeine Fürſten konnten von Napoleon abfallen, gegen ihn die Volkskräfte ſich überall erheben. Man hielt alle günſtigen Ausſichten, mit denen man ſich vor Eröffnung dieſes Krieges geſchmeichelt, abermals, und mehr als vorher, der Erfüllung nahe.

Unter ſolchen Vorſtellungen, Glückwünſchen und Verheißungen, ſetzten wir eilig unſre Reiſe fort. Zwei unſrer Reiſegenoſſen mußten aber in Schleſien noch

zurückbleiben, und wir kamen nur unſer vier nach Mähren, mit deſſen Boden wir nun unwiderruflich eine neue Lebensbahn betreten hatten. Herrlich ſprach uns das Land mit ernſten und heitern, von mächtigen Verhältniſſen und großem Zuſammenhange zeugenden Eindrücken an. Sonderbar dünkte uns die Stimmung der Menſchen, weder lebhaft aufgeregt durch den Sieg, wie wir ſie zu finden dachten, noch eigentlich antheillos, wie dieſer Mangel an Begeiſterung zu fürchten gab. Ein gelaſſenes Zutrauen ſchien über Glück und Unglück hinaus ſich einer guten Sache verſichert zu halten, und für dieſe pflichtmäßig und treu zu handeln, ohne damit einen ungewöhnlichen Aufwand geiſtiger Bewegung zu verbinden. Althergebrachtes weitſchichtiges Regierungsweſen, und das Verhältniß einer größtentheils ſlawiſchen Bevölkerung zu dieſem, ſchienen uns, bei näherer Betrachtung, den anfangs befremdlichen Eindruck hinlänglich zu erklären. Auch waren, wo nicht alle verfügbaren, doch die höheren und tüchtigeren Kräfte des Landes ſchon vorwärts in Thätigkeit; die Beſitzer der Herrſchaften und Güter, die junge Mannſchaft aus den Dörfern und Städten, die kaiſerlichen Beamten ſelbſt, alles war zur allgemeinen Vertheidigung bei Linientruppen oder Landwehr eingerückt, und nur hin und wieder ſah man einige ſchwache Abtheilungen neuausgehobener Truppen, welche gleichfalls zu dem Heere ſtoßen ſollten, und vorher nur nothdürftig abgerichtet wurden.

In Olmütz fanden wir den ausführlichen Bericht über die Schlacht von Aſpern, wie er amtlich abgefaßt worden und eben im Druck erſchienen war. Begierig griffen wir nach dieſem Heft, welches den früheren,

eiligen und kurzen Nachrichten zur Ergänzung diente, und uns nunmehr ein deutliches Bild des großen Ereigniſſes vor Augen ſtellte. Die ſachgründliche Erzählung, zuweilen lebhafter einſchreitend, machte auf uns einen begeiſternden Eindruck, ſie wurde laut vorgeleſen, vielfältig überdacht und beſprochen; vor- und rückwärts knüpften ſich hier die mannigfachſten Betrachtungen für uns an. Als wir den Verluſt der Oeſterreicher mit ihrer anfänglichen Stärke verglichen, und das Ergebniß fanden, daß der vierte Mann getödtet oder verwundet worden, lag die Bemerkung nah, daß für eine neue Schlacht in gleichem Verhältniß auch von uns Vieren Einer zu rechnen ſei, und ich warf die Aeußerung hin, ich würde dieſer wohl ſein; ich mußte das ausſprechen, ohne daß weder ich ſelbſt noch die Andern ſich weiter dabei aufhielten.

Wie eilten weiter zu kommen, voll Sorgen und Unruhe, daß wir etwas Bedeutendes verſäumen könnten, da ſchon die bis dahin dauernde Waffenſtille ein Wunder dünkte, deſſen Fortſetzung mit jedem Tage ſich weniger glauben ließ. Für Marwitz war noch ein beſonderer Grund der Eile; ein jüngerer Bruder von ihm war ſchon früher in das öſterreichiſche Heer getreten, bei Aſpern verwundet und darauf nach Nikolsburg gebracht worden, wo er ſchwer danieder lag. Wir fanden ihn in einem üblen, faſt hoffnungsloſen Zuſtande. Ihm war aufgetragen worden, mit einer kleinen Schaar gegen feindliches Geſchütz anzuſprengen, damit deſſen Aufſtellung und Stärke durch das Abfeuern kund würde; dieſer Zweck wurde erreicht, dem edlen Jüngling aber dabei durch eine Kartätſchenkugel der Oberſchenkel zerſchmettert,

und kaum hatten die Seinigen ihn vor den Mündungen der feindlichen Kanonen noch aufraffen und zurückbringen können. Den Bruder, ſo weit von der Heimath in dieſem Jammer, und ſo mancher Hülfe und Pflege doch entbehrend, wiederzuſehen, war ein großer Schmerz, der dadurch noch vermehrt wurde, daß dieſes Wiederſehen nicht einmal dauernd, ſondern nur auf kurze Zeit beſchränkt ſein konnte. Das Beiſpiel eines ſolchen traurigen Voranganges mußte den Eifer der beſchloſſenen Nachfolge noch anſpornen und befeſtigen; man fühlte ſich fremdem Leide wie verpflichtet, dem eignen nun um ſo williger entgegenzugehn. Da jedoch Marwitz mancherlei Anordnungen zu treffen hatte, und dabei ſeine tröſtliche Gegenwart dem Unglücklichen gern einige Tage gönnen wollte, wir Andern aber nur müßige Zuſchauer ſein konnten, ſo trennten wir uns hier, um jeder nach eignem Rath und Mittel ſein ferneres Geſchick aufzuſuchen. Marwitz war des Eintritts in das Regiment Klenau Chevauxlegers, wo ſein Bruder diente, ſo gut wie gewiß, die Andern hatten ihr Abſehen gleichfalls auf die Reiterei geſtellt, ich aber dachte bei dem Fußvolk einzutreten, und wollte ein ganz friſches Verhältniß nur durch mich ſelber finden, daher ich auch alle Empfehlungsbriefe und ſonſtige Anknüpfungen verſchmäht hatte. Wir ſchieden froh und leicht, und ich zuerſt fuhr mit Kourierpferden dem großen Hauptquartiere zu.

Einem Feldwebel, der auf der Landſtraße gleichen Weges dahinſchritt, war mein Fuhrwerk eine gute Gelegenheit, um ſchneller fortzukommen, und mir ſein Geſpräch ganz erwünſcht, um von manchen Dingen, die mir jetzt wichtig werden mußten, nähere Kundſchaft

einzuziehen. Aller Eindruck, den ich bisher von preußiſchem oder franzöſiſchem Soldatenweſen gehabt, mußte hier gänzlich ſchwinden, und ein durchaus verſchiedener nahm die Stelle ein. Hier waren alle Beſtandtheile und Verhältniſſe anders geſtellt, wie ſchon dem flüchtigſten Blick auffallen mußte, und eine zwar in Worten ſchwer auszudrückende, aber für die Anſchauung unverkennbare Eigenart trat deutlich hervor, die auch in der Folge ſich nur beſtätigte, und mit dem Namen: ein öſterreichiſcher, oder vielmehr, wie aus früherer Gewöhnung noch üblich war zu ſagen, ein kaiſerlicher Soldat, die urſprünglichſte, ſelbſtſtändigſte, und man möchte ſagen unveränderlichſte Geſtalt eines Kriegsweſens bezeichnete, das auf der ſtarken Verknüpfung der verſchiedenartigſten Völkerſchaften und auf der ununterbrochenen Ueberlieferung von Jahrhunderten ruht.

Mit der frühſten Morgenhelle des 21. Juni traf ich in Deutſch-Wagram ein, und bevor ich dem Halbſchlummer mich völlig entwunden, der in der Nachtfriſche über mich gekommen war, fuhr der Poſtillon bis vor die Wohnung des Erzherzogs, wo die aufgepflanzte Fahne und eine Grenadierwache mir ſogleich in die Augen fielen. Man glaubte, ich ſei ein Kourier, und wollte den Erzherzog eiligſt wecken, welches ich nur mit Mühe hindern konnte, indem ich wiederholt verſicherte, daß ich keine Botſchaft zu überbringen hätte, ſondern nur in meinen perſönlichen Angelegenheiten käme. Man verſtand wenigſtens, daß der Generaliſſimus nicht dürfe geſtört werden, und ließ es damit gut ſein. Ich aber fand mich in einer ſonderbaren Lage. Sämmtliche Gebäude des großen Dorfes waren mit Einlagerung über-

füllt, die nächſten alle mit hohen Offizieren oder Kanzleien beſetzt, wie ſich an den vielen Schildwachen abnehmen ließ, die faſt vor jeder Thüre ausgeſtellt waren; ein Wirthshaus gab es unter ſolchen Umſtänden überhaupt nicht mehr. Da der ganze Ort noch in großer Stille lag, auch einſtweilen ſich niemand um mich bekümmerte, ſo ſuchte ich auf gut Glück in dem nächſten Hauſe, wo ſchon einige Bewegung zu blicken war, ein vorläufiges Unterkommen. Ich fand Stabsfouriere dort, die mich gaſtlich aufnahmen, und mir ſogar Theil an ihrem Frühſtück anboten. Hier konnte ich mich den neuen Eindrücken und Betrachtungen, die ſich aufdrängten, bequem überlaſſen, und mir den ferneren Verlauf meines Abenteuers in Gedanken feſtzuſtellen ſuchen. Einige Offiziere kamen, und nachdem ſich leicht ein Geſpräch angeknüpft, ſahen ſie mich faſt ſchon wie einen der Ihrigen an, und gaben mir guten Rath, den ich aber nicht recht verſtehen konnte, auch widerſprachen ſich ihre Meinungen theilweiſe. Ich ſetzte mein Anliegen, jedoch in Kürze, ſchriftlich auf, und ließ dies Blatt durch dienſtwillige Hand höheren Ortes abgeben.

Als die Sonne höher geſtiegen und das ganze Hauptquartier lebhaft geworden war, begab ich mich wieder in's Freie. Ich ſah mir Deutſch-Wagram und das anſtoßende Lager an, und wunderte mich nur, daß ein Fremder, unter Hunderttauſenden hier vielleicht der einzige dunkelblau Gekleidete, überall ſo ungehindert umhergehen konnte; niemand fragte mich, wer ich ſei oder was ich wolle, meinen Paß hatte ſeit Olmütz noch niemand wieder zu ſehen begehrt. Ein wunderbares Gewirr bewegte ſich vor meinen Augen. Die unabſeh-

baren Lagerreihen wimmelten von Kriegsvolk, und in Wagram floſſen die Strömungen dieſer mannigfachen Regſamkeit zuſammen. Alle Truppengattungen und Grade, in den verſchiedenſten Geſchäften und Koſtümen, in Kitteln und im Glanze, zur Arbeit, zum Wachdienſte, zur Erkundigung von Neuigkeiten und zum Genuß und Verkehr jeder Art, bewegten ſich bunt durcheinander hin. Unter den Uniformen in Oeſterreich ſind die ſchönen ganz außerordentlich ſchön, die der Huſaren, Uhlanen und ungariſchen Grenadiere gewährten den herrlichſten Anblick; neben dieſen nahmen ſich freilich manche andre, beſonders auch die des deutſchen Fußvolks, um ſo unanſehnlicher aus, wiewohl das letztere in größeren Maſſen zuſammenſtehend doch auch einen vortrefflichen Eindruck machte. Merkwürdig erſchien die Tracht der Generale, die durch hechtblaue Röcke und rothe Hoſen das Unſcheinbare und Auffallende ſonderbar vereinigten. In dem Ausdrucke der Geſtalten und Geſichter waren ähnliche Gegenſätze wahrzunehmen; zwangloſe Beweglichkeit und pedantiſche Starrheit, muntre Laune und finſtrer Ernſt, behagliche Trockenheit und wilde Leidenſchaft. Deutſche, Franzoſen, Wallonen, Slaven, Italiäner, Madſcharen erkannte man weniger im Einzelnen, als vielmehr in dem Ganzen das Gemiſch aller dieſer. Daß die Verſchiedenheit ſo vieler Völker, Sprachen, Geſtalten und Sitten hier in der Gemeinſchaft nicht verſchwand, aber doch wie von einem höheren Zuſammenhange gebunden erſchien, war grade das Eigenthümliche dieſes kaiſerlichen Heeres. Im Allgemeinen konnte man glauben, noch daſſelbe Soldatenweſen vor Augen zu haben, welches Schiller im Lager Wallenſteins dar-

geſtellt hat, und in der That hätten ſich nicht nur die ähnlichen Verhältniſſe und Vorgänge, ſondern großentheils auch noch dieſelben Truppenſtämme jener Zeit in den heutigen Regimentern nachweiſen laſſen. Aus den wunderlichen Scenen und altbewahrten Redensarten, welche hier im Vorbeigehen plötzlich die Aufmerkſamkeit anregten, wehte mich unterweilen auch die Luft des abenteuerlichen Simpliciſſimus noch an, jenes einſt vielgeleſenen Romans aus dem dreißigjährigen Kriege; und als der Generalgewaltiger reitend durch das Lager mir gezeigt wurde, glaubte ich den Rumormeiſter jener wilden Zeit leibhaftig vor mir zu ſehen!

War in dem Hauptquartiere die Bewegung freier, glänzender, und nicht ohne die Zugaben vornehmer und reicher Lebensweiſe, ſo ging es dagegen im eigentlichen Lager ernſthafter und ſtiller zu. Jeder Raum war abgemeſſen, die Anordnung der Reihen und Gaſſen ſtreng beobachtet. Ueberall war die wachſamſte Aufſicht und Ordnung, kein wilder Lärm, kein Streit; die Truppen ſah man beſchäftigt, theils ihre Waffen und Geräthe in Ordnung zu halten, theils andre Arbeiten zu verrichten, welche der Tag erforderte, am meiſten aber mit Exerziren. Vom frühen Morgen an wurden kleinere und größere Abtheilungen eingeübt; denn die erlittenen ſtarken Verluſte waren durch junge Mannſchaft erſetzt worden, welche nun eilig ausgebildet werden ſollte. Dieſe fleißigen Uebungen, und die Pünktlichkeit, mit welcher die mannigfachen Dienſtverrichtungen nach eingetheilter Zeitfolge wechſelten, gab der kriegeriſchen Bewegung einen Anſchein ruhiger Friedensordnung. Dreimal täglich traten die Regimenter herkömmlich zum

Gebet in's Gewehr; immer auf's neue berief der Trommelſchlag die Feldwebel und Korporale zum Anhören der auszutheilenden Befehle; wurde Vergatterung geſchlagen, ſo war im Augenblicke die unabſehbare Front ſchweigſam aufgeſtellt; die zahlreichen Lagerwachen hielten vorwärts ihre Poſtenkette beſetzt, und nur mit einbrechender Dunkelheit unterbrach ihr wechſelſeitiger Zuruf die große Stille. Die Truppen lagen ſämmtlich unter freiem Himmel; aus der Mitte jedes Regiments erhob ſich nur Ein Zelt, welches als Feldkapelle für den Gottesdienſt beſtimmt war, zugleich aber dem Oberſten einen bedeckten Raum darbot; alle übrigen Offiziere, wie die Gemeinen, begnügten ſich mit Erdgruben, denen etwan ein Dach von Raſen und Laubgezweig das Anſehn von Hütten und einigen Schutz gegen das Wetter lieh. Betrachtete man dieſes Kriegsvolk in ſeiner ausdruckvollen Kräftigkeit, gelaſſenen Bewegung, mäßigen Lebensart und unwandelbaren Gehorſam, ſo mußte man ſich wohl bekennen, ein ausgeprägtes Bild des deutſchen Charakters vor Augen zu haben, und wenn man ſich gegenüber die franzöſiſche Beweglichkeit, üppige Luſt und entzündbare Leidenſchaft dachte, ſo glaubte man jenen Kräften um ſo ſichrer vertrauen zu dürfen, als ſie diesmal von beſter Feldherrnhand geführt wurden. Einige Züge, welche den öſterreichiſchen Soldaten ganz bezeichnen, mögen als jenen Tagen angehörig hier aufbewahrt ſtehn. Ein ſchwerverwundeter Reiter wurde während der Schlacht zurückgebracht, und von begegnenden Kameraden theilnehmend angerufen, wie es ihm gehe? „O recht gut", erwiederte er, „der Feind iſt ſchon im vollen Zurückweichen gegen die Donau

hin!“ Einem Grenadier wurde das Gewehr in der Hand durch eine Kanonenkugel wie ein Waldhorn zuſam-mengekrümmt, ſtaunend betrachtete er den Schaden, und ſagte bedauernd: „Ein ſo gutes Gewehr!“ Einen Trupp Grenadiere, die eben Sturm gelaufen hatten, fragte ein heranſprengender Offizier, wo ihr Bataillon ſei? „Wir ſind das Bataillon“, war die ſchlichte Antwort; die Andern lagen dahingeſtreckt. Der einfache Gradſinn macht hier das Erhabene.

An dieſem und dem nächſten Tage war ich auch von der Gegend und der eigentlichen Heeresſtellung einen beſtimmten Begriff zu erlangen bemüht. Die Oeſter-reicher ſtanden ſeit dem Siege von Aſpern noch faſt auf derſelben Stelle, nur hatten ſie ihre Linie mehr rückwärts gezogen und in größeren Bogen ausgedehnt. Aſpern und Eßlingen lagen weitab vor der Fronte, beide Dörfer jetzt außerordentlich verſchanzt, und mit Geſchütz und Truppen wohlbeſetzt. Die Donau ſtrömte zwiſchen ihnen und dem Feinde, der hauptſächlich auf der Inſel Lobenau, gewöhnlich Lobau genannt, ſich feſtgeſetzt und durch große Schanzarbeiten gedeckt hatte. Weiter oberhalb, bei Nußdorf und höher hinauf, war das öſterreichiſche Heer mit dem rechten Flügel unmit-telbar an die Donau gelehnt, entfernte ſich dann ſchräg von dieſer gegen Stamersdorf und Wagram hin, und dehnte ſeinen linken Flügel, der am fernſten von der Donau war, in das Marchfeld bis nach Markgrafen-Neuſiedel aus. Deutſch-Wagram lag faſt im Mittel-punkte der Stellung; links von dieſem Ort erhebt ſich der Boden, und bildet oſtwärts eine Hochfläche, die gegen Süden terraſſenförmig abfällt; etwa hundert

Schritt vorwärts fließt in der tieferen Ebne ein mit Weiden bepflanzter Bach, der Rußbach, welcher von Wolkersdorf her durch Wagram, Baumersdorf und Markgrafen-Neuſiedel ſich in das Marchfeld hinzieht. In weiter Ferne, über die Ebne hinweg und jenſeits der Donau, erblickte man am nebligen Horizont den Stephansthurm von Wien; und es war ein eigenthümlicher Reiz, die vom Feinde beſetzte Hauptſtadt täglich vor Augen zu haben, und nicht anders erreichen zu können! Die öſterreichiſche Hauptſtellung war nicht verſchanzt, durch ihre natürliche Beſchaffenheit aber vortheilhaft genug, und beſonders bot ſie, im Fall es hier zu einer neuen Schlacht kommen ſollte, der Reiterei in dem weiten Marchfelde den freiſten Spielraum. Dagegen waren längs der Donau, beſonders bei Aſpern und Eßlingen, wo die beſten Uebergangspunkte zu ſein ſchienen, ſtarke und weitläufige Verſchanzungen angelegt. Sich gegenſeitig in ihren guten Stellungen beobachtend und feſthaltend, ohne viel unternehmen zu können, hatten beide Theile das unnütze Schießen größtentheils eingeſtellt. Bei der Fortdauer dieſer ſtillen Spannung mußte, ſo ſchien es, der Vortheil ſich mehr und mehr auf die Seite der Oeſterreicher wenden. Napoleon ſtand im feindlichen Lande, mitten in einer unruhigen Bevölkerung, die Donau war geſperrt, man fürchtete in Wien ſchon Mangel an Lebensmitteln, Tyrol war im Aufſtande, Steiermark nicht ſicher, die Bewaffnung in Ungarn gewann täglich an Stärke und Ausbildung. Durch Entſendungen nach der obern Donau ſuchten die Oeſterreicher dem Feinde ſeine Verbindungen im Rücken noch mehr zu erſchweren, die Aufſtände zu fördern;

abwärts, bei Preßburg, behaupteten ſie auf dem rech-
ten Donauufer den ſtarken Brückenkopf, welchen der tapfre Erzherzog Johann gegen die täglichen Stürme der Franzoſen ruhmvoll vertheidigte. So konnte das Wort des Erzherzogs Karl, das man ſich mittheilte: jeder Tag, den man hier ſtehen bleibe und den Feind unthätig feſthalte, ſei als ein Sieg zu betrachten, unter ſolchen Umſtänden ſehr wohl gelten, beſonders da auch die politiſche Ausſicht, die ſchon zum Theil ſich erfüllte, durch Zeitgewinn die günſtigſten Wandlungen verſprach. Daß vielfachere und raſchere Thätigkeit dem Feinde hätte verderblich werden, daß die Vorkehrungen hätten ausgedehnter und eifriger ſein können, läßt ſich wohl behaupten; indeß muß man bedenken, daß der Geiſt der Kriegführung weſentlich von dem Körper abhängig iſt, mit dem er wirken ſoll, und daß dieſer aus alten Einrichtungen und Gewöhnungen durch den kräftigſten Willen nicht plötzlich zu jeder neuen Brauchbarkeit umgewandelt werden kann. Dies gilt von manchen Vorſchlägen, welche zu jener Zeit gemacht wurden, die aber in's Werk zu ſetzen damals allzu ſchwierig dünkte. Das Abſehen des Erzherzogs Karl war mit Recht auf eine Feldſchlacht gerichtet, für welche die Truppen frei verfügbar bleiben, und an keine Verſchanzungen gebunden ſein ſollten, als deren Zweckmäßigkeit für die künftig möglichen Umſtände doch nicht voraus zu berechnen war, und deren Vorhandenſein dann ſtörend und nachtheilig werden konnte. Jenem weſentlichen Zwecke, das Heer für eine Schlacht in Bereitſchaft zu halten, mußte die Hauptſorge des Feldherrn gewidmet bleiben und ihm raſtlos zu thun geben, alle übrigen Hülfsmittel

konnten erſt nach jenem in Betracht kommen, ſo ſehr man auch ſpäterhin wünſchen durfte, daß der linke Flügel auf Verſchanzungen der Hohenleithen ſich geſtützt, daß bewaffnete Schiffe die Donau beherrſcht, und daß eine Telegraphenlinie zur ſchleunigen Verbindung zwiſchen den getrennten Heerestheilen beſtanden hätte!

Sehr hatte mich verlangt den Erzherzog ſelbſt endlich zu ſehen, wozu die Gelegenheit ſich bald darbot, und dann vielmals wiederholte. Schon am erſten Vormittage konnte ich vor ſeinen Fenſtern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantaſiren, worin er meiſterhafte Geſchicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, ſtieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück, und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er ſah aus, wie ein tapfrer, biedrer und menſchenfreundlicher Mann, der ſogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und die Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernſt und Hoheit. Seine kleine ſchmächtige Geſtalt erſchien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beſchaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit ſeinen Anſtrengungen und Rauhigkeiten hatte eine ſanfte Anmuth aus dieſen Gliedern nicht verdrängen können, wie auch Napoleon bei ſeinem erſten Auftreten gehabt haben ſoll, der im Beginn ſeiner Laufbahn eben ſo mager geweſen war, jetzt aber ſtark geworden ein weniger gutes Anſehen hatte. Was aber den Erzherzog beſonders auszeichnete,

war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit ſeines Weſens, die gänzliche Abweſenheit alles Gemachten und Geſpannten; aus der Läſſigkeit mancher ſeiner Bewegungen würde man zuweilen faſt auf einen Mangel an Kraft geſchloſſen haben, hätte nicht das Feuer ſeines heldiſchen Auges jeden ſolchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerſchrockener Muth, der ſtets das Beiſpiel perſönlicher Aufopferung und Verläugnung gegeben, ſeine menſchenfreundliche Sorgfalt, ſein gerechter und ſtandhafter Sinn, ſo wie das Andenken ſeiner frühen Thaten und Siege, hatten ihm die höchſte Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hingen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmiſchen Soldaten, denen er als Generalkapitän ihres Landes noch beſonders angehörte. Wo er ſich zeigte, ſchallte ihm jauchzender Leberuf entgegen, der auf den Vorpoſten dem Feinde leicht ſeine Anweſenheit verrieth, aber nicht ganz unterſagt werden konnte. Als Generaliſſimus ſtand er in einer Macht und Wirkſamkeit, wie ſie ſeit Waldſtein kein öſterreichiſcher Feldherr ausgeübt hatte; durch das ganze Kriegsweſen erſtreckte ſich ſein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, ſtrafen und belohnen, nach eignem Ermeſſen; die Führung des Krieges ſollte ſeiner Einſicht durchaus überlaſſen, alle Kräfte des Staates ihm hiezu verfügbar ſein. Nur wegen Ungarns offenbarten ſich in dieſem Betreff einige Schwierigkeiten, und auch andre geheime ſcheinen den bedungenen Rechten ſchon im Beginn ſtörend entgegengewirkt zu haben.

Schon zwei lange Tage hatte ich mich in dem Hauptquartier und Lager umgetrieben, und der wüſte

Zuſtand, in welchem ich mich fühlen mußte, wurde mit jeder Stunde unerträglicher. Auf meine ſchriftliche Eingabe war mir durch Mißverſtand eine verkehrte Antwort zugekommen; dagegen hatte ein Flügeladjutant des Erzherzogs, Major Graf von Cavriany mir ſehr freundlich und theilnehmend mündliche Auskunft und Anleitung gegeben, mich dem Oberſten von Oberndorf empfohlen, welcher das Regiment Reuß-Plauen befehligte, und über das Wunder ſcherzte, daß nun doch wirklich einige Deutſche in Folge der Aufrufe des Kaiſers und des Erzherzogs ſich zum Kriegsdienſte einfänden; er bedauerte, daß bei ſeinem Regimente alle erledigten Offizierſtellen eben erſt wieder beſetzt worden, meinte jedoch, dies habe noch nicht bei allen Regimentern geſchehen können, und verſprach mir deshalb Erkundigung einzuziehen. Er machte mich auch mit ſeinem Regimentsinhaber, dem Feldzeugmeiſter Fürſten von Reuß-Plauen bekannt, und dieſer treffliche Mann bezeigte mir gleich das größte Wohlwollen. Indeß verging ein dritter Tag, ohne daß ſich etwas entſchied; ich hatte aber die Freude, Williſen eintreffen zu ſehen, mit dem ich weite Spazirgänge machte, wobei wir uns in allerlei Betrachtungen ergingen, und die allgemeinen und perſönlichen Verhältniſſe vielfach überlegten. Er begab ſich dann zu dem General Grafen von Carneville, um in deſſen Freiſchaar einzutreten, die rückwärts von Wagram, bei Bockfließ, errichtet wurde. Mich aber rief, da meine Gedanken faſt ſchon andre Richtung nahmen, der Oberſt von Oberndorf unvermuthet an, und wies mich zu dem Oberſten des Regiments Vogelſang, das links von Wagram auf der oben erwähnten Ter-

raſſenhöhe lagerte; dort, meinte er, würde ich ſogleich zum Dienſt eintreten können. Dieſer Oberſt war der Graf zu Bentheim, aus Weſtphalen, ein noch junger Mann, von ſchönem Anſehn und einnehmendem Weſen, der durch ſeine Auszeichnung in der Schlacht bei Aſpern ſo früh zu der anſehnlichen Befehlshaberſtelle gelangt war. Ein kurzes Geſpräch ſetzte mein Verhältniß leicht in's Klare, der Oberſt war ſehr zufrieden mich in ſein Regiment aufzunehmen, ernannte mich zum Fähnrich, und gab mich zu der erſten Kompanie, die der wackre Hauptmann von Marais befehligte. Ich erkaufte die Equipirung eines bei Aſpern gebliebenen Offiziers, vertauſchte den Hut mit dem Tſchako, ſchnallte die breite Degenkuppel mit dem kaiſerlichen Doppeladler um den Leib, machte mit den Offizieren nähere Bekanntſchaft, und ſchlief in der erſten Nacht in der Erdhütte neben meinem Hauptmann und noch einem Offizier, als hätte ich nie ein anderes Verhältniß gehabt!

Die nächſten Tage hingegen waren ſchwer und öde. Die große Sommerhitze hatte Laub und Gras verdorrt, die Weiden des Rußbaches waren längſt entblättert und zum Theil entrindet, auf der endloſen Ebene zeigte ſich nirgends ein Schatten, nur dunkle Staubwolken, von Stoßwinden plötzlich herangeführt, verhüllten augenblicklich den Sonnenhimmel, und überſchütteten alles mit heißem Sandregen. Man mußte das Exerciren einſtellen, und verkroch ſich in die Erdhütten. Der beſte Wille der Kriegskameraden brachte doch nur eine traurige Unterhaltung zuwege. Geſichtspunkte und Antriebe, die wir Norddeutſchen für dieſen Krieg hatten, waren hier größtentheils fremd; man ſah in dem Kriegshand-

werk ein erwähltes Fach, deſſen Vortheile man geltend machte, man rechnete die zu hoffenden Beförderungen aus, man rühmte das Garniſonleben in Prag. Der Oberſt allein kannte Gentz und wußte von Friedrich Schlegel, den Andern waren dies unbekannte, bedeutungsloſe Namen. Das Regiment war überdies ein böhmiſches, und die meiſten Soldaten ſprachen nur dieſe Sprache. Begeiſterung und Poeſie mußten hier völlig erlöſchen; auch ſelbſt die der Gefahr fehlten für jetzt; weit und breit fiel kein Schuß, alles war in tiefſter Ruhe. Man zweifelte, daß noch eine bedeutende Waffenentſcheidung vorfallen würde; man ſprach vom nahen Frieden, und wünſchte ihn. Daß unterhandelt wurde, ſtand außer Zweifel; franzöſiſche Beauftragte waren wiederholt in Wagram geſehen worden, ſelbſt ſeinen Vertrauten Duroc wollte man von dem Kaiſer Napoleon mit Vorſchlägen an den Erzherzog Generaliſſimus abgeſchickt wiſſen. Ich konnte die Niedergeſchlagenheit, die ich hievon empfand, nicht verhehlen; in meinem Unmuthe muß ich mich ganz verzweiflungsvoll, und den Wunſch, wieder fortzugehen, ſehr heftig ausgedrückt haben, denn der Hauptmann von Marais eröffnete mir mit großer Theilnahme, wenn dies mein Ernſt ſei, ſo könne mir vielleicht noch geholfen werden, er zweifle, daß ich höheren Ortes ſchon gemeldet ſei, und ſo könne der Oberſt wahrſcheinlich noch ohne fremdes Zuthun mich entlaſſen. Mir fuhr der Gedanke durch den Kopf, zu dem Herzoge von Braunſchweig-Oels zu gehen, von deſſen Unternehmungen die Rede war, oder zu dem Major von Noſtitz, des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen geweſenem Adjutanten, der an der Gränze von

Franken eine Freiſchaar ſammelte; von dieſen Beiden ſagte man laut, ſie würden keinen Frieden machen, ſondern lieber wie Schill auf eigne Hand zu Grunde gehen. Es war aber zu ſpät; bereits in die Liſten eingetragen, hätte ich ein förmliches Abſchiedsgeſuch einreichen müſſen, was während der Kriegszeit unthunlich war. Der Oberſt, dem ich meine Unruhe nur im Allgemeinen, nicht aber in ihren beſondern Gründen zeigen mochte, wußte nicht, was er von mir denken ſollte; über die Waffenruhe und den Friedensanſchein aber, die ich verwünſchte, ſuchte er mich zu tröſten, und meinte, mit jedem Tage könne ſich das ändern, worüber niemand froher ſein würde, als er ſelbſt. Ich blieb alſo einſtweilen wo ich war.

Die ſchlimmſte Prüfung war in der That ſchon überſtanden. Nach einem heißen, langweiligen, verzehrenden Tag, der nur eben ſolchen wieder erwarten ließ, erſcholl am 30. Juni Abends plötzlich von der Donau her Kanonendonner, dem Gemüth eine labende Erfriſchung! Eine Parthei Franzoſen, ſo vernahm man bald, waren von der Lobau mittelſt Kähnen auf eine kleine Aue, die Mühleninſel genannt, übergegangen, die ſich nur noch durch einen ſchmalen Arm von dem linken Donauufer ſcheidet; ſie legten eine Brücke auf dieſes Ufer herüber und beſchützten dieſelbe durch einen kleinen Vorwall; unſre Batterien bei Eßlingen wollten dem Feinde dieſe Ausbreitung nicht geſtatten und ſeine nächſten Kanonen auf der Lobau feuerten nun ebenfalls. Die Unterhandlungen, hieß es, ſeien abgebrochen, der Kaiſer Napoleon habe ſeine Truppen zuſammengezogen, um neuerdings mit ganzer Macht überzugehen und eine

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Schlacht zu liefern. Die Beharrlichkeit des Erzherzogs Generaliſſimus in ſeiner Stellung mußte ſich hiedurch gerechtfertigt zeigen, da der Feind keine beſſere Gegend für ſeinen Verſuch wußte, als dieſe gegen ihn vorbereitete und vertheidigte. Mit einbrechender Nacht ſahen wir in der vor uns liegenden Ebene die Alarmſtangen brennen, und das ganze Lager gerieth in Bewegung. Der Kanonendonner verſtummte zwar nach einiger Zeit, allein um 1 Uhr Nachts erhielten die auf der Anhöhe bei Wagram lagernden Regimenter den Befehl, in der Stille anzutreten, und rückten ſchweigend etwa anderthalb Stunden gegen die Donau hinab; der erſte, zweite und dritte Heertheil lagerten daſelbſt zwiſchen Breitenlee und Stadt-Enzersdorf, der vierte Heertheil ſtellte ſich bei Wittau, die Reiterei bei Rasdorf; jeden Augenblick erwarteten wir, daß der Feind angreifen würde; das Kanoniren erneuerte ſich von Zeit zu Zeit; allein die Franzoſen rückten nicht vor, ſondern begnügten ſich, ihre begonnene Brückenſchanze zu vollenden. Der Erzherzog begab ſich zuerſt nach Rasdorf, ſodann nach Stadt-Enzersdorf, und beſtieg den dortigen Thurm, um die Anſtalten des Feindes zu überſchauen, darauf nahm er ſein Hauptquartier iu Breitenlee. Indeß mußte bald klar werden, daß die Anſtalten an dieſer Stelle für einen ernſtlichen Uebergang zu unbedeutend blieben; es war offenbar, daß der Feind hier nur die Aufmerkſamkeit beſchäftigen wolle, und daß er ſeinen wahren Uebergang entweder oberhalb bei Nußdorf, oder unterhalb in der Gegend von Ort vorhabe, wobei das öſterreichiſche Heer in ſeiner jetzigen Stellung ſogleich die rechte oder linke Flanke bloßgeben würde; daher ſchien es vortheilhafter,

bei der Ungewißheit, welchen Punkt der Feind wählen werde, die rückwärtige Stellung wieder einzunehmen, aus welcher man frei und leicht nach jeder nöthigen Richtung hervorbrechen könne. Dieſem Rathſchluſſe zufolge erhielten wir am 3. Juli Mittags unvermuthet Befehl, wieder in unſre vorige Stellung bei Wagram zurückzukehren. Dieſer Vor- und Rückmarſch iſt in dem öſterreichiſchen Bericht unerwähnt geblieben, und doch war die Vorwärtsbewegung nicht gleichgültig; ſie erlegte dem Feinde gleichſam eine Schlacht in ähnlichen Verhältniſſen wie die von Aſpern auf, während unſer Rückmarſch ihm ſtatt jener Enge die erwünſchtere Ausdehnung freigab, in welcher die Schlacht von Wagram möglich wurde. Da dieſe verloren ging, ſo konnte man nachher bedauern, zu ihrer Entwickelung den Raum gegeben zu haben, den man, wie es ſchien, gleich anfangs verſagen, wenigſtens mit Vortheil ſtreitig machen konnte, wenn man näher an der Donau den Kampf aufnahm.

Der Anſchein, als ſolle das Leben der vorigen Tage, ohne andern Inhalt als Sonnenbrand und Staubwolken, auf's Neue fortgehen, dauerte diesmal nicht lange. Von den Abſichten des Feindes hatte man keine zuverläſſige Kenntniß, nur unſichere Vermuthungen, doch deuteten alle ſeine Anſtalten auf irgend ein großes Unternehmen. Die Befeſtigungen der Lobau, die Herſtellung und Sicherung der Hauptbrücken über den großen Arm der Donau, die Anlegung vieler Verbindungsbrücken zwiſchen der großen und den kleinern Inſeln, die fortgeſetzte Arbeit an Zimmerwerk und Schiffen, die Inſtandſetzung der Wege auf der Lobau, die Anfuhr von Geſchütz und Pulverwagen, alles dies

konnte nicht verborgen bleiben, am entſcheidendſten aber waren die Bewegungen der Truppen, die von der obern und untern Donau ſich hierherzogen; unter andern ſah man vom Biſamberge aus am 2. Juli das ſogenannte italiäniſche Heer in jener Richtung anrücken. Der Erzherzog Generaliſſimus beſchloß, das Unternehmen des Feindes zu zerrütten, dem Hauptangriffe zuvorzukommen und ihm den Rückhalt zu verderben, den die Lobau darbot. Die öſterreichiſchen Abtheilungen an der obern Donau hatten Befehl erhalten, den Feind lebhaft zu beunruhigen; desgleichen der Erzherzog Johann, mit ſeiner Hauptſtärke aus dem Brückenkopfe von Preßburg auf das rechte Ufer der Donau hervorzubrechen; jetzt wurde dieſem am 4. Juli um 7 Uhr Abends der Befehl geſandt, ſeine Truppen wieder auf das linke Ufer herüberzuziehen, und zugleich bis Marcheck vorzurücken, um für den Fall einer Schlacht auf die rechte Flanke des Feindes wirken zu können. Auch bei uns war ein kräftiges Eingreifen angeordnet. Am 4. Juli Abends erhielten wir die Weiſung, wenn in der Nacht kanonirt würde, bis Tagesanbruch in Ruhe zu bleiben, dann aber marſchfertig zu ſein. Wirklich begann, ſobald es dunkel geworden, vor uns an der Donau ein heftiges Geſchützfeuer, der Himmel leuchtete immerfort von den Blitzen der Kanonen, von den Wurfbahnen der Bomben und Granaten; faſt zwei Stunden dauerte der Wetteifer von beiden Seiten, denn die Franzoſen hatten faſt gleichzeitig auch ihren Angriff unternommen, und während wir ihre Werke auf der Lobau zu zerſtören dachten, die Zerſtörung der unſrigen und die Einäſcherung von Stadt-Enzersdorf vorbereitet. Das öſterreichiſche Geſchütz vermochte

wenig gegen die ſtarken Werke der Lobau; die franzöſiſche Mannſchaft auf der Mühlau, welche als vermuthlicher Uebergangspunkt am heftigſten beſchoſſen wurde, legte ſich nieder und litt nicht viel. Dagegen zeigte ſich die Wirkung des feindlichen Angriffs bald nachtheilig; in ſeinem Zwecke lag zuſammenhängendere Abſicht und ſtärkerer Nachdruck; ſein Geſchütz war zahlreicher und wirkſamer; in kurzer Zeit ſtand Stadt-Enzersdorf in Flammen, und unſre Batterien ſtrebten fruchtlos gegen die feindliche Uebermacht. Nachdem die Gegend eine Zeit lang durch den Brand der kleinen Stadt erhellt geweſen, verdunkelte ſich der Himmel mit ſchwarzen Gewitterwolken, der Regen ſtrömte nieder, die Flammen minderten ſich, das Geſchütz feuerte ſeltner und verſtummte zuletzt völlig. Ein furchtbares Sturmgewitter, wie niemand ein ähnliches erlebt zu haben meinte, wüthete nun über das weite Marchfeld, das von dem Gekrach des Donners erbebte, und im Brauſen der Regenfluthen und dem Geheul des Windes ſo ertoſte, daß daneben auch das Geſchütz hätte verhallen müſſen.

Den Feind, deſſen Vorſatz feſt und reif und deſſen Hülfsmittel bereit waren, mußte dieſe Sturmnacht äußerſt begünſtigen. Er hatte die neben der Lobau ſtromabwärts auf dem linken Ufer über Mühlleithen und Wittau ſich erſtreckende Fläche zum erſten Antritt ſeines Ueberganges erſehen, wo ſeine Truppen ungehindert Fuß faſſen und im Angeſichte des Brandes von Stadt-Enzersdorf ſich rechtshin ungehindert entwickeln konnten. Dieſe Richtung hatte man öſterreichiſcherſeits am wenigſtens möglich erachtet; ſie war kühn und gefahrvoll, beſonders wenn der vierte öſterreichiſche

Heertheil bei Wittau ſtehen blieb, oder ſogleich wieder dorthin vorrückte; es gehörte zu ihrem Erfolge die ganze Meiſterſchaft der gründlichen Anordnungen und zutreffenden Berechnungen Napoleon's, die ſichere Ausführung aller ſeiner Befehle durch eben ſo ſtrenge als geſchickte Werkzeuge, die Schnelligkeit und Kraft, welche dadurch ſeinen Bewegungen verliehen war. Er rechnete darauf, den bedenklichen Augenblick ſchon überſtanden zu haben, bevor der Gegner ihn benutzen könnte. Schon um zehn Uhr Abends ließ der General Oudinot 1500 Voltigeurs unter der Anführung des Generals Conroux überſetzen; ſie wurden von dem Oberſten Baſte mit 10 Kanonierſchaluppen begleitet, deren Feuer die Landung beſchützte. Die öſterreichiſchen Vorpoſten zogen ſich aus den Schanzen, welche ſie hier aufgeworfen und mit einigen Feldſtücken beſetzt hatten, ohne Verluſt zurück, und der Feind konnte ſich vor Mühlleiten auf der Schuſterwieſe und dem Hanſelgrunde feſtſetzen. Gleichzeitig war der Oberſt Sainte-Croix, Adjutant des Marſchalls Maſſena, mit 2500 Mann übergeſchifft und weiter abwärts bei Schönau gelandet. Hierauf wurden in der Eile 6 Brücken geſchlagen, zu denen alle Geräthſchaft fertig gehalten war. In raſchem Laufe zog zuerſt das Fußvolk des Marſchalls Maſſena, nebenan deſſen Reiterei und Geſchütz, auf das linke Ufer, weiter abwärts die Truppen des Marſchalls Davouſt, des Generals Oudinot; ſtill und geordnet nahmen ſie ihre vorherbeſtimmten Stellungen. Um 3 Uhr Morgens ſtanden mehr als 40,000 Mann zuſammengedrängt bei Mühlleithen, während die übrigen Truppen eiligſt nachrückten; erſt um Mittag trafen die letzten ein, während die vorderſten ſchon im

vollen Gefecht und Vormarſch waren. Die anfängliche Schlachtordnung war folgende. Im erſten Treffen als linker Flügel, zunächſt der Donau, der vierte Heertheil, unter dem Marſchall Maſſena; als Mitte der zweite Heertheil, von dem General Oudinot befehligt; als rechter Flügel, gegen Wittau, der dritte Heertheil, unter dem Marſchall Davouſt; hinter dieſem, als zweites Treffen, die Truppen des Marſchalls Bernadotte oder der neunte Heertheil, das italiäniſche Heer unter Anführung des Vicekönigs Eugen, und der eilfte Heertheil des Marſchalls Marmont; als Schluß und Rückhalt die Garden und die Küraſſiere. Die ganze Streitmacht Napoleon's betrug hier mehr als 160,000 Mann, worunter 15,000 Mann Reiterei nebſt 600 Kanonen. Uebergang und Aufſtellung waren mit bewundernswerther Schnelligkeit und Haltung im Sturm und Regen und bei größter Dunkelheit begonnen, wie nachher im vollen Tagesglanze vollendet worden.

Die erſte Morgenfrühe des 5. Juli beleuchtete dieſes gelungene Ergebniß; der Sturm hatte ſich inzwiſchen gelegt, die Sonne verſprach einen heitern Tag, und nach vier Uhr erhob ſich mit erneuter Gewalt der Donner des Geſchützes. Neue Rauchſäulen ſtiegen aus Stadt-Enzersdorf empor, der Marſchall Maſſena ließ durch ſeine Adjutanten Sainte-Croix und Pelet den Ort wiederholt angreifen, den ein Bataillon des Regiments Bellegarde tapfer vertheidigte, aber der Oberſt Sainte-Croix endlich wegnahm; eben ſo wurde das Schloß Sachſengang zwiſchen Mühlleithen und Wittau nach kurzem Widerſtand erobert. Ein Theil der öſterreichiſchen Vortruppen unter dem General von Nordmann

bedrohte, über Rutzendorf anrückend, noch einen Augenblick die rechte Flanke der Franzoſen, aber der General Oudinot drängte ſie bald zurück, und unaufhaltſam entfaltete ſich nun die Angriffslinie Napoleon's, überall durch zahlreiches vorangehendes Geſchütz bezeichnet. Der Marſchall Davouſt drängte die öſterreichiſchen Vortruppen von Großhofen zurück, und zog rechts von Rutzendorf gegen Markgrafen-Neuſiedel heran, ſeine äußerſte Rechte durch zwei Dragonerdiviſionen unter den Generalen Grouchy und Pully ſo wie durch eine Diviſion leichter Reiterei unter dem General Montbrun gedeckt; die Mitte unter dem Marſchall Bernadotte wandte ſich gegen Pysdorf und Rasdorf; der Marſchall Maſſena rückte rechts gegen Breitenlee vor, links hielt er ſich an der Donau, und beſetzte, nach Maßgabe, daß ſie geräumt wurden, die öſterreichiſchen Verſchanzungen von Eßlingen und Aſpern. Die Verſchanzungen, gegen die Lobau gerichtet, waren im Rücken offen, und durch die Bewegung des Feindes jetzt überflügelt nicht mehr haltbar; ſie wurden nur langſam verlaſſen, und ſogar die ſchwerſten Geſchütze ruhig mit fortgeführt.

Der Erzherzog Generaliſſimus hatte den raſchen und unter Begünſtigung der ſtürmiſchen Nacht ſo glücklich gelungenen Uebergang nicht mehr hindern können; die feindliche Stärke hatte nicht nur Fuß gefaßt, ſondern ſich auch ſchon beträchtlich ausgebreitet und zum ferneren Angriffe günſtig geordnet; ihre ſämmtlichen Heertheile waren in zuſammenhängender Bewegung, überall wechſelſeitiger Unterſtützung fähig und verſichert; die öſterreichiſchen Heertheile aber ſtanden noch viel zu weit auseinander, als daß ſie dem ſo raſch entwickelten Feinde

gleich mit gehöriger Macht hätten entgegenrücken und ihn gegen die Donau zurückwerfen können. Die Geſammtſtärke der Oeſterreicher betrug nicht voll 100,000 Mann, nebſt 410 Stück Feldgeſchütz; die Truppen waren in nachfolgender Weiſe eingetheilt. Eine Vorhut von allen Waffen, unter dem Befehl des Feldmarſchallieutenant von Nordmann hatte vorwärts an der Donau geſtanden, weiter hinauf lehnte ſich an den Strom rechts der ſechſte Heertheil unter dem Feldmarſchallieutenant Grafen von Klenau, welcher den Freiherrn von Hiller, mit dem der Oberfeldherr unzufrieden war, in dieſer Befehlsführung abgelöſt hatte; weiter zurück hielt der fünfte Heertheil unter dem Feldzeugmeiſter Fürſten von Reuß-Plauen die Umgegend des Biſamberges beſetzt; dann folgte linkshin rückwärts der dritte Heertheil unter dem Feldzeugmeiſter Grafen von Kolowrat bei Hagenbrunn, hierauf die von ſämmtlichen Regimentern zuſammengezogenen Grenadiere unter dem Feldmarſchallieutenant von Prochaska bei Säuring, und bei Breitenlee die Maſſe der Reiterei unter dem General der Reiterei Fürſten von Liechtenſtein; ferner bei Wagram der erſte Heertheil unter dem General der Reiterei Grafen von Bellegarde, und in derſelben Richtung angeſchloſſen bei Baumersdorf, der zweite Heertheil unter dem Feldmarſchallieutenant Fürſten von Hohenzollern, und der vierte Heertheil bei Markgrafen-Neuſiedel unter dem Feldmarſchallieutenant Fürſten von Roſenberg. Es wären daher zu jenem Zwecke nur die drei Heertheile hinter dem Rußbach nebſt der Reiterei zur Hand geweſen, die Grenadiere nicht ſogleich, und die beiden Heertheile am Biſamberge ſtanden noch faſt

zwei Meilen entfernt. Unter dieſen Umſtänden ſah ſich der Erzherzog Generaliſſimus genöthigt, die Schlacht nicht an der Donau, ſondern erſt weiter rückwärts anzunehmen, die Zeit des Anrückens der Franzoſen zur Zuſammenziehung ſeiner Kräfte zu verwenden, und in der vortheilhaften Stellung, die er zwiſchen Samersdorf und Markgrafen=Neuſiedel einnahm, den erſten Stoß abzuwehren, dann aber mit aller Stärke ſelbſt anzugreifen, ſich vorzugsweiſe auf den linken Flügel des Feindes zu werfen, ihn von ſeiner Brückenverbindung abzudrängen, und durch das unerwartete Eintreffen des Erzherzogs Johann in der rechten Flanke und im Rücken des Feindes den Hauptſchlag zu thun. In dieſem Sinne traf er alle Anordnugen. Die Vortruppen hatten den Befehl, ſo wie auch die längs der Donau vorgeſchobenen Abtheilungen des ſechſten Heertheils, ſich fechtend zurückzuziehen, und ſich, jene dem linken Flügel, dieſe dem rechten der Hauptſtellung anzuſchließen. Der vierte Heertheil und die Grenadiere wurden aus ihrer zu großen Entfernung näher herangezogen, um hierdurch den weiten Halbkreis, welchen das Heer bildete, enger zuſammenzuziehen. Die an die obere Donau bei Krems und Linz entſendeten Truppen waren zu fern, und in jenen Gegenden, beſonders wenn der Feind eine Niederlage erlitt, zu wichtig, um auch ſie herbeizurufen; dagegen wurde dem Erzherzog Johann am 5. Juli früh Morgens nach Preßburg ein neuer Befehl geſandt, mit allen dortigen Truppen ungeſäumt aufzubrechen, über Marcheck heran zu marſchiren, und in Gemeinſchaft mit dem linken Flügel des Heeres an der Schlacht Theil zu nehmen. Derſelbe Befehl

wurde gleich darauf nochmals wiederholt, weil die Beſorgniß, daß der linke Flügel des Heeres, der keinen rechten Stützpunkt hatte und ſeitwärts blosgegeben war, bis zur entſcheidenden Stunde einen ſchweren Stand haben könnte, das Herbeikommen friſcher Truppen auf dieſer Seite noch beſonders zu beſchleunigen fand. Der am 4. Juli Abends nach Preßburg abgeſandte Kourier war am 5. früh dort eingetroffen, die folgenden kamen ebenfalls ungehindert an; aus den zurückkehrenden Nachrichten ergab ſich, daß zwar am ſelbigen Tage jene Truppen nicht mehr zu erwarten ſeien, daß aber ihrer Ankunft früh am 6. auf dem Schlachtfelde kein Hinderniß entgegenſtehe. Bis dahin jedoch ſchien der Kampf ſich leicht und gewiß ausdehnen und ſchwebend erhalten zu müſſen, da ſo große Kräfte in ſo weiten Räumen ſich auszutoben hatten.

Zur näheren Beobachtung des Feindes war ein Theil der Reiterei des Fürſten von Liechtenſtein von Breitenlee gegen Rasdorf und Pysdorf vorgerückt, wo ſie lange Zeit das immer wachſende Kanonenfeuer des Feindes aushielt, welches endlich ſo mörderiſch wurde, daß das Küraſſierregiment Hohenzollern bald den ſechſten Theil ſeiner Leute und Pferde verloren hatte, und durch Tod und Verwundung der ältern Offiziere ein junger Preuße Guſtav von Barnekow, der nur eben erſt als Rittmeiſter eingetreten war, die Führung des Regiments nächſt dem Oberſten überkam, wobei er ſich perſönlich durch Muth im Handgemenge unter den Augen des Erzherzogs ſo hervorthat, daß dieſer ihn laut belobte, und ſagte: „Barnekow hat wie ein Löwe gefochten!“ Gegen Mittag beſtand dieſe Reiterei ein lebhaftes Gefecht mit dem

über Rutzendorf andringenden Heertheil des Marſchalls Bernadotte, und warf die ſächſiſche Reiterei deſſelben mehrmals zurück; in dieſem Begegnen fügte es der Zufall, daß auch zwei Regimenter auf einander trafen, öſterreichiſche Küraſſiere und ſächſiſche Dragoner, welche beide von demſelben Inhaber, dem Herzoge Albert von Sachſen-Teſchen, den Namen führten. Die öſterreichiſche Reiterei behauptete eine Zeit lang das Feld, mußte dann aber dem zahlreich entwickelten Fußvolk und Geſchütz weichen. Sein Hauptabſehen hatte der Kaiſer Napoleon auf die Stellung von Wagram ſelbſt und auf den linken Flügel der Oeſterreicher gerichtet, deſſen äußerſte Spitze durch einen alten viereckten Thurm bei Markgrafen-Neuſiedel bezeichnet wurde. Oeſterreichiſcherſeits erkannte man die Richtung ſehr wohl, beſetzte die Anhöhe jenes Thurmes mit einer Batterie, und wollte ſogar in der Eile noch Schanzen aufwerfen. Aber der Anmarſch des Feindes ließ wenig Zeit zu neuen Vorkehrungen. Nachmittags hatte Napoleon's rechter Flügel Glinzendorf erreicht; ſeine Mitte ſtand in Rasdorf; am wenigſten war der linke Flügel vorgedrungen, er hielt nur Aſpern beſetzt. Immer ſtärkere Batterien fuhren auf, immer größere Truppenmaſſen kamen in's Gefecht, die ganze Linie ſtand im Feuer und rückte immer vor. Wir hatten von unſrer höheren Stellung bisher den Bewegungen und Kämpfen vor uns wie einem Schauſpiele zugeſehen, jetzt rückte der Kampf näher heran, die Luft über uns ſauſte von Kanonenkugeln, die man uns verſchwenderiſch zuſchickte, und bald krachten antwortend auch unſre Batterien. Das Fußvolk erhielt Befehl, ſich auf die Erde niederzulegen, und die feindlichen Kugeln trafen

anfangs wenig, da jedoch der Feind unaufhörlich vorrückte, ſo ſtellten die Regimenter ſich alsbald in's Gewehr. Der Erzherzog Generaliſſimus ſprengte mit ſeinem Stabe vorüber und hielt dann vor unſrer Fronte; er theilte Befehle aus, blickte in die Ebene nieder, wo die feindliche Linie ſtets näher rückte, man ſah es ihm an, daß er Gefahr und Tod nicht achtete, daß er ganz in ſeinem Berufe als Feldherr lebte; der Entſcheidungskampf ſchien ſeinem ganzen Weſen ein nachdrücklicheres Anſehen zu verleihen, eine höhere Spannung voll freudigen Muthes, den er auch rings um ſich her einflößte; die Soldaten blickten auf ihn mit Stolz und Zuverſicht, manche Stimme begrüßte ihn. Nachdem er weiter gegen Baumersdorf geritten war, kam einer ſeiner Adjutanten raſch zurück, und rief: „Freiwillige vor!" Sogleich war faſt die ganze Kompagnie des Hauptmanns von Marais bereit; wir dachten, es gelte die nächſte Batterie des Feindes zu ſtürmen, welche durch die vorliegenden Kornfelder herannahte, und jauchzend mit lautem Geſchrei eilten wir den Abhang hinab; da kam ein zweiter Adjutant mit dem Befehl, wir ſollten nur den Rußbach beſetzen, dort den Uebergang vertheidigen, aber nicht eher feuern, als bis der Feind ganz nahe ſei. In Plänkler aufgelöſt, hinter Weidenſtämmen und hohem Korn, harrten wir ſchußfertig, gegen die Kanonenkugeln gedeckt, aber durch Flintenſchüſſe und Haubitzgranaten getroffen, die der Feind zahlreich auf unſre Gegend richtete. Ueber eine Stunde weilten wir hier, unter dem unaufhörlichen Krachen des Geſchützes, das über uns hinwegſchoß; leider mußten wir bald bemerken, daß das feindliche die Uebermacht der Zahl hatte und

wenigſtens doppelt ſo viele Schüſſe lieferte, als das unſre, welches doch weit beſſere Bedienung hatte, um ſo mehr aber bewunderten wir den thätigen Eifer und die wackre Ausdauer, durch welche der ungleiche Kampf dennoch unterhalten wurde. Da unſer Geſchütz batterieweiſe vereinigt ſtand, ſo konnte der Feind ſich ihm leichter entziehen, dagegen das ſeinige längs der ganzen Linie auf allen Punkten wie ausgeſäet war, und gleichſam anſtatt der Plänkler überall das Gefecht eröffnete. Gegen Baumersdorf allein hatte der General Oudinot 40 Kanonen vereinigt, und wiederholt war ſein Fußvolk, die Diviſionen Grandjean und Tharreau, in den brennenden Ort eingedrungen, aber von dem tapfern General Grafen Ignaz von Hardegg immer wieder zurückgeſchlagen worden.

Der Kaiſer Napoleon indeß ſah mit Ungeduld den Tag unentſchieden hingehen, er glaubte den Hauptſchlag noch heute ausführen zu können, und wollte nicht umſonſt ſein Uebergewicht hierher gewendet haben. Raſch ordnete er ſeine Truppen zum Sturm. Der Marſchall Bernadotte erhielt Befehl, über Atterkla gegen Wagram vorzudringen, und durch Wegnahme dieſes Ortes die Mitte der öſterreichiſchen Linie zu ſprengen. Zwei gedrängte Sturmſchaaren ſollten zu gleicher Zeit rechts und links von Baumersdorf über den Rußbach dringen, die Höhen der öſterreichiſchen Stellung erſteigen und die dortigen Truppen aufrollen. Feindliches Fußvolk war mittlerweile ſchon dicht an unſre Stellung herangekommen; die Plänkler wurden vom Rußbach zurückgerufen und traten in die Linie wieder ein, längs deren ganzer Ausdehnung ſich nun ein furchtbares Gewehr=

feuer entſpann. Dieſer ungeheure Lärm des immerfort erneuten Losknallens und noch weit mehr des unendlichen Eiſengeräuſches bei Handhabung von mehr als zwanzigtauſend Flinten in ſolcher Nähe und Enge, war eigentlich der einzige neue und wunderbare Eindruck, der mir in dieſen erſten Kriegsauftritten, die ich erlebte, zu Theil wurde; alles andre war theils meiner vorausgefaßten Vorſtellung gemäß, theils ſogar unter ihr; alles aber, auch der Donner des zahlreichſten Geſchützes dünkte mich gering gegen das Sturmgetöſe des ſogenannten Kleingewehrs, dieſer Waffe, durch welche gewöhnlich auch unſre neueren Schlachten zumeiſt mörderiſch werden. Indem dieſes Feuer eine Weile lebhaft anhielt, und der Erzherzog Generaliſſimus nach Wagram ſprengte, weil auch dort das Schießen zunahm, hieß es plötzlich, feindliche Reiterei breche auf dem linken Flügel hervor. Es war nicht Reiterei, ſondern Fußvolk, welches auf die Höhen ſtürmend andrang. Der Brand von Baumersdorf und der Pulverdampf des Geſchütz- und Gewehrfeuers begünſtigte den Ueberfall. Ein Schwarm von Plänklern, in wilder Unordnung und mit Geſchrei anlaufend, brach zuerſt die Bahn. Hierauf ging rechts von Baumersdorf ein Theil der franzöſiſchen Garden unbemerkt über den Rußbach, ſie erſchienen plötzlich auf der Höhe und ſtürmten gegen den linken Flügel des Heertheils von Hohenzollern, wo jedoch der General Bureſch an der Spitze der Regimenter Zach und Joſeph Colloredo ſie mit Entſchloſſenheit empfing, und der Fürſt von Hohenzollern das Chevauxlegersregiment Vincent gegen ſie anführte. In dem Gefolge dieſes tapfern Generals müſſen wir den damals neun-

zehnjährigen Huſarenlieutenant Joſeph von Zedlitz anmerken, der ſchon im Laufe des Krieges durch Tapferkeit ſich ausgezeichnet hatte, ſpäterhin als Dichter berühmt wurde. Durch das Gewehrfeuer des ſtandhaften Fußvolks erſchüttert, durch das ungeſtüme Einhauen der Reiter übereinander geworfen, war der Feind ſchnell genöthigt, über den Rußbach zurückzuweichen; der General Graf Ignaz von Hardegg brach nun aus Baumersdorf hervor, fiel auf die Fliehenden und trieb ſie mit großem Verluſt weit in die Ebene gegen Rasdorf. Der links von Baumersdorf über den Rußbach gedrungene Feind, zwei Diviſionen, geführt von den Generalen Macdonald und Lamarque, denen zwei andre Diviſionen, vom General Grenier befehligt, unter des Vicekönigs Eugen eigner Anführung nachrückten, benutzte eine Schlucht, welche ſie ſchnell auf die Höhe und grade auf den Zwiſchenraum des erſten und zweiten Heertheils führte; ſie warfen ſich gegen den Flügel des erſteren, und begannen denſelben aufzurollen. Der franzöſiſche General Dupas führte den Angriff mit aller Kraft; es erhob ſich ein ſcharfer Kampf, man wechſelte Gewehrfeuer in größter Nähe, man erhob die Kolben und und legte das Bajonet ein. Der feindliche Stoß auf unſern linken Flügel war jedoch zu heftig, als daß die ſchwache Linie hätte widerſtehen können, ſie wurde geſprengt, die äußerſten Enden ſchlugen ſich in Haken um, und die Regimenter Argenteau, Vogelſang und ein Theil von Erzherzog Rainer ſahen ſich auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Im erſten Anſtürmen des Feindes traf mich ein Schuß durch den Oberſchenkel, und ich konnte von nun an nur müßiger Zeuge der

ferneren Vorgänge ſein, welche das Schlachtfeld darbot. Die Verwirrung war eine Zeit lang ſehr groß, und konnte ſchlimme Folgen haben. Der Erzherzog Generaliſſimus, begleitet von ſeinen Gehülfen, den Generalen Graf von Grünne und Freiherrn von Wimpfen, eilte ſelbſt herbei, rief und ordnete die Truppen, und führte ſie perſönlich gegen den Feind wieder vor; der General Graf von Bellegarde bewies denſelben Eifer; der Oberſt Graf zu Bentheim ergriff eine Fahne des von ihm befehligten Regiments Vogelſang, ermuthigte durch Ruf und Beiſpiel die Truppen, und gewann mit ihnen im Sturmſchritt den verlorenen Boden wieder; zugleich eilte aus dem zweiten Treffen das Regiment Erbach, von dem Major von Fromm angeführt, in Diviſionsmaſſen heran und warf die Stürmenden zurück; der Fürſt von Hohenzollern, mit ſeinen tapfern Chevauxlegers von dem ſiegreichen Einhauen wiederkehrend und dieſe zweite Abtheilung des Feindes wahrnehmend, ſäumte nicht, auch dieſe anzugreifen, und während ſie unter den Säbelſtreichen blutete, richtete zugleich der Oberlieutenant Löffler eine halbe Batterie mit Kartätſchenſchüſſen in die Flanke der Flüchtigen. So von allen Seiten und von allen Waffen gedrängt und zerſchmettert, erleiden die Franzoſen ungeheuern Verluſt; ſie ſind ohne Geſchütz, weil daſſelbe nicht über den Rußbach hatte folgen können; ihre Reiterei, vom General Sahuc befehligt, nach großen Schwierigkeiten endlich kühn hinüberdringend, will zwar die Sachen aufnehmen, aber auch ſie wird von dem Fürſten von Hohenzollern, der zu den Chevauxlegers von Vincent noch 4 Schwadronen Huſaren von Heſſen-Homburg heranzieht, völlig niedergerannt, und nur

Trümmer retten ſich. Ueberall, wo der Kampf am heißeſten, ſah man den Erzherzog Generaliſſimus voran; der Hauptmann von Weitenfeld vom Regimente Vogelſang hieb einen Franzoſen nieder, der eben auf den Erzherzog ganz nah ſein Gewehr abſchießen wollte; ein franzöſiſcher Offizier, der in der Verwirrung noch einen guten Fang zu machen dachte, wurde zuſammengeſchoſſen, als er ſchon dem Erzherzoge zurief, er ſolle ſich ergeben; der Erzherzog bekam einen Streifſchuß, ungeachtet deſſen er zu Pferde blieb und ſeine Aufmerkſamkeit auf ſein Feldherrnamt keinen Augenblick unterbrach. Der damalige Prinz von Oranien, jetzige König der Niederlande, der im öſterreichiſchen Heere als General diente, hatte ſchnell hintereinander zwei Pferde unter dem Leibe verloren. Auf beiden Seiten war großer Verluſt an Todten und Verwundeten. Die Oeſterreicher, als zuletzt im Vortheil, machten viele Gefangene, unter ihnen einen General und mehrere Stabsoffiziere. Eine Fahne wurde vom vierten Legionsbataillon erobert; eine des Regiments Argenteau ging verloren, weil der Fahnenträger niedergehauen war; dagegen riß, dieſen Schimpf zu rächen, der Oberlieutenant Tittmayer deſſelben Regiments einen franzöſiſchen Adler aus Feindesreihen. Der Erzherzog Generaliſſimus verlieh auf der Stelle, nach der ihm zuſtehenden Befugniß, mehrere Belohnungen für tapfre Thaten, unter andern dem Regiment Erbach das Vorrecht, den Grenadiermarſch zu ſchlagen.

Inzwiſchen hatte auch der Marſchall Davouſt mit einem Theile ſeiner Truppen bei Markgrafen-Neuſiedel den Rußbach überſchritten, und während er die öſterreichiſche Stellung aus 40 Kanonen in der Front mit

größtem Nachdruck beſchoß, griffen die beiden Diviſionen Morand und Friant auf dem linken Ufer des Rußbachs den Ort heftig an, während die leichte Reiterei des Generals Montbrun die linke Flanke der Oeſterreicher zu gewinnen ſuchte. Alle dieſe Angriffe wurden durch den Fürſten von Roſenberg muthig abgeſchlagen, und mit einbrechender Nacht mußten die Franzoſen über den Rußbach zurückweichen; ſie lagerten hinter Glinzendorf.

Etwas ſpäter, als dieſe geſcheiterten Angriffe, kam der gegen Wagram gerichtete zur Ausführung. Der Marſchall Bernadotte führte die Sachſen gegen dieſen Ort, welchen der Oberſt von Oberndorf mit dem Regimente Reuß-Plauen heldenmüthig vertheidigte; nachdem dieſer verwundet worden, drang der Feind auf kurze Zeit durch den Eingang von Atterkla her in die Mitte des Dorfes ein, wurde jedoch durch zwei Bataillone, die von beiden Seiten anrückten, in ein mörderiſches Kreuzfeuer genommen und mit großem Verluſt an Todten, Verwundeten und Gefangenen hinausgeſchlagen. Die Dunkelheit hemmte jede weitere Unternehmung, manches brennende Dorf jedoch beleuchtete hin und wieder die Gegend; ganz in unſrer Nähe loderten hohe Flammen von Baumersdorf und Wagram auf; dieſer ſchauerliche Anblick und der freudige unſres Oberſten mit der Fahne in der Hand waren die letzten, die ich von dem Schlachtfelde mit mir nahm. Lange noch, während ich mit andern Verwundeten langſam zurückgebracht wurde, flogen die Kanonenkugeln um uns her, bis tief in die Nacht hörten wir den Geſchützdonner, allein er entfernte ſich mehr und mehr, und uns begleitete der Eindruck eines ſiegreichen Vorſchreitens. Wirk-

lich war das höchſt gewagte, aber großartige Unterfangen Napoleon's, das noch unerſchütterte Heer im erſten Anlaufe zu ſprengen, gänzlich fehlgeſchlagen und in eine theilweiſe Niederlage ausgegangen. Er konnte ſeinen Verdruß und Grimm darüber nicht verhehlen, und beſchuldigte theils den üblen Zufall, daß Franzoſen und Sachſen aus Irrthum auf einander geſchoſſen haben ſollten, theils die Läſſigkeit des Marſchalls Bernadotte, dem er ohnehin ſchon grollte und den er in der Meinung herabſetzen mochte. Jedoch konnte er ſeinem Glücke noch danken, welches zwar den raſchen Sieg ihm heute noch verſagte, aber auch größeres Unheil ihm abwandte. Denn hätte der Erzherzog Generaliſſimus hier noch friſche Truppen in's Gefecht bringen, oder über eine zahlreichere Reiterei verfügen und ſeinen Vortheil augenblicklich mit Nachdruck verfolgen können, ſo würde es um das franzöſiſche Heer ſchlecht ausgeſehen haben; die vier von der Höhe zurückgeſchlagenen Diviſionen warfen ſich auf die rückwärtsſtehenden, und riſſen ſie mit ſich fort, die ganze Linie war in größter Verwirrung und wich während der Nacht immerfort zurück. Nur die kaiſerliche Garde ſtand bei Nasdorf unerſchüttert, und gab einen feſten Anhalt, um welchen ſich die Truppen wieder ſammelten. Die öſterreichiſchen Heerestheile aber, welche noch nicht gefochten hatten, waren zu fern, auch ihren ſchon früher feſtgeſetzten Beſtimmungen nicht ohne Gefahr zu entziehen; die geſammte Reiterei bei dem Heere betrug nicht über 10,000 Mann, und von dieſen waren ſtarke Abtheilungen einzeln verwendet, andre ſchon den ganzen Tag im Gefecht geweſen. Die Nacht verfloß daher ohne weitere Unternehmung, und beide

Theile benutzten ſie nur, um den Kampf am nächſten Tage mit gerüſteten Kräften zu erneuern. Den Verfolg dieſer Ereigniſſe, welche bisher aus unmittelbarem Anſchauen erzählt worden, liefern vielfache Nachrichten, denen eine ſichre Prüfung und zuverläſſige Geſtalt um ſo leichter zu geben war, als für ſo engverknüpfte Begebenheiten jener Vortheil auch da, wo er eigentlich ſchon aufhört, noch gewiſſermaßen nachwirkt.

Diesmal ſcheint auf öſterreichiſcher Seite der Ueberblick und Entſchluß, was nunmehr zu thun ſei, ſchneller und kräftiger gefaßt worden zu ſein, als auf franzöſiſcher, wo der ungünſtige Ausgang des letzten Gefechts in der Dunkelheit nur Ungewißheit und Schwanken erhielt. Der Kaiſer Napoleon begnügte ſich während der Nacht, ſeine Truppen bei Rasdorf zuzammenzuziehen, um aus dieſer Mitte ſie leichter in jeder Richtung verwenden zu können, und erſt mit Tagesanbruch entſchied er ſich zu neuen Angriffsbewegungen. Der Erzherzog Generaliſſimus aber ließ noch vor Mitternacht aus Wagram, wo er nach gelöſchtem Brande in einem der geretteten Häuſer wiederum ſein Hauptquartier genommen, für die zu erneuernde Schlacht an ſämmtliche Befehlshaber folgende Anordnungen ergehen. Der rechte Flügel, beſtehend aus dem ſechſten und dritten Heertheil und den Grenadieren, ſollte ſich auf den feindlichen linken werfen, und rechts an die Donau geſtützt in gleichlaufender Richtung mit dem Fluſſe von Stamersdorf gegen Breitenlee und Süßenbrunn vordringen, in der linken Flanke durch die Reiterei des Fürſten von Liechtenſtein gedeckt. Mit dieſer Bewegung im Zuſammenhang beſtimmte ſich das Vorrücken der

Mitte; der erſte Heertheil nach Atterkla, links an den Rußbach geſtützt, jedoch die Höhe links von Wagram auch noch beſetzt haltend, welche Stellung gleichfalls dem zweiten Heertheil angewieſen blieb. Der linke Flügel oder der vierte Heertheil erhielt den Auftrag, den feindlichen angreifend zu beſchäftigen, bis der Erzherzog Johann demſelben von Preßburg her in den Rücken fiele. Der fünfte Heertheil blieb als Rückhalt in ſeinen Poſten an der obern Donau, wo der Feind gleichfalls Truppen zeigte, und von dem dritten Heertheil wurde eine Brigade nebſt einer Batterie auf der Höhe von Stamersdorf aufgeſtellt. Der ſechſte und dritte Heertheil ſollten um 1 Uhr aufbrechen, die Grenadiere um 3 Uhr, der erſte und vierte Heertheil um 4 Uhr. Die Stille wurde beſonders empfohlen und das unwirkſame Schießen auf zu große Entfernungen verboten. Die Schlachtordnung des Fußvolks waren Bataillonsmaſſen, mit Plänklern voran. Dieſe Schlachtordnung hatte der Erzherzog Generaliſſimus bei dem Heere eingeführt, und ſie war in der Schlacht bei Aſpern durch den größten Erfolg bewährt worden. Die Bataillone, jedes gewöhnlich zu ſechs Kompagnieen, ſtellten dieſe zu zwölf bis achtzehn Gliedern Tiefe, und bildeten hiedurch gefüllte Vierecke, welche, in großen Zwiſchenräumen von einander aufgeſtellt, eine Reihe von undurchdringlichen Körpern darboten; ſie marſchirten in dieſer Ordnung, ſchlugen Reiterangriffe zurück, ſtürmten ihnen ſogar entgegen, wurden im Weichen nicht leicht zerſprengt; gegen Geſchütz waren ſie im Nachtheil, doch gab es auch hiergegen manche Aushülfe.

Der ganze Angriff war berechnet, den Feind von

ſeiner Verbindung mit der Lobau abzuſchneiden und in die Ebene des Marchfeldes zu verſprengen. Der Schnelligkeit und Kraft des Entſchluſſes entſprach leider die Ausführung nicht; ſchon die Ueberbringung der einzelnen Befehle verzögerte ſich in der Dunkelheit der Nacht; für die Truppenbewegung ſelbſt aber wäre bei ſo großen Räumen ein raſcheres Einſchreiten nöthig geweſen, als in ſo kurzen Friſten die gewohnte Ordnung leiſten konnte. Neue Befehle an den Erzherzog Johann, zur Beſchleunigung ſeines Anrückens, wurden am 6. Juli früh um 2 Uhr abgefertigt.

Der Kaiſer Napoleon, welcher in dieſer Schlacht keineswegs mit ſo ſichrer Ueberlegung und Vorausſicht, als man ſpäter wollte glauben machen, einen feſten Plan verfolgt, ſondern mehrmals ſchwankend nur nach den Umſtänden des Augenblicks verfahren zu haben ſcheint, und dabei große Wagniſſe beging, dachte am 6. Juli den am vorigen Abend fehlgeſchlagenen Verſuch zu erneuern, aber mit größerer Vorſicht und Stärke. Er zog deßhalb ſeine Macht mehr zuſammen gegen die Mitte ſeines Heeres, in die Gegend bei Rasdorf, wo die Gezelte ſeines Hauptquartiers aufgeſchlagen waren und er ſelbſt, an der Spitze ſeiner Garde, während der weiteren Schlacht, ſich aufhalten wollte. Der Marſchall Davouſt mußte mit dem rechten Flügel ſich dieſer Mitte nähern, und hinter Großhofen aufſtellen, der Marſchall Maſſena mit dem linken Flügel die Donau verlaſſen, wo nur die Diviſion Boudet bei Aſpern zum Schutze der Lobaubrücken ſtehen blieb, und ſich rechts gegen Atterkla heranziehen. Schon waren dieſe Bewegungen angeordnet und Napoleon harrte ungeduldig ihrer Aus-

führung, als unerwartet das Feuer des Geſchützes und des Kleingewehrs längs der Linie von Markgrafen-Neuſiedel bis Wagram begann und durch ſein Näherkommen zeigte, daß die Oeſterreicher zum Angriff vorrückten. Napoleon bewunderte dieſe Kühnheit, und traf ſeine Anſtalten nur deſto ſorgſamer, um ſeinem entſchloſſenen Gegner keine Blöße zu geben. Kein Ungeſtüm, keine Verwegenheit fand in den nächſten Stunden auf der Seite der Franzoſen Statt, ſie wichen auf mehreren Punkten zurück, und es bedurfte mannigfacher Vorbereitung, ehe die gewohnte Leitung des Kampfes wieder für ſie zu gewinnen war. Ein erneueter Verſuch gegen Wagram, wie er wohl im Sinne Napoleon's gelegen haben mag, wäre in dieſem Augenblicke ſchon deßhalb unmöglich geweſen, weil auch auf dieſer Seite der Angriff der Oeſterreicher im Vortheil war.

Der erſte Heertheil nämlich, bei welchem der Erzherzog Generaliſſimus ſeinen perſönlichen Aufenthalt wählte, hatte das wenigſt ferne Ziel für ſeinen Marſch. Der Rittmeiſter von Tettenborn machte an der Spitze einer Schwadron von Klenau Chevauxlegers den Vortrab, fand Atterkla von den Sachſen verlaſſen, die während der Nacht nach Rasdorf abgezogen waren, und beſetzte das mit ſächſiſchen Verwundeten angefüllte Dorf. Hierbei nahm er mehrere Offiziere gefangen, darunter einige vom Generalſtabe des Marſchalls Bernadotte, warf dann die nächſten feindlichen Poſten zurück, und ſchloß darauf dem Regimente ſich wieder an, welches vorgerückt war, um zwei Batterien zu decken, deren Feuer den Feind nöthigte, den rechten Flügel ſeines an den Rußbach vorgerückten Treffens, die Diviſion Dupas,

gegen Rasdorf zurückzunehmen. Atterkla wurde von Jägern und dem Fußvolk unter dem General Karl von Stutterheim beſetzt; der ganze Heertheil rückte zwiſchen Atterkla und Wagram vor, das erſte Treffen in Bataillonsmaſſen mit gehörigen Zwiſchenräumen, das zweite hinter demſelben in geſchloſſener Linie. Hier entſpann ſich der erſte Kampf dieſes Tages, und weil die andern Heertheile noch im Anrücken waren, ſo konnte der Feind das ganze Geſchützfeuer ſeiner bei Rasdorf vereinigten Truppen gegen dieſen Angriff wenden. Die Oeſterreicher kamen daher bald wieder in Nachtheil, da ihr minderes Geſchütz gegen entſchiedene Uebermacht ringen mußte; dennoch unterhielten ſie den Kampf mehrere Stunden hindurch mit feſter Standhaftigkeit.

Inzwiſchen war der vierte Heertheil von den Anhöhen bei Markgrafen-Neuſiedel um vier Uhr aufgebrochen, und rückte gegen Großhofen und Glinzendorf vor, um dieſe beiden Dörfer zu nehmen, welche der Marſchall Davouſt mit Geſchütz und Fußvolk beſetzt hielt, während Reiterei in zwei Treffen rückwärts aufmarſchirt ſtand. Der dritte franzöſiſche Heertheil war eben im Begriff, ſich dem erhaltenen Befehle gemäß gegen die Mitte zu ziehen. Die franzöſiſchen Plänkler räumten das Feld, und die Oeſterreicher, trotz des mörderiſchen Feuers ſchon zum Eingange der genannten Dörfer vorgedrungen, rüſteten ſich zum Sturm. Der Angriff hielt die Franzoſen nun feſt; der General Puthod hielt ſich mit ſeiner Diviſion in Großhofen, der General Friant mit der ſeinen in Glinzendorf, der Marſchall Davouſt ließ die Diviſion Gudin den Oeſterreichern die Flanke bedrohen. Der Kaiſer Napoleon eilte in Perſon

6 *

herbei, ihm folgte die ſchwere Reiterei unter den Generalen Nanſouty und Arrighi, und ein Theil der Garde. Während er nun eine furchtbare Reihe Geſchütz auffahren und feuern ließ, ſandte er zugleich ſtarke Truppenzüge von allen Waffen gegen Loibersdorf, wo ſie über den Rußbach gingen und ſich auf Ober-Siebenbrunn richteten. Dieſe Bewegung in ſeine und des ganzes Heeres Flanke nöthigte den Fürſten von Roſenberg, ſeine Reiterei, welche den Angriff ſeines Fußvolks unterſtützen ſollte, links zurückzuhalten, um jene Umgehung zu beobachten. Der Angriff des öſterreichiſchen Fußvolks wurde fortgeführt, doch im Augenblicke, da der Sturm geſchehen ſollte, traf der Befehl des Erzherzog Generaliſſimus ein, auf dem linken Flügel innezuhalten, weil die Heertheile des rechten Flügels ihrerſeits noch außer dem Gefecht waren, und das des linken Flügels allein, ſo lange der Feind über ſeine meiſten Kräfte frei verfügen konnte, leicht nachtheilig werden konnte, beſonders da von dem Anrücken des Erzherzogs Johann noch nichts zu vernehmen war. Dieſes durch keinen örtlichen Nachtheil hier bewirkte, aber im Zuſammenhange des Ganzen nöthig erachtete Innehalten war das erſte ſchlimme Zeichen, welches über den Ausgang dieſes Tages bedenklich machen konnte. Der Feind erſah darin ſeinen erſten Vortheil, den zu ergreifen und in ſeinem ganzen Umfange zu entwickeln er mit raſcher Kraft ſogleich bereit war. Auf den Höhen von Stamersdorf blinkten die Bajonette der öſterreichiſchen Heertheile, welche gegen den franzöſiſchen linken Flügel heranzogen, allein ihr Gefecht hatte noch nicht begonnen, und der Kaiſer Napoleon glaubte, daß ihm

nun Zeit bleiben würde, den linken Flügel der Oeſterreicher zu ſchlagen, bevor ſein rechter in Gefahr käme, und er ſah ſich ſtark genug, den letztern, ehe er überwältigt würde, noch immer aus ſeiner Mittelſtellung zu rechter Zeit zu unterſtützen. Er ließ dem Marſchall Davouſt die Küraſſiere von Arrighi, befahl ihm den Angriff gegen Markgrafen-Neuſiedel nachdrücklich fortzuſetzen, und kehrte nach Rasdorf zurück. Die übrigen nach dem rechten Flügel in Bewegung geſetzten Gardetruppen erhielten den Befehl, gleichfalls in die Stellung bei Rasdorf zurückzumarſchiren. Indeß behielt der Marſchall Davouſt nun Truppen genug, um ſtarke Abtheilungen immerfort rechts auszudehnen und in die linke Flanke der Oeſterreicher mehr und mehr vorzudringen. Beſonders wurde das franzöſiſche Geſchütz immer zahlreicher und zertrümmerte durch ſein furchtbares Feuer einige der Batterien gegenüber. Der öſterreichiſche linke Flügel mußte fortan auf bloße Vertheidigung beſchränkt bleiben.

Die Grenadiere von Säuring, über Gerasdorf gegen Süßenbrunn vorrückend, erſchienen nunmehr mit Bataillonsmaſſen in zwei Treffen auf dem Kampfplatze; die Reiterei ſtellte ſich zur Unterſtützung des erſten und dritten Heertheils in beider Flanken und Rücken auf. Endlich eröffnete auch der ſechſte Heertheil zwiſchen Breitenlee und Hirſchſtätten ſeinen Angriff auf den linken Flügel der Franzoſen; ihr zahlreiches Fußvolk ſtand bei Aſpern, die Auen zwiſchen Aſpern und Stadelau waren mit Plänklern angefüllt; hier aber war das öſterreichiſche Geſchütz überlegen und erſchütterte den Feind durch wirkſames Feuer, dem bald ein allge-

meines Anſtürmen folgte; der General Freiherr Auguſt von Vecſey drang in die Auen ein und reinigte ſie von den feindlichen Plänklern, der Major Michailowich an der Spitze des St. Georger Bataillons rückte im Sturmſchritt durch Aſpern in die linke Flanke des Feindes, während in deſſen rechte der General Graf von Wallmoden mit dem Huſarenregimente Liechtenſtein einbrach, ihm viele Leute tödtete und neun Kanonen eroberte, worauf die Franzoſen theils bei Aſpern vorbei in die Mühlau, theils über Eßlingen nach Stadt-Enzersdorf zurückwichen und viele Gefangene verloren. Der Graf von Klenau beſetzte hierauf Aſpern und Eßlingen, wie auch die Verſchanzungen innerhalb dieſes Bereiches wieder. In Bataillonsmaſſen zwiſchen Aſpern und Breitenlee aufgeſtellt, harrten die Truppen ſodann der weiteren Vorgänge, welche zu ihrer Linken aus dem Kampfe der Mitte ſich ergeben mußten. Es war bereits zehn Uhr Vormittags, und inzwiſchen die Schlacht auf den andern Punkten ununterbrochen fortgeführt worden.

Der dritte Heertheil, bei Gerasdorf in zwei Treffen aufmarſchirt, war mittlerweile über Süßenbrunn vorgerückt, und ſtützte ſich rechts auf Breitenlee, welches Dorf drei Bataillons beſetzten. Mit großer Kühnheit rückte der Feldzeugmeiſter Graf von Kolowrat, indem er ſeinen linken Flügel verſagte und ſich auf den des Feindes warf, gegen die feindliche Hauptſtellung bei Rasdorf im Sturmſchritt an, drang bis zum neuen Wirthshauſe vor, und war eine Zeit lang im Vortheil, konnte dieſen aber nicht behaupten, ſondern mußte ſeinen rechten Flügel wieder auf Breitenlee zurückziehen.

Der Kaiſer Napoleon hatte im Galopp die ganze

Ausdehnung ſeiner Linie beritten, ſich den Truppen gezeigt, ſie angefeuert, ihren begeiſternden Zuruf empfangen. Gegenüber von Atterkla traf er den Marſchall Maſſena, der eben mit drei Diviſionen ankam, er ſelbſt im Wagen fahrend, weil er geſtürzt war und kein Pferd beſteigen konnte. Napoleon umarmte ihn, befahl ihm Atterkla ungeſäumt anzugreifen, und ſprengte nach Rasdorf zurück, um zu ſehen, was bei den Heertheilen des Vicekönigs Eugen und des Generals Oudinot vorginge. Er gab unausgeſetzt Befehle und ordnete die Bewegungen an, welche den Stand entſcheiden ſollten; noch immer ließ er Truppen gegen Markgrafen=Neuſiedel ziehen und die dortige Umgehung der öſterreichiſchen linken Flanke eifrig fortſetzen; er hielt ſich für ſtark genug, beide Angriffe, den gegen den linken Flügel und den gegen die Mitte, gleichzeitig auszuführen. Der nächſte und dringendſte Zweck war allereings, durch die Wegnahme von Atterkla ſeine Mitte ſicherzuſtellen, welche der ungeſtüme und nachtheilige Andrang der Oeſterreicher zu gefährden anfing.

In der Ebene vor Rasdorf, gegen Atterkla und Breitenlee, ließ der Marſchall Maſſena nunmehr eine ſtarke Linie franzöſiſcher Reiterei aufmarſchiren, und unmittelbar darauf führt er ſelbſt, weil ihm der General Carra Saint=Cyr mit ſeiner Diviſion nicht raſch genug vordringt, zwei gedrängte Schaaren Fußvolk rechts und links gegen Atterkla ſtürmend an; nicht das heftige Gewehrfeuer der öſterreichiſchen Grenadiere noch der mörderiſche Kartätſchenhagel des Geſchützes hemmt dieſe unerſchrockenen Truppen, bei jedem Schritt werden ihre Reihen gelichtet, aber ſie ſtürmen unaufhaltſam vor=

wärts. Schon war Atterkla von ihnen erobert, und die öſterreichiſchen Bataillone wichen beſtürzt dem ungeſtümen Anfall, der plötzlich über ſie kam und den Feind ſchon in ihre Linie eingedrungen zeigte. Die Gefahr war groß, und der Sieg auf dieſem Punkte konnte den des ganzen Tages nach ſich ziehen; die Franzoſen glaubten ihn ſchon gewiß, warfen ſich in die Zwiſchenräume der Maſſen, die ſie abzuſchneiden und aufzulöſen dachten. Allein jetzt wurde die Unordnung, in welche das Vordringen ſie ſelber brachte, auch ihnen verderblich. Der Erzherzog Generaliſſimus, der General Graf von Bellegarde, die andern Generale und Stabsoffiziere, von denen der Oberſt Freiherr von Zechmeiſter verwundet wurde, ſtellten durch Beiſpiel, Zuruf nnd Anordnung die erſchütterten Truppen wieder her, überzeugten ſie von der Kraft ihres gedrängten Zuſammenhaltens, und führten die ermuthigten Maſſen nun mit gefälltem Bajonet auf den Feind zurück. Dieſer vermochte ſeine auseinander gekommenen Schaaren nicht ſo ſchnell wieder zu vereinigen, wurde geworfen, überflügelt und in ungeordnetem Haufen, bevor er Atterkla erreichte, großentheils niedergemacht; zwei franzöſiſche Regimenter, das vierundzwanzigſte und das vierte, wurden hier faſt aufgerieben, mehr als 1000 Mann fielen, 500 wurden gefangen und vier Fahnen erobert. Ein Bataillon von Kolowrat, von dem Major Haberein geführt, und drei Grenadierbataillone Scoveaux, Putheany und Brzezinsky, ſtürmten hierauf Atterkla und bemächtigten ſich nach hartem Kampf auch dieſes Dorfes wieder. Der General Karl von Stutterheim wurde hierbei durch eine Kanonenkugel verwundet, worauf der

Erzherzog Generaliſſimus die fernere Vertheidigung dieſes Ortes ſeinem Bruder, dem Erzherzog Ludwig, übertrug. Noch mehrmals ſtürmte der Feind mit friſchen Truppen an, um das Dorf wieder zu nehmen, wurde aber jedesmal von den Grenadierbrigaden Merville und Hammer tapfer zurückgeſchlagen, verlor viele Todte, mehrere Gefangene und noch zwei Fahnen. Auf öſterreichiſcher Seite war gleichfalls der Verluſt nicht gering, noch zuletzt wurde der General Merville, nachdem er den wiederholt eingedrungenen Feind zweimal aus dem Dorfe hinausgetrieben, durch eine Flintenkugel verwundet. Die franzöſiſche Reiterei war während dieſes Gefechts aufmarſchirt ſtehen geblieben; eine Diviſion der öſterreichiſchen unter dem Fürſten Moritz von Liechtenſtein hielt ſie durch drohendes Heranrücken auf ihre Flanke in Unthätigkeit; zwei Reiterregimenter, Kronprinz und Roſenberg, hatten das vorwärts Atterkla aufgepflanzte Geſchütz gerettet, welches bei dem erſten Andringen des Feindes einen Augenblick verloren ſchien. Der Kaiſer Napoleon ſah die verwirrte Flucht ſeiner Truppen und eilte herbei. Seinen und des Marſchalls Maſſena's vereinten Anſtrengungen gelang es, die Ordnung einigermaßen herzuſtellen; es war Zeit, denn ſchon wieder wurde neue Kraftentwicklung nöthig, um andrem Andrang zu begegnen.

Die ſiegreiche Behauptung von Atterkla vereitelte die Hoffnung Napoleon's, in dieſer Richtung die öſterreichiſche Linie zu ſprengen; nicht wiſſend, daß ſeine Truppen ſich des Dorfes wirklich ſchon bemächtigt hatten, ſoll er mehrmals ausgerufen haben: „Wäre ich doch nur einige Minuten im Beſitz von Atterkla geweſen!“

Durch die Tapferkeit der Oeſterreicher war allerdings eine große Gefahr abgewehrt. Indeſſen hatte der Stoß des Feindes gegen Atterkla das Vorrücken der öſterreichiſchen Linie aufgehalten, die verſchiedenen Heertheile ſchloſſen noch nicht in engerem Bogen zuſammen, und die Truppen waren nicht zahlreich genug, um den ausgedehnten Raum zu füllen. Die noch übrigen beiden Grenadierbrigaden Murray und Steyrer rückten zwar ebenfalls in die Linie von Atterkla und Breitenlee vor; allein ihre Bataillonsmaſſen konnten nur das erſte Treffen bilden, hinter welchem als zweites ſich die Reiterei aufſtellen mußte. Der Fürſt Johann von Liechtenſtein, ſcharfblickend und wohlentſchloſſen, wollte deßhalb weiter vordringen und gemeinſchaftlich mit dem dritten und ſechsten Heertheil die Hauptſtellung des Feindes in der Flanke und im Rücken angreifen. Durch den früher bereits erwähnten Abzug des Marſchalls Maſſena von der Donau gegen Rasdorf und Atterkla war dem rechten Flügel des öſterreichiſchen Heeres freier Spielraum gegeben. Sein drohendes Vorrücken gefährdete ſchon die Verbindung Napoleon's mit der Lobau; der dritte und ſechste Heertheil brauchten vereinigt nur links einzuſchwenken, um in dem Rücken des franzöſiſchen Heeres zu ſtehen und daſſelbe zwiſchen zwei Feuer zu bringen.

Dieſer Bedrängniß weiß der Kaiſer nicht nur ungeſäumt Hülfe, ſondern er benutzt ſie, um einen großen Schlag zu thun. Er zieht aus ſeiner Mitte beträchtliche Streitkräfte heran und ordnet ſie zum Angriff; der Marſchall Maſſena läßt ſeine Diviſionen links gegen Neu-Wirthshaus abmarſchiren, dem öſterreichiſchen dritten

Heertheil entgegen, an ſeine Stelle rückt mit drei andern Diviſionen der General Macdonald, der Vicekönig Eugen und die Garden folgen zur Unterſtützung. Furchtbares Geſchützfeuer eröffnet die Bahn. Der Marſchall Beſſières führt ſechs ſchwere Reiterregimenter der Garde zum Angriff, Napoleon ermuntert jedes durch kräftigen Zuruf und ermahnt ſie, ihre Waffen nicht zum Hauen, ſondern zum Stechen zu gebrauchen; ſie ſtürzen gegen den Punkt hin, wo die öſterreichiſchen Grenadiere und der dritte Heertheil noch nicht vollkommen zuſammenſchließen. Der Fürſt Johann von Liechtenſtein läßt ſeinen rechten Flügel wieder gegen Süßenbrunn zurückweichen, wodurch dem Feind ein Spielraum eröffnet wird, welchen das Feuer der Grenadiere und das des dritten Heertheils gleicherweiſe beſtreicht. Hinter und neben der franzöſiſchen Reiterei hat ſich auch Fußvolk zum Sturm geſtellt, die gedrängten Schaaren achten des kreuzenden Feuers nicht, dringen muthig vor, und greifen die Bataillonsmaſſen Georgi und Friſch mit dem Bajonet an. Dieſe halten ſtandhaft aus und ſtrecken den mehrmals herandringenden Feind auf hundert Schritt mit einem mörderiſchen Gewehrfeuer nieder, während die Grenadierbataillone Porter und Leiningen eben ſo die feindliche Reiterei durch muthiges Entgegengehen abweiſen und zurückwerfen. Eine feindliche Schaar gelangt bis an die Bajonete des Bataillons Georgi, und verliert daſelbſt ſeinen Anführer, der vom Pferde geriſſen und gefangen wird, und in der öſterreichiſchen Maſſe noch zwei Angriffe ſeiner Reiter und ein unaufhörliches Kanonenfeuer aushalten muß. Der Oberſtlieutenant Graf von Leiningen nimmt perſönlich vor der

Fronte ſeines Bataillons einen franzöſiſchen Stabsoffizier gefangen.

Allein der Kaiſer Napoleon hatte bereits einen neuen Rückhalt herangezogen. „Das Geſchütz der Garde ſoll vorrücken“, rief er, und 60 Kanonen, befehligt von den Oberſten Drouot und Daboville, werden von jenſeits Rasdorf herbeigeholt, 40 andre ſchließen ſich an, ſie fahren im ſchrecklichſten Feuer der Oeſterreicher auf halbe Schußweite auf, und aus dieſen 100 Stücken, deren Reihe faſt eine Viertelmeile einnimmt, ſprüht ein Regen von Kugeln, Haubitzgranaten und Kartätſchen, wie niemand einen ähnlichen erlebt zu haben meint; die Maſſen der Oeſterreicher werden gelichtet, ihr Geſchütz zuſammengeſchoſſen; mehrere Baitaillone ſtürmen wiederholt in dieſes mörderiſche Feuer, ſie ſuchen die franzöſiſchen Kanonen wegzunehmen, aber Kartätſchenhagel ſtreckt ſie nieder, wirft ſie zurück; doch leiden auch die Franzoſen großen Verluſt, ſie büßen einen Theil ihrer Kanoniere, ihrer Beſpannung ein.

Der Kaiſer Napoleon hatte den Marſchall Maſſena linkshin zurückgewendet, hielt jedoch deſſen weitere Bewegung noch feſt. Er ſelbſt verweilte zwiſchen Rasdorf und Atterkla im ſtärkſten Kanonenfeuer unbeweglich, mit ſcharfem Auge alles beachtend und anordnend. Durch den mehrmaligen Wechſel der Truppen war die Schlachtordnung ſeiner Mitte mehrmals geſtört worden, er ſtellte ſie durch Aufreihung neuer Truppen her. Inzwiſchen kamen Meldungen von Maſſena, der rechte Flügel der Oeſterreicher gewinne noch immer Boden, die Diviſion Boudet ſei auf die Lobau zurückgeworfen und habe ihr Geſchütz verloren, die Oeſterreicher ſeien

der Brücke nah, ihr Geſchütz feure ſchon im Rücken des franzöſiſchen Heeres. Napoleon hatte bisher alles ruhig vernommen und nichts erwiedert, ſondern nur den Blick mehrmals forſchend auf die Gegend von Markgrafen-Neuſiedel gerichtet. Als er wahrnahm, daß der Marſchall Davouſt die Höhe dort gewonnen und ſein Geſchütz die Flanke der Oeſterreicher überflügelt habe, rief er: „Jetzt iſt es Zeit!“ und ſandte dem Marſchall Maſſena den Befehl zum Angriff des öſterreichiſchen rechten Flügels, er ſelbſt ordnet die Diviſionen Lamarque und Brouſſier, denen andre folgen, und wendet dieſe Schaaren unter der Anführung des Generals Macdonald neben Atterkla vorüber gegen Süßenbrunn, auf den öſterreichiſchen dritten Heertheil, deſſen linken Flügel der erſte Stoß trifft. Der Erzherzog Generaliſſimus iſt auch hier gegenwärtig, führt die Bataillone zum Kampf, verwandelt die Vertheidigung wieder zum Angriff. Der tapfre General Vukaſſovich empfängt im Vorrücken eine tödtliche Wunde, allein ſeine Truppen laſſen ſich nicht erſchüttern; die Generale Graf von Saint-Julien und Lilienberg dringen in die linke Flanke des Feindes, deſſen geſchwächte Schaaren kaum noch widerſtehen. Napoleon läßt ſein Fußvolk durch die Küraſſiere des Generals Nanſouty und durch die Reiterei der Garde unter dem General Walther unterſtützen, allein ſie werden durch Kartätſchen zurückgeſchmettert. Darauf rücken die franzöſiſche Diviſion Serras und die baieriſche Diviſion Wrede vor, gefolgt von der jungen Garde unter dem General Reille; zu beiden Seiten von Macdonald, um dieſem Luft zu machen, wenden ſich die Diviſionen Pacthod und Durutte, jene auf Wagram, dieſe auf

Breitenlee. Das Gefecht hartnäckig und mörderiſch auf beiden Seiten, kommt eine Weile zum Stehen, doch haben die Oeſterreicher einen beträchtlichen Raum eingebüßt.

Es war unter dieſen Ereigniſſen Mittag geworden, und die Schlacht dauerte auf der ganzen Linie mit Heftigkeit fort. Wo die Truppen noch nicht in der Nähe fochten, wie der ganze zweite öſterreichiſche Heertheil, der zur Vertheidigung des Rußbachs bei Baumersdorf aufgeſtellt war, oder wo ſie theilweiſe innehielten, wie der ſechſte öſterreichiſche Heertheil bei Aſpern, der das Vorrücken der andern abwartete, da ſtanden ſie doch unausgeſetzt im Bereiche des heftigſten Kanonenfeuers, das von der Donau bis jenſeits Markgrafen-Neuſiedel ununterbrochen wüthete, ja mit jedem Augenblicke ſchien die Zahl und die Gewalt der Geſchütze ſich zu vermehren.

Der linke Flügel aber des öſterreichiſchen Heeres war mittlerweile nicht weniger hart bedrängt worden. Gegen 10 Uhr hatten die franzöſiſchen Truppen, welche bei Loibersdorf über den Rußbach gegangen waren, bei Ober-Siebenbrunn die Beobachtungs-Reiterei des Generals von Frelich vertrieben, und ſtanden dem vierten Heertheil völlig in der linken Flanke, gegen welche ſie zum Angriff vorrückten. Während nun der Fürſt von Roſenberg gegen dieſe Umgehung zwei ſeiner Regimenter eine Flankenſtellung nehmen und die übrigen in Bataillonsmaſſen zuſammenrücken ließ, zogen drei andre feindliche Treffen von Ober-Siebenbrunn und Glinzendorf heran, vor ihrer Front eine lange Reihe von Geſchütz, welches feuernd näher kam; der Erzherzog Ge-

neraliſſimus war perſönlich hierher geeilt und leitete das Gefecht. Er befahl dem Küraſſierregimente Hohenzollern, auf das feindliche Fußvolk einzuhauen und daſſelbe zurückzuwerfen; allein die Unmöglichkeit des Gelingens einſehend und noch dringendere Gefahr von der feindlichen Reiterei wahrnehmend, welche mehr und mehr die linke Flanke gewann, richtete er den Angriff der Küraſſiere dorthin, und ſprengte zu der Linie der Fußvölker, wo ſeine Gegenwart nöthig ſchien. Mehrere Stürme des Feindes auf Markgrafen-Neuſiedel wurden tapfer abgewehrt. Endlich aber, nachdem auch der Erzherzog durch die ihm gemeldete Gefahr ſeines rechten Flügels wieder abgerufen worden, hatten die ermüdeten Truppen der Uebermacht weichen müſſen und das Dorf den Franzoſen überlaſſen. Der tapfre General Freiherr Peter von Vecſey wurde hier tödtlich verwundet. Sehnlichſt hoffte man, der Erzherzog Johann werde endlich im Rücken des Feindes erſcheinen und dem allzu nachtheiligen Kampfe eine andre Wendung geben. Schon war zu fürchten, dieſe Truppen würden zu ſpät eintreffen, allein ſo lange ihr Eintreffen noch möglich ſchien, mußte die Stellung mit angeſtrengter Kraft behauptet werden. Der Feind indeß zog immer zahlreichere Truppen rechtshin und ſuchte die Umgehung des linken Flügels mehr und mehr auszudehnen. Da hierdurch dem zweiten Heertheile bei Baumersdorf nur wenige Truppen gegenüber blieben, der Fürſt von Hohenzollern alſo für ſeine Front nicht beſorgt ſein durfte, wohl aber den vierten Heertheil hart bedrängt ſah, ſo ſandte er dieſem aus eignem Antriebe 5 Bataillone und 4 Schwadronen Verſtärkung; das Gefecht wurde durch deren allmähliges Eintreffen auf

der äußerſten linken Flanke, die ſie verlängern halfen, wohlzeitig erfriſcht, jedoch in ſeinem Gange nicht verändert. Das Mißverhältniß der Kräfte war ſchon zu groß. Der Marſchall Davouſt hatte ein Drittheil der ganzen franzöſiſchen Heeresſtärke hier beiſammen. Die öſterreichiſchen Truppen waren alle ſchon im Kampfe, kein Rückhalt ſtand zu ſchneller Aushülfe bereit, während die bei Rasdorf aufgeſtellte feindliche Truppenmaſſe unerſchöpflich nach jeder Richtung immerfort Verſtärkungen ausſandte. Der General Oudinot rückte nun auch wieder gegen Baumersdorf vor, und der zweite Heertheil der Oeſterreicher ſah ſich neuerdings angegriffen. Der hitzigſte Kampf aber wurde fortwährend bei Markgrafen-Neuſiedel unterhalten. In ſechs geſchloſſenen Maſſen, zahlreiches Geſchütz vor und neben ſich führend, von Plänklerſchwärmen umgeben, drangen die feindlichen Diviſionen Gudin und Puthod wiederholt zum Sturm heran, während die Diviſionen Morand und Friant ihre Linie rechtshin immerfort ausdehnten. Die öſterreichiſche Reiterei unter dem Feldmarſchallieutenant Grafen von Noſtitz, dem General Grafen von Wartensleben, dem Oberſten Sardagna und Prinzen von Koburg, den eine Kugel verwundete, warf ſich wiederholt den Angreifenden entgegen, ſie ſchlug die Reiterei der Generale Grouchy und Montbrun mehrmals zurück, allein ſie war zu ſchwach, um in das Fußvolk einzudringen, und mußte zurückweichen. Das Fußvolk der Brigade Mayer, an deren Spitze der Feldmarſchallieutenant von Nordmann ſich geſtellt hatte, hielt gegen die beiden erſten Treffen des Feindes guten Stand, als aber dieſer tapfre Anführer getödtet, der General von Mayer verwundet und das dritte feindliche

Treffen herangekommen war, konnte die hiedurch erſchütterte Truppe nicht länger widerſtehen und der Feind gewann mehr und mehr Raum. Jetzt griff die Diviſion Morand den Thurm von Markgrafen-Neuſiedel an und ſetzte ſich in demſelben feſt. Bei dieſem Angriffe — nach einigen Nachrichten früher, oder gar ſchon am Tage vorher — wurde der Anführer des 17. Linienregiments, Oberſt Oudet, tödtlich getroffen, von deſſen Zauber der Perſönlichkeit uns Nodier ſo wunderbare Dinge meldet. Noch hielten ſich die öſterreichiſchen Bataillonsmaſſen auf dem rechten Flügel des Heertheils am Rande der Höhen; unter Anführung des Feldmarſchalllieutenants Fürſten von Hohenlohe-Bartenſtein und des heldenmüthigen Prinzen Philipp von Heſſen-Homburg, der hier durch eine Kartätſchenkugel verwundet wurde, ſchlugen ſie mehrere Angriffe ſtandhaft zurück. Der Fürſt von Roſenberg wollte ſogar dem Feinde den Thurm wieder entreißen, mußte jedoch den Verſuch aufgeben, da ein kreuzendes Kartätſchenfeuer ſeine Leute niederſchmetterte und das Uebergewicht des Feindes nicht mehr zweifelhaft erſchien. Auf die Ankunft des Erzherzogs Johann war jetzt nicht mehr zu harren noch zu rechnen, der letzte günſtige Augenblick, wo das unerwartete Erſcheinen friſcher Truppen im Rücken des Feindes entſcheidend einwirken konnte, war vorüber. Der rechte Flügel der Oeſterreicher hatte bisher geſiegt, die Mitte ſich ſtandhaft behauptet, allein der linke Flügel war umgangen und geſchlagen, und ſein Loos mußte den Rückzug des ganzen Heeres entſcheiden.

Gegen 1 Uhr Nachmittags kam vom Erzherzog Generaliſſimus dem vierten Heertheil der Befehl, ſich zurück-

zuziehen. Nochmals warf die öſterreichiſche Reiterei hier die franzöſiſche von Arrighi zurück und erleichterte den Abmarſch des Fußvolks, allein der Feind drang nichtsdeſtoweniger unaufhaltſam vor, entwickelte zuletzt 8 Diviſionen, und folgte langſam den öſterreichiſchen Truppen, die ſich in Bataillonsmaſſen geſchloſſen fortbewegten, in der Richtung auf Bockfließ.

Hätten die waldigen Anhöhen der Hohenleithen durch Verſchanzungen einen feſten Anhalt dargeboten, ſo würde hier der linke Flügel des öſterreichiſchen Heeres ſich haben ſtützen und den Feind geraume Zeit hemmen, ja mit Verluſt zurückſchlagen können. Am Vormittage hatte man wirklich angefangen, einige Schanzen aufzuwerfen, allein ehe die Arbeit noch vorgerückt war, wurde ſie als verſpätet und zwecklos wieder aufgegeben. Der vierte Heertheil blieb die Nacht auf den Anhöhen ſtehen und hielt Bockfließ beſetzt. Die Regimenter Hiller und Sztarray hatten die Nachhut gebildet und die Verfolger ſtets in gehöriger Ferne zurückgewieſen; bei Bockfließ hielt eine ſchwache Bataillonsmaſſe des Regiments Kerpen gegen die feindliche Reiterei Stand, bis 4 öſterreichiſche Schwadronen von Erzherzog Ferdinand Huſaren herbeieilten und den Feind durch unerwarteten Angriff verjagten. Einige Bataillons und Huſarendiviſionen unter dem Feldmarſchalllieutenant Grafen von Radetzky, von welchem bei dieſem Anlaß in dem amtlichen Berichte geſagt wird, daß er die rühmlichſten Beweiſe ſeines Eifers und ſeiner militairiſchen Talente abgelegt habe, beſetzten die Uebergänge des Weidenbachs bei Schweinwart und Hohen-Ruppertsdorf. Hierauf mußte der zweite Heertheil, der nun in der linken Flanke ganz

entblößt und bald heftig angegriffen war, beſonders aber durch das ſeitwärts einſchmetternde Geſchützfeuer litt, ebenfalls ſeinen Rückzug nehmen. Auch in der Fronte drang der Feind jetzt ungeſtümer an, und ſein verheerendes Kreuzfeuer traf die öſterreichiſchen Maſſen. Der General Graf Ignaz von Hardegg vertheidigte Baumersdorf gegen alle Angriffe, und erſt, als er Befehl dazu erhalten, überließ er den Ort dem Feinde. Hinter Wagram mußte das Fußvolk über den Rußbach, der hier aufwärts ſich gegen Weſten wendet, zurückgehen und ſeine geſchloſſene Ordnung einen Augenblick unterbrechen, dieſen wollte die feindliche Reiterei benutzen und ſprengte heran, wurde jedoch durch das unerwartete Feuer einiger Bataillone, welche den Graben des Rußbachs beſetzt hielten, und durch das Chevauxlegersregiment Vincent zurückgewieſen. Alles Geſchütz wurde glücklich fortgebracht und der ganze Heertheil zog ohne Verluſt in feſter Ordnung über Säuring gegen Enzersfeld. Die eine Brigade des erſten Heertheils, welche auf der Höhe bei Wagram ſtand, folgte dieſer Bewegung; die übrigen Truppen dieſes Heertheils behaupteten ſich noch in ihrer Stellung bei Atterkla, wo beſonders die auf den linken Flügel aufgepflanzte Batterie des Oberlieutenants Löffler dem Feinde großen Abbruch that, bald aber in der Fronte und in der Flanke zugleich durch überlegenes Geſchütz beſchoſſen wurde. Erſt nach 2 Uhr empfing dieſer Heertheil Befehl zum Rückzuge, der geordnet und langſam angetreten wurde. Als der zahlreiche Feind ungeſtümer nachdrängte, warf der Oberſt Graf von Bentheim mit dem Regimente Vogelſang ſich im Sturmſchritt entgegen, wobei er verwundet wurde,

und hemmte durch dieſen muthigen Angriff einige Zeit die Verfolgungsluſt. Der Marſch wurde ſodann über Gerasdorf in beſter Haltung fortgeſetzt. Doch mußte man in den Dörfern Atterkla, Süßenbrunn, Gerasdorf, Baumersdorf u. ſ. w. eine große Anzahl Verwundeter zurücklaſſen, von denen wenige gerettet wurden, als dieſe Dörfer, zum Theil ſchon Tags vorher in Brand gerathen und wieder gelöſcht, abermals in Flammen aufgingen. Nun kam in dem allgemeinen Rückzuge die Reihe an die Grenadiere und die Reiterei, welche derſelben Richtung über Gerasdorf folgten. Der Feind beſchoß die Abziehenden lebhaft, und eine Kanonenkugel verwundete tödtlich den Feldmarſchalllieutenant d'Aſpre, als er die von ihm befehligten Grenadiere durch das brennende Dorf Atterkla führte. Der dritte Heertheil zog über Süßenbrunn auf die Höhen von Stamersdorf in ſo guter Verfaſſung, daß der Feind anfangs nichts gegen ihn zu unternehmen wagte; als aber die Dämmerung eintrat, ſtürmten unerwartet die franzöſiſchen Garden heran, nahmen eine Batterie, und ſuchten ihren Vortheil zu verfolgen, während zugleich die Reiterei in das Fußvolk des erſten Heertheils einzubrechen ſtrebte; dieſer aber, ſchnell in Maſſen geordnet, ſchlug die dreimaligen Angriffe zurück. Die öſterreichiſche Reiterei ſprengte nun herbei, das Küraſſierregiment Liechtenſtein fiel in die Flanke des Feindes, die Uhlanen von Schwarzenberg und die Chevauxlegers von Klenau machten wiederholte Angriffe, der Rittmeiſter von Gallois des erſtern Regiments hieb die verlorne Batterie wieder aus den Händen des Feindes, der Rittmeiſter von Tettenborn mit ſeiner Schwadron Chevauxlegers warf die

feindlichen Küraſſiere zurück, und wurde von dem Erzherzog Generaliſſimus noch auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, worauf er ferner ſeine Schwadron und ein unter ſeinen Befehl geſtelltes Jägerbataillon zunächſt am Feinde hielt. Der ſechſte Heertheil hatte bereits um 1 Uhr Eßlingen, eine Stunde ſpäter Aſpern geräumt, und darauf ſeinen Rückzug langſam unter ſtetem Gefecht gegen Stamersdorf fortgeſetzt. Auch hier wurde der ungeſtüm nachdringende Feind durch die tapfre Haltung der Bataillonsmaſſen des Fußvolks und durch die kühnen Anfälle der Huſaren von Kienmayer mit Verluſt zurückgeſchlagen. Der weitere Rückzug geſchah in geordneter und ſchlagfertiger Haltung; dem Feinde blieb das Schlachtfeld, allein der Sieg, den er gewann, war keine Niederlage der Oeſterreicher, und alle Anſtrengung der franzöſiſchen Befehlshaber und ihrer ſelbſteifrigen Truppen brachte die unwillig Weichenden nicht zu Verwirrung und Flucht. Der Kaiſer Napoleon bewunderte die ſtrenge Ordnung der vor ſeinen Augen langſam ſich entfernenden Heertheile, und verſagte dem Erzherzog Generaliſſimus das Lob nicht, welches ein ſo hartnäckiger Widerſtand und eine ſo feſte Führung auch in dem Feind erweckten.

Auf beiden Seiten hatte der Kampf ungeheure Anſtrengungen und Opfer gefordert. Der Feind hatte alle ſeine Kräfte vereint und noch während der Schlacht alle Truppen von jenſeits der Donau an ſich gezogen, ſodaß er im Ganzen gegen 200,000 Streiter zählte, von denen wenigſtens 160,000 gefochten hatten. Die Franzoſen verloren über 14,000 Mann an Todten und Verwundeten, 7000 an Gefangenen, 12 Adler und

Fahnen, und 11 Kanonen. Von ihren Anführern blieben Laſalle und Duprat, Beſſières, Wrede und 14 andre wurden verwundet. Die Oeſterreicher entbehrten der Mitwirkung des Erzherzogs Johann, deſſen Vortruppen erſt Nachmittags um 4 Uhr bei Ober-Siebenbrunn anlangten, und einige Gefangene im Rücken des Feindes machten; allein da die Schlacht bereits verloren war, auch die Franzoſen jetzt Streitkräfte genug verfügbar hatten, um der ihnen unerwarteten Erſcheinung zu begegnen, ſo rückte der Erzherzog nicht näher heran, ſondern ging den Abend unverfolgt über die March zurück. Er war auf keinen Feind geſtoßen, der die Beſtimmung gehabt hätte, ihn abzuhalten oder auch nur zu beobachten; unbemerkt und unvermuthet kam er heran, und das franzöſiſche Heer war von dieſer Seite dem verderblichſten Ueberfall ausgeſetzt. Vergebens bemüht ſich der General Pelet, in ſeinem übrigens trefflichen Werke, uns glauben zu machen, der Kaiſer Napoleon habe gleich im Beginn der Schlacht auch dieſen Zug in ſeine Berechnungen aufgenommen, bei ſeinen Anordnungen berückſichtigt, und das Nöthige vorgekehrt. Die Thatſachen zeigen das Gegentheil. Dem Erzherzog iſt ſein ſpätes Eintreffen zum Vorwurf gemacht worden, er hat ſich dagegen mit Nachdruck vertheidigt. Die Tapferkeit, der Geiſtesmuth und die Feldherrngaben dieſes Prinzen ſind anerkannt, und niemand wird in Betreff dieſer Eigenſchaften ihn beſchuldigen. Im Allgemeinen muß geſagt werden, daß die Bewegung größerer Truppenmaſſen im öſterreichiſchen Heere nicht immer ſo leicht und raſch auszuführen war, als in manchen Fällen gewünſcht wurde, und ſelbſt der Erzherzog

Generaliſſimus hatte während ſeines oberſten Kriegsbefehls, unter welchem das öſterreichiſche Heer ſich zur größten Tüchtigkeit ausbildete, ihm dieſen Vorzug des Feindes nur zum Theil aneignen können. Auf öſterreichiſcher Seite fochten bei Wagram höchſtens 100,000 Mann. Von dieſen waren über 20,000 getödtet oder verwundet, gegen 8000 gefangen. Es blieben 4 Generale, unter welchen das franzöſiſche Bulletin den General von Nordmann einen Verräther ſchmähte, weil er franzöſiſcher Abkunft war und im Heere von Dumouriez das Loos dieſes Feldherrn getheilt hatte; der Erzherzog Generaliſſimus ſelbſt und 10 Generale wurden verwundet. Nur Eine Fahne blieb in den Händen des Feindes; an Geſchütz gingen 9 Stück verloren, deren Beſpannung getödtet war. „Es gehört unter die ſonderbaren Ereigniſſe dieſes Krieges“, ſagt der öſterreichiſche Bericht, „daß in dieſer Schlacht der Sieger mehr Trophäen verlor, als der Beſiegte.“

Wie wenig der Muth und die Kraft des öſterreichiſchen Feldherrn und ſeines Heeres gebeugt waren, zeigten ſchon die nächſten Tage. Der Erzherzog hatte ſeinen Rückzug, mit Ausnahme des vierten Heertheils, der aber auch gleich wieder herangezogen wurde, nicht gegen Brünn, ſondern wider alles Erwarten, aber kühn und abſichtsvoll, gegen Znaym genommen, wo er das Heer hinter der Taya aufſtellte, und am 10. und 11. Juli dem Sieger abermals eine Schlacht lieferte, deren lange zweifelhafter Vortheil ſich endlich ebenfalls auf die Seite der Franzoſen neigte; jedoch hemmte der Abſchluß eines Waffenſtillſtandes die weiteren Feindſeligkeiten. Bald darauf, nachdem auch der Erzherzog,

durch perſönliche Verhältniſſe bewogen, ſeinen bisherigen Oberbefehl niedergelegt hatte, folgte der Friedensſchluß von Wien. Der Friede war durch große Nachtheile bezeichnet. Allein der Krieg des Jahres 1809, und beſonders die Schlachten von Aſpern, Wagram und Znaym, ließen in Oeſterreich das Gefühl eines Muthes und einer Stärke zurück, deren Bewußtſein nicht untergehen konnte. Auch den Franzoſen blieb dieſer Krieg ein Gegenſtand ernſten Eindrucks, und wenn ihre Kriegserfahrnen die Schlacht von Wagram erwähnten, dämpfte Ehrerbietung die Ruhmredigkeit. Unter den Deutſchen aber, wem noch die Sache des Vaterlandes, der Ruhm deutſcher Tapferkeit und Kriegsehre am Herzen lag, der blickte mit Stolz und Vertrauen auf den Erzherzog Karl und das öſterreichiſche Heer des Jahres 1809. —

Ziſtersdorf, den 20 Juli 1809.

„Für euch, geliebte Freunde, will ich zu ſchreiben verſuchen. Habt ihr ein Blatt, das ich hier ſchon am 9. Juli zu ſchreiben unternahm, glücklich bekommen, ſo wißt ihr, wie es mir in der Schlacht ergangen, deren Namen ich damals noch nicht nennen konnte, wißt, daß ich am Leben, aber verwundet bin. Ich konnte das Schreiben nicht lange aushalten, ich ſank alsbald wieder zurück, nach jeder Zeile faſt, daher alles ſo kurz. Nun aber fahr' ich fort, ich hoffe mit beſſerem Gedeihen. O daß ich das Glück hätte, einen von euch bei mir zu haben, mündliches Geſpräch mit ihm zu führen! Nun muß doch die Feder noch glücklich genug zur Vermittlung dienen! —

Als ich den Schuß in den Schenkel erhielt, fühlte ich zuerſt nur einen harten Schlag, der mich durchfuhr; ich ſah aber gleich, indem ich den Rockſchoß weghob, zwei Rinnen Blut hervorquillen, die Kugel war durch und durch gegangen. Hier galt aber kein Beſinnen, das Regiment, vom Feinde auf dem linken Flügel lebhaft angegriffen, wich dort eilig zurück, und bald war auch der rechte Flügel in die Flucht mit fortgeriſſen. Ich mußte die letzte Kraft anſtrengen, um nicht zurückzubleiben. Zwei Soldaten faßten mich unter den Armen, und halb gehoben, halb auftretend, kam ich bis rückwärts unſrer Lagerhütten. Viele Kanonenkugeln ſauſten über uns hin, eine ſo dicht, daß mein einer Führer zu Boden ſtürzte, unverwundet wie es ſchien, der andre brachte mich noch etwa hundert Schritte weiter, kehrte dann aber zum Gefecht zurück, das unterdeſſen wieder zum Stehen gekommen war. Ich konnte allein nicht fort, und ſtand betrachtend gegen den Kampf gewandt; da war es, wo ich den Oberſten zu Pferde mit der Fahne in der Hand die Truppen wieder vorwärts führen ſah; ihr Sturmſchritt und der aus unſern durch Zufall oder Abſicht angezündeten Lagerhütten ſich erhebende Vorhang von Rauchwolken entzog jene bald meinen Augen. Rechts und links aber, aus den Dörfern Wagram und Baumersdorf, ſtiegen bald ebenfalls mächtige Flammen und Rauchſäulen empor, und der Donner des Geſchützes hallte mit verſtärkter Wuth. Einige Verwundete, die herankamen, konnten mir Hülfe bieten, ein Soldat trug mich ſogar eine Strecke, bis wir einen zerſchoſſenen Pulverwagen trafen, der leer zur Reſerve fuhr. Auf dieſen ſetzte man mich, und nun

ging's in der Abendkühle langſam fort, eine ganze Schaar Verwundeter ſchleppte ſich mit, bald nahmen Winſeln und Klagen überhand, das Schüttern des Wagens verurſachte mir großen Schmerz, das Blut, welches anfangs reichlich gefloſſen war und ſich im Stiefel angehäuft hatte, ſtockte jetzt, und Schenkel und Knie wurden kalt und ſtarr; ich litt, gleich den Andern, an ſchrecklichem Durſt, und auch die Nachtkälte wurde ſehr ſchmerzlich. Ein Wunder war es, daß in der Dunkelheit unvermuthet mein böhmiſcher Bedienter Lorenz ſich zu mir fand, er war leicht an der Hand verwundet, und folgte dem Zuge; nun blieb er fortwährend bei mir. In der Nacht gelangten wir nach Bockfließ, wo ein Wundarzt mich flüchtig beſichtigte, und ich bald in tiefen Schlaf ſank.

Mit Tagesanbruch weckte mich der Lärm; die Stube, wo ich lag, wimmelte von Verwundeten, ſo das ganze Haus und ſelbſt die Straße, und alle ſollten nun eilig weiter geſchafft werden. Der Kanonendonner verkündete ſchon die Erneuerung der Schlacht. Ich wußte, daß Williſen zuletzt in Bockfließ geſtanden, ihn jetzt zu ſehen fühlte ich die heftigſte Sehnſucht, ich gewann für anſehnliches Geld einen Boten, der ihn zu ſuchen unternahm, und wirklich hatte ich das Glück, ihn bald vor meinem Lager zu erblicken. Nicht ausſprechen kann ich es, welch' ein Troſt mir in dieſer fremden Welt, in dieſem Gewirr geworfener und noch zu werfender Geſchickesloose, die Erſcheinung des Freundes war, wie er mir in ſeiner noch unverletzten Waffenfreudigkeit gefiel, wie mir ſeine Hoffnung, daß noch nichts verloren ſei, das Herz bewegte, und mit welcher Innigkeit der Theil-

nahme für einander wir ſchieden! Denn er konnte mir nur einige Augenblicke ſchenken, und mußte eiligſt wieder zu ſeiner Truppe, die vielleicht nun auch in die Kampf-linie einrückte.

Meine Wunden hatten die ganze Nacht wieder geblutet, ich konnte mich nicht aufrichten, und wurde daher auf dem Strohſack, der mir zum Lager gedient, und den ich nebſt einem zeriſſenen Bettlaken für vieles Geld erkaufte, auf einen Leiterwagen geſchoben; ein paar andre Verwundete und mein Bedienter ſetzten ſich mit auf, und ſo ging's landeinwärts, ich fragte kaum wohin, und überließ mich den Fügungen des Geſchicks. Ein heißer Tag ſtieg herauf, die Sonne ſchoß glühende Strahlen durch die wolkenloſe Bläue, alles ſchwamm in Lichtglanz, und ich empfand lebhaft, wie ganz andern Zwecken und Ausſichten ein ſolcher Sommertag eröffnet ſein könnte, als diejenigen, die ſich mir und ſo vielen Genoſſen unwiderruflich geſtellt! Der Kanonendonner begleitete uns immerfort, ſchien ſich öfters ſogar zu nähern, und vorübereilende Verſprengte ängſtigten uns mit der Gefahr, von dem Feinde noch ereilt zu werden. Aber darum kamen wir nicht ſchneller fort. Der ſlowakiſche Bauer hielt ſeinen Vorſpann in gleichmäßigem Schritt, und überdies riefen wir Verwundete bei jedem Stein, über den das Rad ging, unſer klägliches: „Pomali!“ denn jeder Ruck ging durch Mark und Bein! Kein Schatten war im weiten Felde zu ſehen, nirgends ein Baum noch Strauch, keine Erquickung erreichbar, als etwa ein ſchlechter Trunk. Als wir Mittags an einem Orte anlangten, wo wir eine Stunde raſten ſollten, hatte die Sonne mir im Geſicht und am Halſe Blaſen gebrannt;

mein Zuſtand jammerte den Offizier, der zur Förderung der Fuhren hierher kommandirt war, und er befahl, grüne Zweige über mich zu decken, wozu ein naher Nußbaum, trotz des Einſpruchs von Seiten des Eigenthümers, ſeinen ſchönſten Schmuck hergeben mußte. Unter dieſer ſchützenden Decke fuhr ich dann weiter, und empfand ſolche Labung von dem Schatten und dem Anblick und Dufte des kräftigen Laubes, daß ich ſogar die Schmerzen der Wunden weniger fühlte, und zeitenweiſe in angenehme Träumereien verſank. Ja ich kann ſagen, daß ich in dieſer Lage gedichtet, denn mein Gefühl der Dankbarkeit floß in Lobesſtröme über für den Baum, der mir durch ſeine Blätter ſo wohlthätig wurde, und wenn keine Verſe und Reime, ſo iſt doch die Stimmung, aus der ſie hervorgehen, von daher mir vollkommen erinnerlich. Indeß wurde dieſe Stimmung leider allzu oft durch den Aufſchrei des Schmerzes unterbrochen, den jedes ſtärkere Anziehen der Pferde oder eine Ungleichheit des Weges verurſachte.

In Ziſtersdorf, einer kleinen Landſtadt, wo ein Spital noch von der Schlacht von Aſpern her eingerichtet iſt, trafen wir mit dem Abend ein, ich wurde aber nicht im Spital, ſondern in einem Bürgerhauſe bei armen Leuten untergebracht, zum erſtenmal eigentlich verbunden, durch einen ſtädtiſchen Wundarzt, den ich rufen ließ, weil von den Militair-Aerzten keiner kam; ich hatte abermals eine leidliche Nacht. Am folgenden Tage jedoch brach das Wundfieber aus, und ich litt vierundzwanzig Stunden die größten Schmerzen, wobei ich mir nicht verhehlte, daß gar leicht eine ſchlimme Wendung eintreten könnte. Da mein Arzt auf's Land

in die Umgegend abgerufen wurde, ſo blieb der Verband unerneuert, und die Wunden, bei der großen Hitze ſchon brandig, forderten dringend entſchiedne Hülfe. Die wurde mir denn auch am vierten Tage, man brachte mich in das Spital, wo ich im Erdgeſchoß in ein kleines Gemach zu zwei andern Offizieren kam. Nur ein Unterarzt war es, der mich verband, und außer einem erſten Schrecken, den er mir verurſachte, hätte kein Generalſtabsarzt mich beſſer beſorgen können. Mit dem Schrecken ging es ſo zu. Ich war bisher der guten Zuverſicht, daß der Schenkelknochen nicht zerſplittert ſei, ich hatte ja noch einigermaßen auftreten können, und dies auch dem Arzte ſorglich geſagt; allein als er die Richtung des Schuſſes erkannt, und die Wunden ſelbſt betrachtet, rief er mit voller Gewißheit, den Kranken vergeſſend und nur ſeiner Kenntniß froh, lebhaft aus: „Da iſt ohne weiteres der Knochen geſplittert!“ Für mich war das eine Art Todesurtheil, meine ärztliche Kunde ſagte mir, daß unter ſolchen Umſtänden man für nöthig erachten könne, das Bein abzuſchneiden, und daß dies doch wieder ſo hoch oben faſt kaum thunlich ſein würde, daß im günſtigſten Falle die ſchmerzvolle und ſtets bedenkliche Kur ſich über ſechs, acht und mehr Monate erſtrecken könne; da in der andern, von mir bisher gehegten Annahme, kaum ſo viele Wochen nöthig ſein würden. Einſtweilen mußte ich wohl dem Ausſpruche des Arztes glauben, dem aber doch eine leiſe Stimme in mir noch immer einige Zweifel entgegenſetzte. Nach vielen Tagen, die von jener Vorſtellung ſchlimm verdüſtert waren, gab der Arzt endlich zu, daß er ſich irren könne, und ſagte mir heute faſt verdrießlich, ich würde wohl keine ſehr

langwierige Kur auszuſtehen haben! Seine Behandlung übrigens iſt vortrefflich, nur die nöthigſte Berührung, und ſo leiſe und zart als möglich; bloß Kampherwaſſer wird angewandt, und bei dieſem einfachen Mittel ſchreitet die Heilung beſtens vor. Seit einigen Tagen erhol' ich mich merklich, bin muntern Geiſtes und friſcher Hoffnung. Nur darf ich mich nicht regen, und mit Kunſt und Mühe hab' ich es dahin gebracht, daß ich mich etwas aufrichten und auf einem vorgelegten Brette ſchreiben kann; zuerſt meinte der Arzt, es ſei gradezu toll, daß ich ſchreiben wolle, da er aber ſah, wie heftig mein Wunſch und wie jeden Tag mein Befinden beſſer ſei, ſo ließ er es endlich zu. Seitdem ſind die kurzen Viertelſtunden, die ich für euch, geliebte Freunde, an dieſe Blätter wende, die glücklichſten des Tages, die mich für viele lange Stunden der Oede und Ungeduld tröſten müſſen."

Der Brief aus Ziſtersdorf an die Freunde nach Berlin und Hamburg läßt meine Lage und Stimmung nach der Schlacht hinreichend, und in der Färbung des Augenblickes ſelbſt, erkennen. Ich ſchrieb noch insbeſondre an Rahel, an Fouqué und an meine Schweſter, aber die Briefe mußten ihren Weg über Wien ſuchen, und die Ungewißheit, ob ſie ihn finden würden, hemmte den Eifer des Schreibenden. Die Sorge für das Allgemeine war in mir anfangs ungemein rege, ſo daß ich mein perſönliches Geſchick daneben kaum beachten wollte, aber ſie wurde mit jedem Tage mehr und mehr niedergedrückt und gedämpft, denn alle Nachrichten, wie ſparſam

und unſicher auch ſie zu uns gelangten, ſtimmten doch darin ſchmerzlich überein, daß nach der Schlacht bei Wagram auch eine zweite bei Znaym verloren worden, darauf ein Waffenſtillſtand eingetreten und jetzt ein Friedensſchluß nahe ſei, den ſo ſchlecht als möglich für uns vorauszuſehen wir alle Freiheit hatten. Ja was das Schlimmſte war, von allen Seiten wurde der Friede, wie er auch ſein möchte, nur eiligſt gewünſcht und verlangt, die paar Beamten des Ortes, die Bürger, die Geiſtlichen, die Aerzte, die Offiziere ſelbſt und die Soldaten im Spital, alle drückten einſtimmig dieſes Begehren und die Zuverſicht aus, daß die Erfüllung nahe ſei. Für mich war dann in Oeſterreich kein Zweck des Bleibens mehr, meine Gedanken ſchweiften in's Weite, aber zunächſt immer nach Berlin, und ich ſehnte mich ungeduldig nach Heilung meiner Wunden, um nur bald dorthin zurückzukehren.

Einſtweilen aber war ich auf die Geduld des Abwartens hingewieſen, ſowohl für meinen eignen Zuſtand, als für den allgemeinen. An den beiden Offizieren, die daſſelbe Gemach mit mir theilten, hatte ich keine Geſellſchaft, ſie waren zu matt und ſtumpf, um mittheilend zu ſein; der jüngere, kaum fünfzehn Jahr alt, dem eine Kanonenkugel den Fuß zerſchmettert hatte, konnte nicht gerettet werden, da die Abnahme des Beins, die gleich in den erſten Tagen hätte geſchehen müſſen, auch jetzt noch unmöglich war, weil die chirurgiſchen Werkzeuge dazu fehlten, die man der Sicherheit wegen lieber geflüchtet hatte! Der geringe Austauſch, der zwiſchen uns Statt finden konnte, war bald erſchöpft. Die Beſuche des Amtmanns, ſeiner Frau und Tochter, und einer

artigen Verwalterin, die mir bisweilen friſche Blumen brachte, füllten nur hin und wieder eine Viertelſtunde, und die langen Sommertage ſchleppten ſich leer dahin. Ich fragte nach Büchern, und bekam eine Anzahl Cramer'ſcher Romane, in deren Fluth ich willig ſtürzte, und an eingeſtreute Worte von Goethe oder Schiller mich wie ein Ertrinkender heftig anklammerte; tröſtlicher wurde mir ein alter Cornelius Nepos und ein eben ſo zerleſener Julius Cäſar, die ich mit Eifer wieder durchſtudirte, und die mir in der That neu waren, da ich für ihre Kriegsgeſchichten jetzt einen andern Sinn mitbrachte.

Der ſchwerverwundete Jüngling wurde täglich ſchwächer, und wiewohl er feſt an ſeine Geneſung glaubte, ſo gab er doch dem Rath eines alten Feldwebels nach, und wünſchte den Beiſtand eines Geiſtlichen. Der Pfarrer kam, hörte die Beichte des jungen Menſchen, und gab ihm dann die Abſolution. Wie ſehr ich es auch vermeiden wollte, ſo war es doch bei der Art, wie unſre Betten ſtanden, nicht anders möglich, ich mußte die Beichte großentheils mithören, wahrſcheinlich der dritte Offizier ebenſo, und die Heiligkeit des Geheimniſſes war gewiſſermaßen entweiht. Es kamen nur geringfügige Sünden vor, die Aufrichtigkeit und das Zutrauen des jungen Menſchen rührten mich tief; aber der ganze Vorgang, die Art wie er unternommen und abgethan wurde, gab mir keinen guten Eindruck, es war ein bloß äußerliches Werk, und machte keinen Anſpruch etwas andres zu ſein. Der Pfarrer fragte dann obenhin bei uns andern Beiden an, ob wir etwa ſeiner Hülfe benöthigt wären, und ſchien einigermaßen froh über die

Verneinung; mit mir, dem er an der Sprache gleich anhören wollte, daß ich von draußen aus dem Reiche ſei, ließ er ſich in näheres Geſpräch ein, er war ſelber auch früher am Rhein geweſen, hatte dort gute Ausſichten gehabt, die aber durch die Siege der Franzoſen zerſtört worden, nun hatte er eine gute Pfarre hier in Oeſterreich, eine zwar arbeitvolle, aber ſehr gute, ſagte er mit Bedeutung, doch nun käme das verfluchte Volk ihm auch bis in dieſe Lande nach, dem armen Orte ſei franzöſiſche Einlagerung ſchon angekündigt, das Pfarrhaus werde bei ſolcher Gelegenheit nicht verſchont, und Küche und Keller würden ſehr leiden müſſen. Ich verſicherte ihn, ich ſähe ſeine Noth vollkommen ein, doch wenn nur ſeine Haushälterin das kanoniſche Alter habe, ſo ſei ſein Fall noch keiner von den ſchlimmſten; er aber verſetzte mit Selbſtgefälligkeit, dieſem Uebelſtande habe er vorgeſehen, und das junge Blut in Sicherheit zu Verwandten jenſeits des Marchfluſſes geſchickt. Sein fürſorglich berühriges Weſen kam auch mir zu Statten. Mich verpflichtete zu aufrichtigem Danke der Eifer, mit dem er meinem Verlangen nach Büchern zu helfen ſuchte, ich erhielt durch ihn Schmidt's Geſchichte der Deutſchen, einige Theile von Hormayr's öſterreichiſchem Plutarch, und nun hatten meine Tage wieder feſten Rückhalt.

Seitdem erſchien auch, von dem Pfarrer dazu ermuntert, öfters ein Franziskanermönch bei uns, nur wie zu geſellſchaftlicher Freundlichkeit, aber mir auch zu wahrem Troſt. Er war an Schlichtheit und Gutmüthigkeit ein ächtes Bild des Leſſing'ſchen Kloſterbruders, kannte das Leben genug, um zu wiſſen, was den Menſchen, den höchſten wie den geringſten, noth thut, und

ging immer auf dies Weſentliche hin, um das Aeußerliche wenig bekümmert, und kaum davon geſtört. Mit Vergnügen hört' ich ihm zu, und gern beantwortete ich ſeine wohlmeinenden, nie unbeſcheidnen Fragen. Seine gelehrten Kenntniſſe waren erbärmlich, er theilte arglos mit, was er gläubig überkommen hatte; und ſo gab er mir in kurzen Worten einen Abriß der Luther'ſchen Reformation, den kein Proteſtant ſich hätte träumen laſſen, alles lief auf kleine Eiferſuchten der Mönchsorden, auf einige Kloſter= und Hofränke hinaus, und das Unbegreifliche war nur, wie dergleichen in der Welt hatte ſo groß und wichtig werden können; die dogmatiſchen Unterſchiede kannte er doch recht gut, und über Luther's Perſon ſprach er billig. Indem ich über den guten Alten lächeln mußte, fand ich ihn doch eben ſo unterhaltend als ehrwürdig, ſeine Nähe that mir wohl, und wenn ſein Verhalten zu den Menſchen durchaus liebevoll erſchien, ſo gab ſeine Faſſung in Betreff eignen Lebens und Sterbens ein ſchönes Beiſpiel der ruhigſten Ergebung. Ich konnte über ſein Kloſter wenig von ihm erfahren, nur ſoviel entnahm ich aus einzelnen Andeutungen, daß man in früherer Zeit ihm allerlei Widriges angethan, in ſeinen ſpäteren Jahren aber ihn unangefochten habe gewähren laſſen; das Kloſter war übrigens durch die Weltereigniſſe ſehr herabgekommen, und ſchon lange dem Ausſterben nahe, da war den mönchiſchen Leidenſchaften und Händeln das Gebiß der Noth angelegt. —

Ein Verſuch, den ich machte, an Krücken zu gehen, fiel nach Wunſch aus, und mit Wonnegefühl betrat ich den kleinen Blumengarten unter meinem Fenſter, dann den Schloßhof, und endlich das freie Feld, unter ſchattigen

Bäumen das ſonnenbeſchienene Land überſchauend, zu den duftigen Anhöhen hin, wo noch vor kurzem der Kanonendonner getobt hatte. Ungeachtet meiner Rührung und Sehnſucht, denen der Friede ſchmeichleriſch erſchien, konnt' ich mich doch des Wunſches nicht erwehren, daß der Krieg ſich erneuern möchte, denn die lockenden Bilder der Ruhe fanden nirgends einen Boden, wo ſie ſich hätten niederlaſſen können. Auch im Orte ſelbſt war alles wieder voll Sorgen und Bewegung, die Franzoſen rückten heran, zwar in friedlicher Ordnung und in Folge des Waffenſtillſtandes, aber man ſah ihnen doch mit Furcht entgegen. Der Amtmann, dem aus Wien bei jetzt offnen Wegen eine hübſche Verwandte zu Beſuch gekommen war, und der mich, ſeit ich ausgehen konnte, täglich einzuladen pflegte, ſtellte ſeine Einladungen jetzt ein, und beeilte die hübſche Baſe, nach Wien zurückzukehren; dagegen nahm er drei verwundete franzöſiſche Offiziere in's Haus, um die ſich bisher niemand bekümmert und von deren Anweſenheit im Spital ich gar nicht gehört hatte. Nun macht' ich doch Bekanntſchaft mit ihnen, und ſie wollten, ich ſollte mit ihnen eſſen, was ich ablehnte; mein Nothbehelf war der Mittagstiſch des Pfarrers. Hier war die Koſt gar nicht ſchlecht, und der Landwein gut, einige Gäſte ließen ſich beides ſchmecken; auch ein Franziskaner war dabei, ein Mitbruder meines vorhinerwähnten, aber ſehr verſchieden von ihm; hager, gierig-ſcharfen Blickes, und bleichgelben Geſichts, gab er das Bild des Neides zu erkennen, und offenbar war der Gegenſtand deſſelben unſer guter Wirth, deſſen Lage und Wohlſein er ſtets mit bittrem Rückblick auf ſich ſelbſt betrachtete, er geſtand mir, eine Pfarrei

ſei das höchſte Ziel ſeiner Wünſche geweſen, und dieſe war ihm nie geworden, und nun, bis zu ſeinem Tode, war immer nur das Kloſter ſein beſchieden Theil, mit allen Entbehrungen und Unterwerfungen, denen der Pfarrer ſich entrückt fühlte; die augenblickliche Verſtörung des letztern wegen der Ungewißheit in Betreff der Franzoſen war dem Schadenfrohen ordentlich ein kleiner Troſt! Als wir die Dinge, welche da kommen ſollten, hin und her beſprachen, und der Franziskaner ſich für den nächſten Tag, als dem für die Ankunft der Franzoſen anberaumten, bei dem Pfarrer wieder zu Tiſch anſagte, um durch ein paar franzöſiſche Redensarten, die er wußte, zur Dolmetſchung behülflich zu ſein, erſcholl plötzlich Trompetengeſchmetter, und die ganze Geſellſchaft fuhr erſchrocken empor und ſtürzte nach den Fenſtern. Stattliche Reiterzüge ſchwenkten eben um die Ecke und rückten ſtracks vor das Haus, es waren Jäger, der Oberſt und mehrere Offiziere ſaßen ab, und ehe man ſich noch beſinnen konnte, waren ſie im Zimmer. Der Oberſt entſchuldigte ſich mit befliſſener Höflichkeit, daß er beſchwerlich falle, auch daß er einen Tag früher komme, allein er habe die bisherigen Quartiere ſchon heute räumen müſſen, übrigens werde er und die Seinigen leicht zu befriedigen ſein. Dieſe Rede verſtand unter allen Anweſenden nur ich, und natürlich übernahm ich das Amt eines Dolmetſchers. Ein neues Mittagsmahl wurde in kürzeſter Zeit aufgetragen, und ich bewunderte nur, wo daſſelbe ſo ſchnell herkam, aber der Pfarrer hatte klüglich vorhergeſorgt, Wildpret, Fiſch und Paſteten kamen zum Vorſchein, und der Franziskaner ſah mit wiederholten Ausrufungen ſtaunenden

Neides all den Segen an. Nach geendigter Mahlzeit wurden die Zimmer beſehen und der Raum etwas enge gefunden, und da der Oberſt hörte, der Amtmann habe ſchönere Wohnung, ſo dankte er dem Pfarrer verbindlichſt für die erſte Bewirthung, verſicherte aber, es ſei gegen ſeine Grundſätze, ſich bei den Geiſtlichen einzuquartiren, beſonders der ehrwürdige Stand der Pfarrer müſſe geſchont werden, und er wolle ſich lieber bei dem Amtmann behelfen. Dieſer war nicht wenig erſchrocken, noch vor Abend die zahlreichen Gäſte bei ſich einrücken zu ſehen, aber jeder Widerſpruch wäre vergeblich geweſen, auch mußten die drei Verwundeten dort bleiben, und ich, der öſterreichiſche Offizier, den man geglaubt hatte bei Seite halten zu müſſen, war der nothgedrungene tägliche Gaſt der Fremden!

Der Oberſt gehörte einer leicht zu durchſchauenden Menſchenart an, die mir ſchon öfters bei Kriegsleuten vorgekommen war. Als ein tapfrer Haudegen hatte er ſich von untenauf emporgeſchwungen, und wußte wohl, daß nur ſeine kriegserfahrne Tapferkeit ihn zu ſeiner jetzigen Stellung geführt, wo doch auch andre Eigenſchaften, und mit jedem Tage mehr, gefordert ſchienen. Sein Ehrgeiz war, ſich durch ungemeine Höflichkeit und den Ausdruck menſchenfreundlicher Geſinnungen das Anſehn höherer Bildung zu geben, und dies gelang ihm ſo ziemlich, wiewohl ſeine Uebertreibungen ihn dem Kundigen doch allzu leicht verriethen; dabei wollte er in der Wirklichkeit nichts einbüßen, und wußte ſein Behagen und ſeinen Vortheil trefflich wahrzunehmen. Gegen die wohlerzognen und unterrichteten jungen Leute, welche jetzt immer häufiger aus vornehmen Familien und höheren

Lehranſtalten gleich als Offiziere bei den Regimentern eintraten, hatte er einen entſchiednen Haß, und ſetzte ſie vielem Ungemach und harten Prüfungen aus, indem er perſönlich die größten Artigkeiten an ſie verſchwendete, mit denen er ſie zum Beſten zu haben meinte, ihnen aber ſelber auch wieder lächerlich wurde. Dieſe Gelbſchnäbel, ſagte er, ſeien das Verderben des Heers, und der Kaiſer thue unrecht, ſie ſo ſehr zu begünſtigen, man müſſe ihnen die feine Erziehung erſt mit dem Säbel abwiſchen und ihrem Hochmuth etwas zur Ader laſſen, dann würden ſie erſt brauchbare Soldaten. Er hatte ein paar ſolcher Herrchen in der Nähe, auf die er und ſeine ihm gleichgeſinnten alten Schnurrbärte ein ſcharfes Auge hatten.

Im täglichen Verkehr mit dieſen Leuten ſtellte ſich bald ein näheres Vertrauen ein, man that ſich um meinetwillen in Meinungen und Urtheilen keinen Zwang an. Ich hörte mit heimlicher Freude, wie große Unzufriedenheit doch überhaupt im Heere herrſchte, wie wenig noch im Ganzen die Franzoſen dem Willen Napoleon's entſprachen, wie viel Freiheitsſinn neben dem Kriegsgehorſam fortbeſtand. Die Klage über die Verſchlechterung des Heeres war allgemein, und kein Zweifel über die Urſachen, als welche man Napoleon's Hoffahrt und Verblendung angab, die ihn vergeſſen ließen, daß er vor allem Feldherr und dadurch Kaiſer ſei, und daß Verdienſt anerkennen und belohnen beſſer ſei als Gunſt austheilen. Unbeſtritten wurde der Satz aufgeſtellt, eine Diviſion der republikaniſchen Heere Bonaparte's, Moreau's, Jourdan's habe ſo viel gegolten, wie jetzt drei oder vier in dem Heere des Kaiſers. Auch über die

neueſten Kriegsvorfälle erfuhr ich merkwürdige Bekenntniſſe, von denen die Napoleoniſchen Bulletins keine Ahndung zuließen; eine Uebermacht franzöſiſcher Küraſſiere war durch die öſterreichiſchen Huſaren von Blankenſtein zuſammengehauen worden, hier hatte das Fußvolk ſeine Schuldigkeit nicht gethan, dort ein General Dummheiten begangen, ja der Kaiſer ſelbſt nur ſchlechte Arbeit gemacht. Sie ließen ſich in Betreff der Thatſachen nichts einreden, ſie wußten recht gut, und ſagten es dürr heraus, daß Napoleon ein Schalk ſei. Dagegen nahmen ſie in andrer Richtung blindlings an, was er ihnen hinwarf. In einem ſeiner Bulletins hatte Napoleon den Krieg des Kaiſers von Oeſterreich gegen ihn als einen Aufſtand bezeichnet, denn der Kaiſer Franz ſei ein Lothringer, und Lothringen gehöre zu Frankreich, die Richtigkeit und Macht dieſer Folgerung galt für unantaſtbar, und da ich die Frage: „Iſt er ein Lothringer oder nicht?" nur bejahen konnte, ſo wurde jede weitere Erörterung abgelehnt und für Sophiſterei erklärt. Am hartnäckigſten waren hierin ein Rittmeiſter aus dem Elſaß und ein Wundarzt aus Worms, ſie ſetzten den Streit gegen mich in deutſcher Sprache fort, und der Oberſt mußte ihnen zuletzt Schweigen auferlegen. Der Wundarzt beſonders, der ſich volksthümlich ganz als Deutſcher fühlte und die Franzoſen geringſchätzte, wollte politiſch alles Recht auf ihrer Seite ſehen, und meinte, eine deutſche Sache gäbe es nicht.

Mit jedem Tage wurden meine Wunden beſſer, das ſchönſte Wetter begünſtigte die Heilung; ich konnte in kurzem die eine und bald auch die andre Krücke ablegen. Ich hatte die enge Krankenſtube des Spitals verlaſſen,

und ein heitres Zimmer bei dem Verwalter bezogen, deſſen Familie mir keine noch wünſchbare Pflege fehlen ließ. Daß der Frieden mittlerweile unterhandelt wurde, war bekannt, allein das Ergebniß ſchwebte in noch unſichrer Ferne; die öſterreichiſchen Streitkräfte, deren Oberbefehl der Erzherzog Karl abgegeben hatte, zogen ſich nach Ungarn zuſammen, um neue kriegeriſche Stellung zu nehmen, und was noch mehr an dem Frieden zweifeln machte, man war wegen einer perſönlichen Auswechſelung der Kriegsgefangenen übereingekommen, da man bei zuverläſſiger Friedensausſicht eher die Freilaſſung in Maſſen würde feſtgeſetzt haben. Die Umſtände bedingten meine Lage ſehr eigen; die Franzoſen waren in Folge des Waffenſtillſtandes nach Ziſtersdorf gekommen, das Spital hätte alle Zeit gehabt weiterzuziehen, nur aus Schonung für die vielen Schwerleidenden und im Vertrauen auf den Schutz der franzöſiſchen Befehlshaber war es dageblieben. Nun aber erklärten die Franzoſen uns alle für kriegsgefangen, und unſer Einſpruch wurde nicht angenommen. Ich gedachte mich ſo gutwillig dem Unrechte nicht zu fügen, und traf mit einem braven Bürgersmanne die Abrede, daß er mich in einer dunkeln Nacht über den Marchfluß nach Ungarn fahren ſollte, wie es ihm ſchon mit ein paar Geneſenen glücklich gelungen war. Dem Oberſten hatte ich wiederholt erklärt, ich betrachte mich als frei, und er hätte mir es kaum verdacht, wenn ich mich ohne Abſchied entfernt hätte. Zum Unglück erhielt er unvermuthet aus Wien den Befehl, alle Oeſterreicher, deren Fortſchaffung aus dem Spital möglich wäre, zum Behuf der Auswechſelung ſofort nach Wien zu ſenden. Eine meiner Wunden war

noch offen, aber das konnte nicht hindern, der Oberſt bewirthete mich noch zu guter Letzt, und mit ſeinen beſten Glückwünſchen, unter dem lauten Weinen der Frau und Tochter des Amtmanns, nahm ich Platz auf dem Vorſpannswagen, neben dem ein franzöſiſcher Jäger ritt. Mein Bedienter Lorenz begleitete mich; er hatte bis dahin ſein Gewehr vor dem Feinde zu bewahren gewußt, und fand Mittel, daſſelbe auch hier ſicher im Stroh zu verbergen und mitzunehmen. Wir kamen ohne weiteres Ereigniß am 14. Auguſt mit der Dämmerung in Wien an.

Wien.

1809.

Nach der traurigen Fahrt über einen Theil des ſtillen verödeten Schlachtfeldes von Wagram und gegen die Donau hin, wo die unheimlich einſame Gegend nur düſtre Bilder aufkommen ließ, überraſchten die ſtarkbefahrnen Donaubrücken und ſodann die erfüllten Straßen von Wien mich mit neuen Lebenseindrücken, und ich mußte mir ſagen, daß in dieſer noch ungekannten Welt mir zunächſt eine neue Wendung meines perſönlichen Geſchickes zu gewärtigen ſei, wobei die größten Wechſelfälle vorhanden, und mein eigner Wille wie meine Thätigkeit ſo gut wie ausgeſchloſſen waren. Doch für dieſe Gedanken blieb nur wenige Zeit, wir hielten vor der franzöſiſchen Kommandantur, ich vernahm, daß die Auswechſelung der Kriegsgefangenen ſchon im Gange ſei, und wurde vorläufig, bis die Reihe an mich käme, in der Stadt einquartirt.

Dies geſchah bei einem Gaſtwirthe, einem reichen Bürger, der vor dem Kriege aus brennendem Vaterlandseifer eine Summe von zwanzigtauſend Gulden zu

den Rüſtungen geſchenkt, und jetzt, um nur keine Franzoſen aufnehmen zu müſſen, abermals eine große Summe geopfert hatte, um ſich von aller Einquartirung loszukaufen. Das Quartiramt ließ ihm ſagen, man wiſſe wohl, daß er von ſolcher Belaſtung frei ſei, aber das Zutrauen zu ſeiner Vaterlandsliebe laſſe hoffen, daß er einen verwundeten „Unſrigen" dennoch gern aufnehmen werde. „Nun, ſagte der Mann, wenn man ſo gut von mir denkt, ſo will ich es auch wahrmachen!" und als er meinen Tſchako ſah mit dem Namenszeichen des Kaiſers Franz, und den Doppeladler auf dem Schloſſe meiner Degenkuppel, konnte er ſich der Thränen kaum erwehren. Er umarmte mich, führte mich zu ſeiner Familie, ließ mir ein ſchönes Zimmer anweiſen, und war mit den Seinigen beſtens für mich bemüht. Die Frau, eine ächte Wienerin, fragte und ſagte Dinge, die mich in eine ganz eigenthümliche Volks- und Sittenart blicken ließen; die bildſchönen Töchter dagegen hatten ſchon mehr Erziehung, und ihre unſchuldige Lebhaftigkeit äußerte ſich mit anmuthiger Zurückhaltung, es ließ ſich mit ihnen allerliebſt plaudern.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft war Napoleon's Geburtsfeier, und es war alles angeordnet, um dieſelbe auf das prächtigſte zu begehn. Soweit die Anſtalten unmittelbar von den Franzoſen ausgingen, kam freiwilliger Eifer dem Gebot reichlich entgegen, allein wo die wiener Bürger mit betroffen waren, da zeigte ſich nur Unwillen und vielfaches Widerſtreben. Mein Wirth war in Verzweiflung, ſein Haus Abends erleuchten zu müſſen, konnte ſich aber doch der allgemein angeordneten Maßregel nicht entziehen. Die Neugier der Töchter

brachte den guten Vater ſogar dahin, daß er mit ihnen ausging, um die Beleuchtung auf ihren glänzendſten Stellen und beſonders auf der Baſtei zu ſehen, wo man den freien Ausblick über die Glacis hinweg nach dem Rundgemählde der Vorſtädte genoß. Wir waren noch nicht weit gekommen, als der eifrige Bürger, durch die vielen Lichter und Lichtgebilde, die alle dem Feinde zu Ehren brannten, ganz außer Faſſung geſetzt, im höchſten Unmuth erklärte, er gehe nicht weiter, mir die Töchter anvertraute, und nach Hauſe eilte. Die ſchönen Kinder ſchmiegten ſich feſt an mich, wir begegneten einigen ihrer Bekannten, vor denen ſie auf die Begleitung ihres öſterreichiſchen Offiziers etwas ſtolz thaten, und als das Gewühl auf der Kärntnerthor-Baſtei allzu groß wurde, ſuchten und fanden wir eine ziemlich einſame Bank, wo wir unbeläſtigt ausruhen konnten. Wir beſprachen das Feſt, die wiener Lebensweiſe, die Verhältniſſe des Hauſes; die jüngere Schweſter wollte auch von mir allerlei wiſſen, und ich mußte von meinen letzten Schickſalen umſtändlich erzählen, man geſtand, daß man mir gern zuhöre, daß man meine Sprachweiſe ſo hübſch fände, hiezu ſtimmte die ältere Schweſter lebhaft ein. Es verging eine geraume Zeit, die mir ſehr kurz erſchien. Nur wenige Spazirgänger waren an uns vorbeigekommen, ſie hatten unſer und wir ihrer nicht geachtet. Plötzlich aber ſtanden ein paar junge Damen, von einem franzöſiſchen Offizier geführt, vor uns ſtill, die eine ſah mir näher in's Geſicht, und „Wahrhaftig, Sie ſind es!“ rief ſie aus, ließ ihren Begleiter los, umarmte mich, und gab mir einen Kuß. Es war die Baſe des Beamten aus Ziſtersdorf, ich erkannte ſie gleich, nur blieb ihr lebhaftes

Bezeigen mir befremdlich, denn unſere kurze Bekannt-kanntſchaft war in ganz äußerlichen Formen ſtehn geblieben, ſie jedoch fuhr fort mich mit ſchmeichelnder Freundlichkeit zu überſchütten, und von unſrem Zuſammenleben in Ziſtersdorf wie von einer Wonnezeit zu reden; ich war nicht ſo verblendet, um nicht bald einzuſehen, daß ich hier nur als Mittel gebraucht wurde, und daß unſre angebliche Vertrautheit entweder dem Franzoſen oder der Begleiterin vorgeſpielt wurde, ein Zweck, dem ich ohne die größte Unhöflichkeit mich nicht entziehen konnte. Nach einer Weile, als ich meinen Beſuch verſprochen, und die Angabe der Wohnung empfangen hatte, ſchieden wir unter eifrigen Händedrücken, und ich begann nun meinen Begleiterinnen lachend zu erklären, wie jene Bekanntſchaft eigentlich geweſen. Doch wie groß war mein Erſtaunen, wie bewegt mein Gemüth, als ich bemerkte, die jüngere Schweſter wehre vergeblich ihren Thränen. Ich empfing auf meine antheilvollen Fragen nur ablehnende Antwort, und ich fühlte wohl, daß hier ein dringenderes Forſchen nichts nützen würde. Die ältere Schweſter verhielt ſich gleicherweiſe ſchweigſam, und ihre Kälte ließ erkennen, daß auch ſie wenig zufrieden ſei. So kamen wir in nicht angenehmer Stimmung nach Hauſe, wo noch alles im hellſten Lichtglanze ſchimmerte, und der Vater die Mädchen zu Bette gehen hieß, mich aber in ein beſonderes Kämmerchen aufnahm, wo er mit ein paar vertrauten Freunden in gutem Weine die Geſundheit des Kaiſers Franz und der Erzherzoge trank.

Am nächſten Tage meldete ich mich bei dem Generalmajor Freiherrn von Rothkirch, der von öſterreichiſcher

Seite mit der Auswechſelung der Kriegsgefangenen beauftragt war. Ich ſtellte ihm vor, daß ich mich als ſolchen nicht bekennen dürfe, und nur die franzöſiſche Willkür uns in Ziſtersdorf Vorgefundene dafür anſpreche; allein er zuckte die Achſeln, meinte, hier ſei die Willkür mit der Macht verbunden, wir dürften nicht neue Schwierigkeiten machen, und die Hauptſache bliebe, daß ich nur ſchnell wieder zum Regimente käme. Da der General ſo urtheilte, und gewiß ganz der Sachlage gemäß, ſo kam es mir nicht zu, fernere Einſprache zu thun, und ich beſchloß, den Geſchäftsgang der Auswechſelung ruhig in Wien abzuwarten. Doch erklärte ich, meinen Degen würde ich nicht ablegen, und trug ihn wirklich immerfort und unangefochten. Ich war nämlich, da mein Gepäck mit dem des Regiments gleich im Beginn der Schlacht war zurückgeſchickt worden, auf die Kleidung beſchränkt, die ich im Augenblicke meiner Verwundung angehabt, und machte mit meinem zerſchoſſenen grauen Ueberrock und abgetragenen Tſchako eine klägliche Figur, die nur durch den Degen etwas gehoben wurde. Auch freuten ſich die Leute, einen bewaffneten kaiſerlichen Offizier zu ſehen, und wo ich ging und ſtand, hört' ich die Worte: „Das iſt ein Unſriger!" und freudiger Blick und Gruß und Zuruf bezeigten die Theilnahme, welche allgemein für das öſterreichiſche Heer empfunden wurde. Zwar hätte ich viel bequemer und ſchicklicher mich in gewöhnliche Bürgerkleidung geſteckt, allein dieſe neu anzuſchaffen ging weit über meine Kräfte, und die wenigen Gelder, die ich noch hatte oder in Wien beziehen konnte, waren für dringenderes Bedürfniß anzuwenden oder aufzuſparen. Ich machte demnach alle meine Gänge und

Beſuche in jenem ſchlechten, aber militairiſchen Aufzuge, und die Leute, mit denen ich zuſammenkam, freuten ſich des Trotzes, der darin zu liegen ſchien, und diejenigen, die ich in's Vertrauen zog, waren nicht wenig erſtaunt, anſtatt des Trotzes nur Armuth zu finden! —

Jener Napoleonsabend hatte mir meinen Wirthsleuten gegenüber eine Befangenheit gegeben, welche ſich in den nächſten Tagen nicht minderte; jeder Ernſt lag mir fern, Scherz und Leichtſinn wären hier Frevel geweſen, und ſo blieb nichts übrig, als einander zu vermeiden. Unter dieſen Umſtänden war es mir nur erwünſcht, als ich in den nächſten Tagen umquartirt wurde; ich nahm von den guten Leuten herzlich Abſchied, verſprach ſie zu beſuchen, und zog bei dem Grafen von Gatterburg ein.

Auch hier fand ich die günſtigſte Aufnahme, mir wurde meine Eigenſchaft als öſterreichiſcher Offizier hoch angerechnet, und daß ich „aus dem Reiche" war, ſtand ebenfalls in beſonderem Werthe, weil damit ein Vorurtheil von Bildung und Thätigkeit ſich verknüpft hatte. Der Graf von Gatterburg, der die feindliche Einquartirung möglichſt entfernt von ſich hielt, kam mir gleich mit dem Wunſch entgegen, daß ich an ſeinem Tiſche vorlieb nehmen möchte; er hatte ſich in den oberſten Stock ſeines großen in der Dorotheengaſſe gelegenen Hauſes zurückgezogen, und führte hier, abgeſondert und faſt verſteckt, das behaglichſte Leben fort, ſah wenige vertraute Gäſte bei ſich, und vergaß beim üppigen Mahle die Stürme, welche draußen tobten. Er hatte gedient, war als Offizier nach Venedig gekommen, und als ein ſchöner, lebhafter Mann dort einer Erbtochter des Hauſes Moroſini werth geworden, die Heirath hatte ihn längere

Zeit an Venedig gefeſſelt, ſeit kurzem lebte er aber wieder in Wien, während ſeine Gattin auf ihren großen Beſitzungen im Venetianiſchen verweilte. Er haßte die Franzoſen und ihren Kaiſer mit dem doppelten Haſſe des Oeſterreichers und Venetianers, hatte jedoch in der angenommenen letztern Eigenſchaft auch gegen die öſterreichiſche Herrſchaft ſchon manche Abneigung eingeſogen, und ſeiner wiener Behaglichkeit etwas italiäniſches Mißvergnügen beigemiſcht. Da wir oft allein aßen, und nach dem Eſſen der Kaffee ſich tief in den Nachmittag zu verlängern pflegte, ſo fehlte es nicht an Zeit und Gelegenheit zu mancher vertraulichen Mittheilung, ich wurde über die innerſten Verhältniſſe des Landes und der Regierung auf die unmittelbarſte Weiſe aufgeklärt, durch Erzählung von Thatſachen, in welchen, ſie mochten wichtige oder geringe Gegenſtände betreffen, für mich immer etwas Bezeichnendes lag. Bisweilen verlor er ſich in alterthümliche Unterſuchungen, erörterte den Urſprung der Geſchlechter, ſeines eigenen und der Moroſini, holte Diplome und Urkunden hervor, und eines Tages auch ein ſchönes Manuſkript, die Denkwürdigkeiten des Helden Moroſini, der den Türken die Halbinſel Morea glücklich abgerungen, und dafür den Beinamen der Peloponneſiſche empfangen; der Graf wollte mir dieſes Manuſkript jedoch auf keine Weiſe zum Leſen anvertrauen, dieſer geſchichtliche Inhalt ſchien ihm koſtbarer als die Tagesgeheimniſſe der öſterreichiſchen Monarchie, und meine Neugier mußte ſich an einigen flüchtigen Einblicken genügen laſſen. Er wußte nicht, und ich damals ebenſowenig, daß das Buch längſt im Druck erſchienen war.

Das Haus hatte mehrere Miether, mit denen ich

nothwendig Bekanntſchaft machen mußte. Ein wohlhabender Baron bewohnte den erſten Stock, war aber nie zu ſehen, ſondern brachte den ganzen Tag und oft auch die Nacht in einer chemiſchen Küche mit alchemiſtiſchen Verſuchen zu. Seine Frau hingegen war geſellig, wünſchte die Huldigungen, welche früher ihre Schönheit empfangen, fortgeſetzt zu ſehen, und konnte nicht umhin zu bekennen, daß die Franzoſen in Betracht der Artigkeit und Feinheit den plumpen Wienern ſehr vorzuziehen wären, ſie rühmte beſonders ihre jetzige Einquartirung, einen jungen Mann von gewiß vornehmer Herkunft, denn ſonſt wurde er ſo früh nicht den hohen Verwaltungsposten erlangt haben, den er bei der Garde des Kaiſers bekleide. Dieſen Bemerkungen war im Allgemeinen nicht zu widerſprechen; doch als ich gleich darauf den belobten Franzoſen zu ſehen bekam, durft' ich die Richtigkeit der Anwendung wohl etwas in Zweifel ziehen; es war ein ſchlanker rothbäckiger Burſche, überſchwänglich in Höflichkeiten und dreiſten Schmeicheleien, des Bodens, auf dem er ſtand, allerdings wie es ſchien ſchon kundig und ſicher, und von der Dame mit lächelnder Zufriedenheit aufgemuntert. Er führte das große Wort bei Tiſch, begleitete die Baronin auf die Baſtei und ins Theater, und wurde wie ein Mitglied der Familie gehalten. Die Freude dauerte nicht lange. Eines Tages, als ich die Treppe hinaufgehen wollte, rief mich die Baronin zu ſich hinein, ich fand ſie in aufgebrachter Stimmung, ſie hatte vor Aerger geweint, doch jetzt flammte nur Zorn in ihren Augen, und rief mit Heftigkeit: „Wiſſen Sie denn, wie mir's ergangen iſt? Der Schlingel von Franzos, der ſich bei mir eingeſchlichen hat, wiſſen Sie, was er iſt?

Garde-magasin nennen's die Leute, ich hab' Wunder geglaubt, was das iſt, ich hab mir nicht träumen laſſen, daß das nur ſo ein „kleines Viech" iſt, wie ich jetzt erfahre! Und er unterſteht ſich, und kneipt meinem Kammermädel in die Backen! Nein, ich möchte Gichter kriegen! Auf der Stelle müſſen mir Beide aus dem Hauſe, das Mädel iſt ſchon fort, und der Franzos ſoll umgelegt werden, das Quartiramt hat's mir verſprochen!" Ich ſollte nun geloben, mit dem Menſchen kein Wort mehr zu wechſeln, ja ich ſollte als Oeſterreicher ihm zeigen, daß wir ihn als unſern Feind haßten, ihn als Menſchen verachteten. Ich konnte die unerwartete Zumuthung nur ſonderbar und mich zu dem plötzlichen Ritterthum aus keinem Grunde verpflichtet finden, lehnte daſſelbe daher ſo glimpflich als möglich ab, wiewohl mir nicht entging, daß ich ſelber dadurch in der bisherigen Gnade merklich ſank. Bald hatte ich dieſelbe ganz verloren, und wurde nicht mehr eingeladen; vielleicht war inzwiſchen auch in Betreff meiner die Entdeckung geſchehen, daß ich im Grunde doch nur ſo ein „kleines Viech" ſei. — Mit einer andern Familie, die im Hauſe wohnte, wurde ich ebenfalls bekannt, und behielt mit den braven liebenswürdigen Leuten ein gutes Verhältniß noch über die Dauer meines damaligen Aufenthalts hinaus. —

Bei dem Grafen von Gatterburg ſah' ich öfters zwei ihm verwandte Damen, Mutter und Tochter, von denen die letztere, Gräfin Laura, durch Schönheit, muntre Laune und klaren Verſtand einen ſehr angenehmen Eindruck machte. Sie war bei der letzten Bombardirung Wiens durch ein Stück einer geſprungenen Haubitzgranate am Bein verwundet worden, und hinkte noch

etwas davon, wiewohl die Wunde ſchon geheilt war; ich befand mich in gleichem Falle, und ſo wurden wir ſcherzend als zuſammengehörige Kriegsgenoſſen anerkannt. Der Scherz leitet in ſolchen Gelegenheiten oft nur den Ernſt ein, der für ſich vielleicht gar keinen Zugang fände, und in der That fühlten auch wir bald einen gegenſeitig annähernden Zug, der aber nur eine freundliche Offenheit und ein gutes Vertrauen zum Ergebniß hatte, wie ſie denn bald wegen einer Bewerbung, die um ſie geſchah, und gegen die ſie nicht gleichgültig zu ſein bekannte, mich um Rath fragte, den ich nur günſtig ertheilen konnte, mit den eifrigen Wünſchen der Mutter übereinſtimmend, wiewohl aus andern Gründen als den ihrigen. Auf dieſes Verhältniß, deſſen ich hier nur vorläufig erwähne, wird weiterhin noch zurückzukommen ſein. —

Außer mir waren noch drei polniſche Offiziere bei dem Grafen einquartirt, ein Saal zwiſchen unſern Zimmern diente uns als gemeinſchaftlicher Eingang, und man konnte nicht umhin, ſich hier zu begegnen; dem Gruße folgte Geſpräch, und das zufällige Zuſammentreffen wurde abſichtliches. Die Polen waren Männer von Auszeichnung und Bildung, ſie ließen ſich auf allgemeine Anſichten ein, auf Geſchichts- und Rechtserörterung, und von einem Norddeutſchen, einem Preußen, der ich ohne Frage ſein mußte, glaubten ſie manches vernehmen zu können, was ihrem Sinn oder wenigſtens ihrer Neugier entſpräche. Wir waren bald in ſo weit einverſtanden, daß wir, wie auf dieſes Saales Boden, auch oft auf dem der Vaterlandsliebe uns recht gut zuſammenfanden, dann aber freilich nach verſchiedenen

Richtungen gingen. Sie waren leidenſchaftlich für ihr Land, für ein ſelbſtſtändiges, freies Polen begeiſtert, und hingen den Franzoſen nur an, ſofern dieſe unbezweifelt ſich als die thätigſten Freunde und Förderer der polniſchen Sache erwieſen. Sie fanden mich in meinem vollen Rechte, ein Deutſcher ſein zu wollen, beſtritten mir aber, dies in Oeſterreich ſein zu können, wo die deutſche Sache von jeher nur geopfert oder beſchädigt worden ſei; ſie führten frühere Ereigniſſe ſchlagend an, die Preisgebung des deutſchen Reiches während des Raſtatter Kongreſſes, die Auslieferung der Feſtungen an den Reichsfeind, ja ſelbſt die Niederlegung der Kaiſerkrone vor dem Preßburger Frieden, ich hatte es mit unterrichteten Sachwaltern zu thun! Ich ſetzte ihnen die Behauptung entgegen, der jetzige Augenblick ſei ein andrer, ein ganz neuer, der ſich von aller Vergangenheit ablöſe; hätten früher die Völker ohne und wider ihren Willen den Zwecken der Fürſten gedient, ſo dienten jetzt unwillkürlich die Fürſten dem Volksthume, und ihre Dienſte ſeien wohl anzunehmen. Wir gingen hierauf in die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zurück, und fanden hier unſre Sympathien wunderbar übereinſtimmend, unſre Urtheile über Menſchen und Vorgänge meiſt ganz dieſelben. Wir erkannten uns in Grundſätzen und Intereſſen mehr mit einander verbunden, als jene es mit ihren fanzöſiſchen Kampfgenoſſen, ja mit manchen ihrer polniſchen Landsleute waren, und als ich es mit den meiſten meiner öſterreichiſchen Kameraden ſein mochte. Und doch waren wir jeden Augenblick gewärtig und bereit, in feindliche Stellung auseinander zu treten, und uns wechſelſeitig zu tödten, zu beſchädigen! Ein Wider-

ſpruch, den wir nicht löſen, dem wir uns nicht entziehen konnten, den wir ſogar mit Willen feſthielten, der aber unſern friedlichen Umgang nicht störte, ſondern vielmehr erhöhte. Daß über den Kämpfenden ein Höheres ſchwebt, für das beide Theile ſtreiten, daß die Geſchichte für ihre einfachen Ergebniſſe widerſtrebender Richtungen bedarf, und auch die ſcheinbar überwundene das Drama fördern hilft gleich der augenſcheinlich ſiegenden, dieſer Troſt der geſchlagenen dämmerte mir aus unſern Betrachtungen damals auf; in der That ließ Wien inmitten der Unterdrückung manchen Funken leuchten, der ohne ſie nie hervorgeſprüht wäre! —

Ich ſah mich ſchon in größeren Kreiſen um, und konnte Leben und Treiben der Wiener auf den reichſten Schauplätzen beobachten. In dem Banquierhauſe, dem ich empfohlen war, und durch das ich eine geringe Geldhülfe zu beziehen eilte, machte ich manche Bekanntſchaften, und Herr Leopold von Herz erbot ſich, mich im Arnſtein'ſchen Hauſe einzuführen. Ich lehnte ſeinen Antrag ab, und ging allein hin. Man hatte mir nämlich von Hamburg her die Bemerkung nicht erſpart, wie es nun recht bedauerlich ſei, daß ich durch gewiſſe Schroffheiten die ſchätzenswertheſten Empfehlungen, nämlich an das Haus Arnſtein und Eskeles, mir verſchlagen habe, und deutete mir Umwege an, wie ſolche vielleicht noch zu erlangen wären. Dies verdroß mich, und ich wollte nun den Zweck, deſſen Werth ich ohnehin noch als ſehr problematiſch anſah, nur durch mich ſelbſt erreichen. Ich ließ mich bei Frau von Arnſtein melden, und ſagte ihr einfach, woher und wieſo ich nach Wien gekommen, und daß ich ihre Bekanntſchaft zu machen ſchon längſt

gewünſcht. Die erfahrne Weltdame war kaum befremdet, ſondern gleich leidenſchaftlich entzückt, nur wieder eine öſterreichiſche Uniform zu ſehen; denn, unter die Gewalt der Franzoſen gebeugt und von Franzoſen umſchwärmt und umlagert, nährte und äußerte ſie den glühendſten Haß gegen das Volk und insbeſondere gegen Napoleon. Ich fragte nach Frau von Schlegel, der Gattin Friedrich's, die ich im Arnſtein'ſchen Hauſe gaſtlich aufgenommen wußte, während der Mann den Kriegsereigniſſen nach Ungarn gefolgt war. Sie wurde gerufen und erſchien, ſie erkannte mich auf den erſten Blick, ſenkte aber traurig den Kopf, und ſagte mit herbem Vorwurf: „Ich weiß noch recht gut, wie Sie in Dresden auf der Galerie die franzöſiſchen Truppen lobten, mir zum Schmerz und Verdruß, aber das dacht' ich nicht, daß ich ſie ſelber hier unter ihnen finden würde!" Durch den wunderlichſten Irrthum hielt ſie mich für einen franzöſiſchen Offizier. „Aber was reden Sie denn, rief Frau von Arnſtein, ſehen Sie denn nicht, daß es ein Unſriger iſt?" Frau von Schlegel blickte auf, und wie von einer Laſt befreit überließ ſie ſich der lauteſten Freude. Nun begann ein Fragen und Erzählen, an welchem bald alle Anweſenden Theil nahmen, beſonders aber Frau von Arnſtein, deren Intereſſen ſtets heftig, vollgiebig und für den Augenblick ausſchließlich waren. Die ausgezeichnete Frau und ihre geſellige Kraft und Wirkſamkeit iſt ſchon anderweitig geſchildert worden; hier füge ich nur die Bemerkung bei, daß die Anweſenheit des Feindes den geſelligen Glanz des Hauſes nicht ſtörte, ſondern in manchem Betracht ſogar erhöhte. Man mußte mit den Franzoſen verkehren, man konnte ſie nicht

abweiſen, es war wichtig und nebenher angenehm, ſich mit ihnen gut zu ſtehen, ihre Generale und Oberbeamte, wie ihre jungen Elegants, zum Theil aus alten vornehmen Geſchlechtern, wußten ſich in der Geſellſchaft geltend und den Grund ihrer Anweſenheit vergeſſen zu machen. Der Haß der Wirthin gegen den Kaiſer wurde als die liebenswürdige Thorheit einer Frau lachend hingenommen, ja nicht ſelten ſtimmten vornehme Franzoſen in die böſen Reden ein, mit denen jene nicht karg war. Es war ein ſeltſames Verhältniß, das überall, wo die Gebildeten zweier kriegführenden Nationen friedlich zuſammenkommen, mehr oder minder hervortreten muß, das die Franzoſen aber beſonders geeignet ſind anzubauen. Die Wiener ihrerſeits, anſtatt ſich zurückzuziehen, strömten eifriger als je herbei; es war der augenſcheinlichſte Gewinn, mit den unvermeidlichen, und hinwieder ſo anziehenden Feinden ſich im fremden Salon zuſammenzufinden, der für viele andre die Aufnahme und Bewirthung dieſer Gäſte abmachen zu wollen ſchien.

Auf ähnliche Weiſe, wie bei Frau von Arnſtein, nur in etwas minderem Maße, ging es bei ihrer Schweſter Frau von Eskeles und bei ihrer Tochter Frau von Pereira geſellſchaftlich her. Ich war in beiden Häuſern günſtig aufgenommen, und fand mich von den gewählten kleineren Kreiſen mehr angezogen, als von dem großen Durcheinander bei Arnſtein's. Frau von Eskeles hatte nicht die Lebhaftigkeit ihrer Schweſter, vereinigte aber mit dem feinſten Ton und leiſeſten Takt einer vornehmen Wirthin das gutmüthigſte Wohlwollen, das auch dem Geringſten ihrer Gäſte zu Gute kam. Zwei ſchöne Kinder waren die Freude ihres Herzens, und

da beide, und beſonders das Mädchen, gleich am erſten Tage ſich mir innigſt anſchmiegten, ſo genoß ich des vollen Zutrauens auch der Mutter. Daſſelbe war der Fall im Hauſe Pereira, wo drei wunderſchöne Knaben die zarte liebliche Mutter heiter umſpielten, und dieſe durch kluges Maß den oft allzuheißen Liebeseifer der Großmutter ſanft auszugleichen wußte. Von allen dieſen Perſonen und Familienverhältniſſen hatte Reichardt in ſeinen kurz vorher erſchienenen Briefen über Wien öffentlich geſprochen, und obſchon er nur loben wollte, ſo hatte er es damit doch nicht immer gut getroffen, und ich hörte mancherlei Beſchwerden gegen ihn, ja man muthete mir zu, da meine litterariſche Seite nicht verborgen geblieben war, meine vermeintlich beſſere Anſchauung der ſeinigen entgegenzuſtellen. Meine Frage, ob ich nur von den Frauen reden dürfe, oder auch von den Männern ſprechen müſſe? verrieth allzuſchnell, daß mir bei der Sache doch nicht ganz zu trauen ſein möchte, und man ließ ſie fallen.

Kamen in dieſen Häuſern wirklich faſt nur die Frauen in Betracht, und war von den Männern kaum die Rede, ſo machte doch Herr von Eskeles hierin eine bedeutende Ausnahme. Er war einer von den hochbegabten, vielumfaſſenden Geſchäftsmännern, die neben der wachſamſten und unermüdlichſten Aufmerkſamkeit auf die Staats- und Handelswelt auch noch lebendigen Sinn und friſche Thätigkeit für höhere geiſtige und allgemein menſchliche Verhältniſſe bewahren. Seine große Umſicht und ſtrenge Zuverläſſigkeit hatten ihm ſchon früh das Zutrauen des Staatsminiſters Freiherrn von Thugut erworben, der ſich dadurch nicht irren ließ, daß man ihm

den trefflichen Banquier politiſch verdächtigte, er wußte, daß Eskeles, bei ſeinem unverläugnetem Freiheitseifer, von öſterreichiſcher Vaterlandsliebe durchglüht, und, trotz ſeiner republikaniſchen Denkart, für den Dienſt des Kaiſers von unverbrüchlicher Pflichttreue erfüllt war. Auch jetzt wieder, wie erſt in der Folge bekannt wurde, hatte Eskeles, mit eigner Aufopferung und ſelbſt Gefahr, dem Staate große Summen gerettet, die ohne ſeine kluge Fürſorge den Franzoſen zugefallen wären. Sein ſcharfer Blick und richtiges Urtheil bewährte ſich im Kleinen wie im Großen, wo er unterſtützte, forthalf, Rath ertheilte, geſchah es ſtets mit Sachkenntniß, Richtigkeit, und daher meiſt mit Erfolg. Arme und Leidende jeder Art, von der Willkür der Macht oder des bürgerlichen Zuſtandes Getroffene, Künſtler, geiſtig ſtrebende und durch irgend eine Tüchtigkeit ausgezeichnete Menſchen, hatten ein entſchiedenes Anrecht auf ſeine Theilnahme und Hülfe. Das Gefühl des Wohlwollens, das er hegte, und ſein gutes Bewußtſein gaben ſeinem ernſten Geſicht einen Ausdruck froher Heiterkeit, die auch in Witz und Laune reichlich ausſtrömte. Doch ſein perſönliches Weſen vollſtändig zu bezeichnen, ruf' ich am beſten die Worte Rahel's zu Hülfe, die von ihm in einem Briefe aus der ſpäteren Kongreßzeit treffend ſagt: „Eskeles: den ich ſehr liebe, weil ihm ſeine Klugheit bis aus den Poren dringt, er ißt, er ſchweigt, er lacht klug: er ſagt lauter Selbſtgedachtes, Originales! Ja! er amüſirt mich in gewiſſem Sinn hier beſſer, als alle andere Leute; weil er ganz altväteriſch geblieben iſt, mit geiſtigen Gaben, und ein reiches Leben über ihn weggegangen iſt, welches er ganz nach ſeiner Art bearbeitet hat, und

lauter Originales davon ausgiebt, mit der aisance des gelebteſten Menſchen auf gut altteſtamentliche Weiſe." Um dies letztere Wort in ſeiner vollen Bedeutung zu ſehen, mußte man freilich ſchon etwas im Vertrauen ſein, denn während in den Zimmern der Frau von Eskeles alles, durch Pracht und Geſchmack der Ausſtattung wie durch Vornehmheit der Geſellſchaft und des Geſprächtons, mit den höchſten Kreiſen von Wien wetteiferte, ja die Kinder nicht die entfernteſte Ahndung von ihrer eigentlichen Herkunft hatten, ſo pflegte Eskeles ſelbſt, nachdem er eine Weile nach Gebühr und Würden in dieſer vornehmen Welt erſchienen, alsbald in eine Hinterſtube zu entſchlüpfen, wo er die Beſuche ſeiner Glaubensgenoſſen empfing, alter Haus- und kluger Geſchäftsfreunde, und bei Taback und Bier rückſichtslos und behaglich den Reſt des Abends hinbrachte. —

Die politiſche Lage der Dinge hielt alles in Spannung; der Waffenſtillſtand dauerte fort, und Friedensverhandlungen waren eröffnet, doch rüſtete man ſich auf beiden Seiten zu neuem Kampfe. Die Kriegsanſtalten der Franzoſen hatte man vor Augen; Nachrichten aus Ungarn rühmten die Stärke und Streitbegier der öſterreichiſchen Schaaren. Frau von Schlegel hatte einen Brief ihres Mannes, der neben tiefem Schmerz auch neue Hoffnungen ausdrückte; ſie forderte mich auf, ihm zu ſchreiben, und ich that es mit Freudigkeit, er ſchien ſo ganz für ſich allein zu ſtehen, ſo unerkannt und unbenutzt in dem Thun und Treiben ſeiner Umgebung, daß jeder Anklang verwandter deutſchen Geſinnung ihm ein Troſt ſein mußte. Seine Frau ſelber hoffte ſchon einzig auf den Frieden, und wünſchte nur ſicher nach

Ungarn reiſen zu können, um ihn dort abzuwarten; durch beides verletzte ſie Frau von Arnſtein, die weder von Frieden noch je von dem Wegziehen eines Gaſtes hören wollte. Im Grunde glaubten Wenige an die Fortſetzung des Krieges; wer hinter den Vorhang ſah, hielt ſie auf öſterreichiſcher Seite für unmöglich und im Falle des Verſuchs für das unausbleiblichſte Verderben; man zweifelte nicht an dem Muthe der Krieger, an der Willigkeit des Volkes, aber durchaus an der Kraft und Geſchicklichkeit der oberſten Leitung, die ſelbſt in der fähigſten Hand an dem Mißtrauen, der Unentſchloſſenheit und den Partheiränken der unfähigſten aber unlenkſamſten Köpfe zunicht werden mußte. Daß der Erzherzog Karl den Oberbefehl wieder empfinge, war nicht zu hoffen; und wenn auch ſeine Fähigkeiten durch andre hätten erſetzt werden können, ſo wußte man ſchon voraus, daß dieſe doch nur in untergeordneter Stellung würden verbraucht werden. Dieſe Kenntniß des innern Zuſammenhanges der Dinge war weiter ausgebreitet, als man denken ſollte, ſie war ſchon in das untere Volk eingedrungen, deſſen Stimmung ſich in heftigen Schimpfreden gegen diejenigen ausließ, die es ſonſt zu verehren gewohnt geweſen. Die Beſonnenſten meinten, bei dem Bewußtſein ſeiner ſelbſt, das man öſterreichiſcherſeits haben müſſe, ſei das Klügſte, ſo ſchnell als möglich Frieden zu ſchließen und nur einzig darauf zu ſehen, daß man den Feind aus dem Lande ſchaffte, und lieber Geld als Gebiet abträte. Dieſer letzteren Meinung war auch Eskeles, der hier ſeine Eigenſchaft als Banquier verläugnete, und die ungeheuerſten Geldopfer als gering

anſah in Vergleich zu denen, die man an Land und Leuten zu bringen hatte.

Unter den großen und kleinen Schwankungen, den Leiden und Laſten, die ſich im Allgemeinen und für jeden Einzelnen fühlbar machten, übte der Tag mit ſeinen nächſten Darbietungen ſein Recht, und zwiſchen die wichtigen Fragen, die zur Entſcheidung ſchwebten, drängten ſich andre, der Neigung, der Eitelkeit, der Vergnügung. Wiener und Franzoſen wetteiferten hierin miteinander, und beiderſeits gab es Verhältniſſe gnug, die weder den Krieg noch den Frieden wünſchen konnten, weil ſowohl der eine wie der andre ſie aufheben mußte, und nur dieſer Mittelzuſtand ihr Boden war. Wenn auch für mich ſelbſt unbetheiligt, lebte ich als Zuſchauer, als Vertrauter, in ſolchen Tagesreizen mit, und bewunderte die dichteriſche Fruchtbarkeit des wirklichen Lebens, das neben ſeinen Helden- und Staatsgeſchichten ſo manchen Roman und unzählbare Novellen ſpinnt, wunderſam und abenteuerlich, daß keine Dichtung hierin es ihm zuvorthut. Ich ſchrieb einiges der Art nieder, in der Abſicht es künftig auszuarbeiten, allein die Blätter ſind mir verloren gegangen, und mit ihnen zum Theil die Erinnerung des Stoffes, der ohnehin von der unſtatthaften Angabe der genauſten Wirklichkeit ſchwerlich ablösbar geweſen wäre. Auf dieſem Gebiete traf ich mit Bartholdy zuſammen, dem Neffen der Frau von Arnſtein, welcher von Berlin kurz vor der Erhebung Oeſterreichs gekommen war, ſich an den Oberſten von Steigenteſch angeſchloſſen hatte, und, als Landwehroffizier in Wien zurückgeblieben, gleich mir ſeine Auswechſelung erwartete. Für ihn war dieſe Geſchichte völlig zu Ende, er wollte

gar nichts mehr davon hören, ſein Abſchiedsgeſuch lag ſchon fertig, und harrte nur der ſchicklichen Zeit. Mit allen ſeinen Kräften wandte er ſich dem Leben des Genuſſes und der Zerſtreuung zu, wobei doch ſein nicht gemeiner Geiſt und ſein reger litteräriſcher Trieb nicht ausgeſchloſſen ſein wollten. Er hatte noch in Berlin ein artiges und feines Luſtſpiel „der Liebe Luftgewebe“ in Druck gegeben, und ſchickte ſich an, dem glücklichen Verſuche andre folgen zu laſſen, in welchen wirkliche Vorgänge nur ſchwach verhüllt werden ſollten; ſeine Auffaſſung der Novellenſtoffe war von üppiger Derbheit, mehr italiäniſch luſtig, als ſinnig deutſch, und wäre er zur Ausarbeitung gekommen, oder dieſe an's Licht getreten, ſo würden in Wien manche Verdrüſſe nicht gefehlt haben.

Im Hauſe von Eskeles lernt' ich zwei berühmte Wiener Aerzte kennen, den ausgedienten, in ſeinem hohen Alter originell dreiſten Freiherrn von Quarin, und den angehenden, ſcharfgeiſtigen, ſchnell und tief blickenden Malfatti, der ein Schüler der Naturphiloſophie mit dem Naturphiloſophen Dr. Troxler eng verbunden war. Auf den letztern hatt' ich es abgeſehen, da ſeine Schriften mir in hohen Ehren ſtanden; doch traf ich nur Einmal mit ihm zuſammen, wo er den Stand der Philoſophie und ihr Verhältniß zur Heilkunde mit großem Geiſte beſprach, und mich tadelte, daß ich der letztern untreu geworden, indem er deren Ausübung weit über alle politiſche und militairiſche Wirkſamkeit erhob. Mir gefiel ſein freier Geiſt wie ſein edles Aeußere, und es that mir ſehr leid, daß wir durch Zufall nicht wieder zuſammenkamen, er ſelbſt war in Wien als Fremder, und

dachte ernſtlich an die Rückkehr in die ſchweizeriſche Heimath.

Unmöglich darf ich Herrn von Sonnenfels hier ungenannt laſſen, dem ich in dem Arnſtein'ſchen Kreiſe begegnete. Er ſtellte in ſeiner ſchon ziemlich verfallenen Perſon eine weit rückwärts liegende Zeit vor, die Zeit Kaiſer Joſeph's des Zweiten, deren Bildung längſt untergegangen iſt, deren Einfluß auf Welt und Menſchen aber noch heute in nachhaltiger voller Wirkung ſteht. Sonnenfels, der einſt in allen Fächern als ein Stern erſter Größe geglänzt, und wirklich im Staate viel vermocht und geleiſtet hatte, konnte ſich nicht in die Fortſchritte finden, die er doch ſelber mit hervorgerufen, und die ihn jetzt völlig in Schatten ſtellten. Er galt in Wien vorzugsweiſe für den philoſophiſchen Kopf, und es gab allerdings noch Kreiſe, wo man ihn als den kühnen Denker und Neuerer bewunderte, was ihn für die Vernachläſſigung, die er von anderen Seiten erfuhr, wenig tröſten konnte. Zu dem Wiener Philoſophen ſollte mir auch der Wiener Poet nicht fehlen, es war Joſeph Ludwig Stoll, der mir durch Frau von Pereira bekannt wurde. Ich erinnerte mich, daß ſchon früher einmal in Berlin, als ich mit Koreff ging, er dieſen angeredet und dann auch mit mir geſprochen, aber freilich mit einer ganz andern Stimme, als die er jetzt losließ, denn ſeine damals feine Kinderſtimme war zum kräftigen Baß geworden. Dieſe plötzliche, ihm ſelbſt unverhoffte und unerklärliche Verwandlung, die er als eine Rettung aus erniedrigender Schmach anſah, hatte er in einem rührenden Gedicht ſchön beſungen. Wo ein wahrer innrer Antrieb ihn beſeelte, war ſein Talent kräftig und reich. Aber daſſelbe

würdig zu nähren und ſittlich zu verwalten, fehlte ihm jedes Geſchick. Goethe's Gunſt hatte er erworben, Fichte war ihm wohlgeſinnt; aber für ihn war auch ſolcher Vorzug und Anhalt fruchtlos. Losgebunden von aller Ordnung, nur der Laune des Augenblickes lebend, von jedem Einfall fortgeriſſen und immer Neues ergreifend, hatte er im phantaſtiſchen Herumtreiben ſein ererbtes Vermögen und zum Theil auch ſeine Geſundheit zugeſetzt, und lebte jetzt kümmerlich von dem Ertrage, den er als Theaterdichter und durch andere litterariſche Aushülfen erwarb. Faul und unluſtig, ja wirklich unvermögend, wenn es irgend eine nöthige Anſtrengung galt, war ſein Gemüth doch gleich erweckt und zu jedem Handeln fähig, ſobald ſeine Eitelkeit gereizt, ſeine Gedichte oder ſein Dichternamen gerühmt wurde. Wer ihm ſchmeichelte, der konnte mit ihm machen, was er wollte, wer von ſeinen Verſen nichts wußte, der, mochte er ſonſt noch ſo ausgezeichnet und merkwürdig ſein, war für ihn nicht da. Von ſeinem kleinen Zweiperſonenſpiel „Scherz und Ernſt", das noch dazu nicht ſeine Erfindung, ſondern einem franzöſiſchen Stücke nachgebildet war, machte er ſo viel Weſens, daß man glauben konnte, es ſei von einer Reihe großer Werke die Rede, die eine neue Epoche für die Schaubühne begründeten. Ich mußte den ſonſt harmloſen, nur ſich ſelber zum Schaden lebenden Menſchen aufrichtig bemitleiden, aber angezogen fühlt' ich mich zu Leuten ſeiner Art niemals. Leo von Seckendorf, mit welchem vereint Stoll vor dem Kriege eine Zeitſchrift, Prometheus, unternommen hatte, in welcher der Anfang der Goethiſchen Pandora zuerſt erſchienen war, würde mir beſſer zugeſagt haben, allein er war mit in den Krieg

gegangen und bei Ebersberg erſchoſſen worden. Ihm wurde im Pereira'ſchen Hauſe ein wehmüthiges Andenken gewidmet, um ſo mehr, als aus manchen Umſtänden zu erhellen ſchien, daß nicht Vaterlandseifer allein, ſondern auch der Schmerz unerwiederter Neigung ihn zum Kriegsdienſt und in den Tod getrieben habe. —

Ich erfuhr, daß zwei Offiziere des Regiments Vogelſang gleich mir als Kriegsgefangene in Wien ſeien, und ſuchte ſie auf. Da wir beim Regiment einander nicht gekannt, ſo hatte der eine, Fähndrich Sternwagen, meinen Namen, als er ihm auf der Auswechslungsliſte zu Geſicht gekommen, für eine Verunſtaltung des ſeinigen gehalten, und daher dieſen herſtellen laſſen, ſo daß ich alſo ausfiel, und ohne die neue, von mir ſogleich beeilte Berichtigung gar nicht zur Auswechslung gekommen, ſondern ewig kriegsgefangen geblieben wäre! Der andre Offizier hieß Wenzelmann, war aus Berlin, ein Vetter von Karl Thiel, kannte Chamiſſo, Schleiermacher, und hiernach hätten wir gute Gemeinſchaft haben ſollen, allein es fand ſich, daß wir einander wenig leiſten konnten, und auch unſer verabredetes Zuſammenreiſen nach Ungarn unterblieb, denn ich mußte, durch die Schuld jenes Irrthums, länger in Wien bleiben.

Von angeſehenen Franzoſen, mit denen ich in der Geſellſchaft öfter zuſammen war, habe ich zuförderſt La Bouillerie zu nennen, der ſein wichtiges und hartes Amt, die Einziehung der Kriegsauflagen, durch Menſchenfreundlichkeit und Güte ſo viel als möglich vergeſſen machte, ferner den Grafen Turenne, Ordonnanzoffizier Napoleon's und beredten Kriegserzähler, den Auditeur im Staatsrath, Fiert, eben ſo liebenswürdig im Geſpräch, als hülf-

reich und wohlthätig in ſeinem nicht unbedeutenden Geſchäftskreiſe, endlich den berühmten General Grafen Rapp, einen biedern, treuherzigen Elſaſſer, ſeinem Kaiſer unverbrüchlich zugethan, aber billig gegen Andersdenkende.

Es fehlte nicht an Aufforderungen, mich in die Geſellſchaftskreiſe der franzöſiſchen Großen einführen zu laſſen; man wollte mich zu dem Vicekönige von Italien, Eugen Beauharnais, bringen, es wurde ſogar bemerkt, als geborner Rheinländer müßt' ich eigentlich dem Kaiſer der Franzoſen oder ſeinen Verbündeten dienen, und man gab mir zu verſtehen, ich würde, als beider Sprachen und der Feder mächtig, meinen Weg dort raſcher machen als in den öſterreichiſchen, ſich ohnehin jetzt noch verengenden Ausſichten. Meinen Weg! als ob meinen Weg hier jemand hätte nur ahnden können! Ich verſäumte die großen franzöſiſchen Bekanntſchaften, die mir nur bei Zwecken, die ich nicht hatte, der Mühe werth ſein konnten, und vernachläſſigte ſogar die deutſchen Kreiſe, wo jene zu ſtark vorwalteten. Ich brachte manchen Abend einſam für mich allein hin, und die Stunden, welche mir ſo verfloſſen, durft' ich zu meinen beſten rechnen, ich las mit einer durch die politiſchen Reizungen erhöhten Aufmerkſamkeit Montesquieu's Werk de l'esprit des lois, und jemehr ich in daſſelbe eindrang, deſto weniger konnt' ich die Mißachtung gelten laſſen, in welche neuere deutſche Urtheile das tiefſinnige und gründliche franzöſiſche Buch bringen wollten; Oberflächlichkeit und Dünkel erſchienen mir diesmal ganz auf der deutſchen Seite. Den heiterſten Genuß gewährten mir die Luſtſpiele Moliere's, die ich hier zum erſtenmale mit reifem Sinne las und in ihrer Bedeutung anſchauen lernte, gegen welche ſelbſt die

des geliebten Racine merklich zurücktreten mußte. Solche Bücher leſend, konnt' ich nun dennoch behaupten, in Wien die Geſellſchaft der allervornehmſten und beſten Franzoſen nach Wunſch genoſſen zu haben! — Ich las aber noch andre Bücher, bei denen nicht ſo ſehr der Autor, als der Inhalt in Betracht kam, zum Beiſpiel Bertrand de Moleville's Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, wo mir die Anſichten vom Standpunkte der Emigration freilich nicht zuſagten, die ausführliche und mit urkundlichen Zeugniſſen belegte Erzählung aber doch mancher bisher gehegten Einſeitigkeit entgegentrat. —

Die mir liebſten und angenehmſten Franzoſen ſollten mir aber nicht in Büchern oder im Salon begegnen, ſondern leibhaftig auf der Straße! So traf ich den geliebten Grafen von Lofoye ganz unerwartet in einem Durchgange; wir hatten uns in ſechs Jahren nicht geſehen, ſtanden plötzlich Stirn gegen Stirn, die Erkennung war gleichzeitig, und ohne ein Wort zu ſprechen, fielen wir einander in die Arme. Allein der Freund ſah' ſehr betrübt aus, und ungeachtet er im Gefolge des Sieges hieher gekommen, ſchien er an dem Gewinn und Ruhm ſeiner Landsleute wenig Theil zu haben. Es ging ihm und ſeiner Mutter in der Normandie ſchon lange Zeit ſchlecht, er hatte an einen Stand, an einen Erwerb denken müſſen, und wiewohl er als Altadlicher und ſchon gedienter Offizier auf die günſtigſte Weiſe hätte in das Heer eintreten können, ſo war es doch ſeiner Geſinnung unerträglich, für Napoleon zu fechten, und er fand es ſeines Adels würdiger, mit Verläugnung deſſelben in den Stand eines gemeinen Verwaltungsbeamten unterzutauchen, als ſeine Herkunft im Dienſte des Uſurpators

zur Schau zu tragen. Leider half ihm ſeine Demuth nicht viel, er war auf trügeriſche Zuſagen hierher geeilt, und hatte noch nicht die kleinſte Anſtellung gefunden! Zum Glück war er wenigſtens einquartirt, und wollte nun abwarten, was ſich ereignen würde. In ſeiner Noth konnte er noch, wie früher Chamiſſo, dem unſeligen Bourguet, der ſich ihm angehängt, Schutz und Obdach verleihen, denn auch dieſer hatte ſich eingefunden, um ſein verdorbenes und verſunkenes Leben irgendwie zu friſten. Das unverhoffteſte und glücklichſte Begegnen aber war das mit Ponſard, unſerm Freunde von Hameln her. Ich ſah einen Voltigeur aus einem Fiaker ſpringen, warf einen flüchtigen Blick in den Wagen, traute meinen Augen nicht, ſetzte dem Voltigeur nach, und fragte heftig, wie der Offizier hieße, der im Wagen ſitze? etwa... „Ponſard“ ſagte er mit mir zugleich. Ich zurück, den Wagen aufgeriſſen, hineingeſprungen, und dem Verwunderten die Hand gedrückt, er erkannte mich nicht, als ich aber Chamiſſo und Hameln genannt, wußte er auch meinen Namen, und ſtaunte nur, mich in dieſer Uniform zu ſehen. Wir blieben einige Stunden zuſammen, anfangs allein, dann mit mehreren ſeiner Kammeraden, am Abend reiſte er nach Auſterlitz, wo ſein Regiment ſtand, zu den Truppen des Marſchalls Maſſena gehörig. Er war jetzt Hauptmann, hatte das Kreuz der Ehrenlegion, bei Wagram war er an der Stirne leicht verwundet worden. Er ſagte mit tiefer Bewegung, er würde heiße Thränen vergoſſen haben, wenn er mich im Gefecht erkannt, verwundet oder todt geſehen hätte. Nach Chamiſſo und Neumann, den er beſonders liebte, fragte er mit herzlichſter Theilnahme, und erinnerte ſich mit heitrer Rüh-

rung jedes kleinen Umſtandes unſres Zuſammenlebens in Hameln, unſrer Gedichte, meiner Ausſchnitte, die er noch ſorgfältig bewahrte. Er ſprach über die Welthändel frei und kühn, unterrichtet, vorurtheilslos, in Napoleon liebte er die Kraft, den Schwung, ſonſt nichts, er ehrte den Nationalſinn der Spanier, die Tapferkeit der Oeſterreicher. Als er mich ſeinen Kammeraden einigermaßen deutlich gemacht, und daß ich im Grunde kein Oeſterreicher ſei, kam wieder die Mahnung, ich ſollte franzöſiſche Dienſte nehmen, Frankreich ſei ja ſchon mein Vaterland. Daß Chamiſſo wieder Franzoſe ſei, war für Ponſard eine frohe Nachricht. Als ich ihm ſagte, daß in unſrem Roman „die Verſuche und Hinderniſſe“ ſein Name vorkomme, wollte er ſich todt lachen, und theilte es ſeinen Kammeraden mit, ſo wie auch, daß er an dem Polarſternbunde Theil habe, einem Orden von Gelehrten, ſetzte er erklärend hinzu. Er trug mir beim Abſchiede die herzlichſten Grüße an die Freunde auf, die ſeine innigſte Liebe hätten, deren Andenken ihm unvergeßlich ſei, er erneuerte ſeinen Bund mit uns, wollte in Briefwechſel mit uns bleiben, uns alle wiederſehen. Wir trennten uns in tiefer, doch freudiger Rührung. Ich hatte bisher oft und ſtets vergebens nach ihm gefragt, ihn todt geglaubt, nun hatte der ſeltenſte Zufall uns zuſammengeführt; einen Augenblick früher, und es wäre nicht geweſen. Leider hab' ich den trefflichen Mann nie wiedergeſehen und auch nie mehr von ihm gehört! —

Mit Lafoye, der es mir als Glück anrechnete, Ponſard ſo gefunden zu haben, und ſich als Mißgeſchick, nicht dabei geweſen zu ſein, lebte ich in alter traulicher Weiſe, wir machten große Spazirgänge, wir ſchoſſen

unſre Hülfsmittel zuſammen, beſtritten gemeinſam kleine Verſchwendungen, und beſuchten auch die Theater mehrmals. Die Sängerin Anna Milder hörten wir wiederholt mit geſteigertem Entzücken, wiewohl die Opern, in welchen ſie den größten Beifall ärntete, das Waiſenhaus und dann die berühmte Schweizerfamilie, von Weigl komponirt, uns wenig gefielen. Schiller's Don Carlos ſahen wir mit Staunen und Lachen, ich aus Studium ſogar ein zweitesmal, weil ich mir deutlich zu machen wünſchte, wie es mit der kunſtreich falſchen, abenteuerlich verſchobenen und völlig lächerlichen Betonung, mit welcher der Schauſpieler Lange ſeit vielen Jahren Beifall und Ruhm erwarb, eigentlich beſchaffen ſei; aber es war uns nicht möglich, der Sache auf den Grund zu kommen; er betonte regelmäßig die Worte, von denen man es am wenigſten erwartete, es war ein fortwährendes Ueberraſchtwerden, und eine Regel, die doch vorhanden ſchien, ließ ſich nicht entdecken. Ein Luſtſpiel von Steigenteſch verſetzte uns durch die Gemeinheit und Nichtswürdigkeit, aus der das Ganze mit frechem Anſpruch auf Bildung und Zierlichkeit liederlich zuſammengeknetet war, in ſolche Empörung, daß wir daran dachten, dem Verfaſſer unſre Verachtung ſchriftlich kund zu geben, wobei wir freilich daran nicht dachten, was für ein neues und unerhörtes Verhältniß zwiſchen einem Fähndrich und einem Oberſten, in einem und demſelben Kriegsdienſte, durch ſolche That entſtehen müßte, für welche die Folgen erſt zu erfinden geweſen wären! Steigenteſch war übrigens in der Geſellſchaft von Wien ein vielgeltender Mann, bei dem vortrefflich gegeſſen und hoch geſpielt wurde, und der auch ſpäter in der Diplomatik noch von ſich reden machte.

Ich war nachgehends oft genug mit ihm zuſammen, und mußte wohl dem Range ſeine Gebühr erweiſen, aber nichts hätte mich bewegen können, über Litteratur mit ihm zu ſprechen, oder eine nur laue Artigkeit über ſeine Schriften zu ſagen, die in der That noch tief unter Kotzebue ſtehen. Die Unterlaſſung blieb ihm nicht unbemerkt, und er ſeinerſeits ignorirte auch mich, was mir eben recht war. —

Lafoye hatte mittlerweile durch die Gunſt eines Gardemagasin ein kleines Unteramt erlangt, und mußte nach Znaym abgehen, dort beim Brodtbacken die Aufſicht zu führen. Zum Abſchied ließ er mir eine kleine Ilias, die von Chamiſſo herkam, und die er in Caen noch aufgerafft hatte, in der Meinung, ſich unterwegs daran zu erlaben, er konnte aber mit den Abbreviaturen des uralten Druckes nicht fertig werden, und ſchenkte mir das Büchlein, das mir nachher zu großem Troſt gereichte.

Nach kurzer Zeit empfing ich die Anzeige, daß ich ausgewechſelt ſei, und meiner Abreiſe nach Ungarn nichts mehr im Wege ſtände. Bei meinen letzten Beſuchen empfing ich noch werthe Zeugniſſe der guten Geſinnung, die man mir hegte, und die mich von einigen Perſonen, bei denen ich ſie vielleicht weniger verdient hatte, um ſo mehr beſchämte. Die Gräfin von Engl, eine Freundin der Frau von Pereira, wollte mich nicht abreiſen laſſen, ohne mir die Karten zu ſchlagen. Sie that es, meines ſpöttiſchen Unglaubens nicht achtend, mit allem feierlichen Ernſt und Eifer, den eine ſo wichtige Handlung erforderte, und begann ihre Weiſſagungen. Ich erſtaunte mehr und mehr, ja ich wurde beſtürzt, als ihre Worte ſtets treffender meinen innerſten Zuſtand bezeichneten, und

auf Verhältniſſe anſpielten, die durch bloßen Zufall ſo genau zu errathen unmöglich ſchien. Sie achtete meiner verwunderten Aufregung ſo wenig, wie vorher meines Zweifelns, und fuhr in ihrer Ausſage gelaſſen fort. Zuletzt verkündigte ſie mir, ich würde bald wieder in Wien ſein, wozu die Wahrſcheinlichkeit gerade für mich, es mochte wieder Krieg oder nun Frieden werden, am wenigſten denkbar war. Mit ſolchem Spruch und beſten Wünſchen entlaſſen, reiſte ich am 23. September nach Preßburg, wo ich zum Abend eintraf.

Das

Feſt des Fürſten von Schwarzenberg.

Paris, 1810.

In raſchem Fluge hatten wir die reichen Länderſtrecken von Wien bis Straßburg und von da nach Paris zurückgelegt. Der Juni ſtrahlte verſengend in ſeiner ganzen Kraft, und nachdem Staub und Hitze der Sonnengluthen uns im grünenden Freien faſt verzehrt hatten, tauchten wir Nachmittags in die dumpfe Schwüle und düſtre Straßenenge der unermeßlichen, volkbewegten Stadt. Im Hotel de l'Empire der Rue Cérutti, deren Namen ſeitdem gewechſelt haben, fanden wir beſtellte Zimmer und jede erwünſchte Erquickung, und konnten von den Mühen und Wallungen der Reiſe faſt ohne Ausruhen ſofort in den Wirbel dieſer geſchäftigen und genießenden Welt übergehen.

Wir ſahen von allen Seiten beſtätigt, was uns ſchon unterwegs überall war verkündet worden, daß in Paris jetzt kein größeres Anſehen, keine wirkſamere Empfehlung gelte, als die des öſterreichiſchen Namens. Auch war derſelbe, abgeſehen von dem überragenden,

jedem Franzoſen ehrfurchtgebietenden Daſtehen der Kaiſerin Marie Louiſe, für welches die Geſchichte nichts Vergleichbares zu haben ſchien, in einer Weiſe repräſentirt, mit der ſchwerlich von irgend einer Seite gewetteifert werden konnte. Der öſterreichiſche Botſchafter, Fürſt Karl von Schwarzenberg, ein ſchöner ſtattlicher Mann voll Würde und Heiterkeit, als Kriegsmann und Diplomat ſeiner ſelbſt ruhig bewußt, ſtellte ein entſprechendes Bild der Hoheit ſeines Gebieters und zugleich des gutmüthigen Biederſinns jener deutſchen Landsleute dar, die dem einſt allgemeinen Oberhaupte noch in ſeiner Beſonderheit angehörig verblieben waren. Der leutſeligen Freundlichkeit des Fürſten ſtimmte die geiſtvolle Güte und regſame Theilnahme ſeiner Gemahlin, gebornen Gräfin von Hohenfeld, trefflich zu, die heranwachſenden, wohlgebildeten Söhne, von einem wackern Führer geleitet, zeigten ſich in gleichem Sinne belebt, und ſo die ſämmtlichen Hausgenoſſen. Die Ehren- und Geſchäftsverhältniſſe der Botſchaft waren durchaus günſtig und angenehm geſtellt, ſie waren in Paris die einzigen, welche von franzöſiſcher Seite mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelt wurden, und nichts von der geängſteten und hülfloſen Aufmerkſamkeit, von der peinlichen Spannung zu haben brauchten, welche den andern politiſchen Beziehungen am Hofe Napoleon's, ſelbſt die ſeiner Brüder nicht ausgenommen, höchſt widrig aufgezwungen blieben. So vermochten denn auch die verſchiedenen Diplomaten und Militairperſonen, welche dem Botſchafter beigegeben waren, in ihrer Thätigkeit und ihrem Benehmen die Gunſt ſolcher Umſtände äußerſt vortheilhaft geltend zu machen. Der Hofrath von Floret,

ein feiner, ſtillfleißiger und undurchdringlicher Geſchäftsmann, der Major von Tettenborn, durch die glänzendſten ritterlichen Eigenſchaften ausgezeichnet, der Major Graf von Wratislaw, der Rittmeiſter von Böhm und andere höhere Angeſtellte, Alle lebten und wirkten in dem vergönnten Element, und inmitten der üppigen Pracht und feierlichen Würde, die der äußeren Erſcheinung im Gauzen überſchwenglich verliehen war, athmete das Schwarzenbergiſche Haus ein allgemeines, vertrauliches Wohlbehagen, ein faſt unterſchiedloſes Zuſammengehören, woran auch Fremde, welche dieſen Kreis betraten, nach Sinn und Luſt Theil nahmen. Wir Oeſterreicher aber wurden ſämmtlich als Mitglieder des Hauſes gerechnet, fanden zu jeder Stunde freundliche Aufnahme, günſtigen Rath, wirkſame Förderung, und waren für immer, wie groß auch die Zahl ſein mochte, zu Mittag wie zu Abend eingeladen.

Der Kreis der Oeſterreicher aber war damals in Paris nicht klein. Der ältere Bruder des Botſchafters, Fürſt Joſeph von Schwarzenberg, hatte nebſt ſeiner Gemahlin und übrigen zahlreichen Familie ſeinen Aufenthalt für einige Zeit in Paris genommen; ebenſo der Fürſt von Eſterhazy. Die Generale Graf von Wallmoden und Graf von Neipperg hatten beſondere Aufträge des öſterreichiſchen Hofes mit den franzöſiſchen Behörden zu verhandeln. Der Oberſt Graf von Bentheim, als Ueberbringer eines Schreibens des Kaiſers an ſeine Tochter, die Kaiſerin, der Graf Kaspar von Sternberg, der Graf von Paar, zwei Grafen von Sickingen, der Graf von Coudenhoven, und noch mehrere andre Oeſterreicher von Rang und Bedeutung, waren theils durch

Geſchäfte und Verbindungen, theils durch die Anziehung der großen Welt und der Schauwürdigkeiten dort feſt-gehalten. Politiſche Verhandlungen von größter Wich-tigkeit hatten ſogar dem Miniſter der auswärtigen An-gelegenheiten, Grafen von Metternich, den Anlaß ge-geben, auf erhaltene Einladung des Kaiſers Napoleon, ſich perſönlich nach Paris zu verfügen, wohin Gemahlin, Kinder und Bruder, nebſt ſeinen diplomatiſchen Ange-hörigen, unter welchen der Ritter von Lebzeltern her-vorragte, ihn begleitet hatten. Die wohlgebildete Per-ſönlichkeit des im kräftigſten Mannesalter ſtehenden Mi-niſters war höchſt einnehmend und bedeutend, bei ge-meſſener Haltung vollkommen frei, in heiterer Gelaſſen-heit lebhaft, und gleicherweiſe fähig erſcheinend, ſowohl den ſchwierigſten Staatsgeſchäften als den flüchtigen Bewegungen liebenswürdiger Geſelligkeit die entſchiedenſten Erfolge abzugewinnen. Ihm als dem Gaſte des fran-zöſiſchen Kaiſers war das Hotel des Marſchalls Ney, welches die herrlichſte Ausſicht auf den Kai der Seine hatte, zur Wohnung angewieſen, und alle Pracht und Ueppigkeit kaiſerlicher Bewirthung und Dienerſchaft zu Gebote geſtellt. Auch hier war jeder Oeſterreicher täg-lich eingeladen und willkommen, ſowie auch Fremde nicht fehlten; der Kreis aber, der ſich hier beſonders gern an den Vormittagen bildete, ging zuletzt doch wieder in den Schwarzenbergiſchen über.

War auf dieſe Weiſe ein großer Lebensraum auf beiden Seiten der Seine für uns heimathlich bezeichnet und erfüllt, ſo erweiterte ſolcher ſich doch noch ins Un-beſtimmte durch den eigenthümlichen Umſtand, daß in jener Zeit nicht bloß die Oeſterreicher, ſondern faſt alle

Deutſchen in Paris, die Geſandten der Staaten des Rheinbundes, die Mitglieder der ſouverain gewordenen wie der mediatiſirten deutſchen Häuſer, alle Vornehmen, welche in Paris Huldigung oder Reklamation anzubringen hatten, und ebenſo die deutſchen Gelehrten und Künſtler, ſich eifrig und beharrlich zu der öſterreichiſchen Botſchaft hielten, an deren Annehmlichkeiten und Vorzügen Theil zu nehmen ſuchten, und perſönliches wie geſchäftliches Vertrauen ihr zuwandten, ſo daß vielleicht niemals vor- und nachher auf dieſem Punkte die ſämmtlichen deutſchen Intereſſen eine ſo wahrhaft vereinigende Mitte gehabt haben.

Dieſer zugleich glänzenden und angenehmen Welt als öſterreichiſcher Offizier ſchon vollkommen angehörig, noch beſonders aber durch günſtige Bezüge und Umſtände ihrem Innern vertraut geworden, durfte ich bald die glückliche Entdeckung machen, daß, ungeachtet der mit den Franzoſen befreundeten Außenſeite, in dieſem ganzen Kreiſe durchgängig eine wahrhaft deutſche Geſinnung lebe, ein unzweideutiger Widerwille gegen die neugeknüpften Bande, ein feſtes Halten an dem Vaterländiſchen, daß man den Kaiſer Napoleon noch immer als verhaßten Feind anſehe, und ſich in dem Andenken an die vergangenen Waffenthaten mehr als in dieſem Friedensglanze gefalle, ja im voraus an der Ausſicht auf künftig zu erneuernden Krieg ſchon jetzt ſich labe. Dieſe Empfindungen nach Erfordern des politiſchen Verhältniſſes zu verbergen, konnte nicht ſchwer fallen, da hier bloß Formen zu erfüllen waren, an deren leichten Austauſch, ſowie an die Unſicherheit ihres Inhalts, die Hof- und Staatswelt längſt gewöhnt war, und Napoleon

nährte jenen Sinn faſt gewaltſam, indem ſein Verfahren es nicht hehl hatte, daß er auf die öſterreichiſche Verbindung zwar den höchſten Werth lege, ſofern ſie ihm ſchmeichele und ihn den Augen der Welt auf dem Gipfel der Größe zeige, daß er ſelbſt aber dadurch in nichts gebunden, noch zu irgend einer Rückſicht bewogen ſein wolle; und wirklich war er nur in den Formen minder ſchroff, in den Sachen aber nach wie vor hart und feindlich. Aus den herkömmlichen und als ſolchen ausdrücklich vorgeſchriebenen und demnach nichts weiteres beſagenden Redensarten und Bezeigungen durfte die abgeneigte Geſinnung um ſo freier zu Zeiten hervorblicken, als auch ein großer Theil der Franzoſen ſelbſt, und zwar der angeſehenſten und einflußreichſten, ihr zuſtimmte, und nicht bloß die Altadelichen und heimlichen Royaliſten, die ſich zahlreich am neuen Hofe eingefunden hatten, ſondern ſogar Männer, die ganz der Revolution oder auch allein dem Glücke Napoleon's anzugehören ſchienen; ſie ſuchten ihrem durch des letztern Handlungsweiſe oft erregten Unwillen, ihrer durch vielfache Umſtände geſteigerten Oppoſition, gern einen auswärtigen Anhalt, um ſo mehr, als ihnen jeder Eifer in dieſer Richtung jetzt nur günſtig auszulegen, ja gleichſam als Schmeichelei für den Kaiſer geboten war, und ſie dabei, wenn ihr Vertrauen und Bemühen weiter ging, in jedem Falle ſich auf dem Gebiete des unverbrüchlichſten Geheimniſſes ſicher wußten. So ſchwach war die Herrſchaft Napoleon's in der Zuneigung der Gemüther gegründet, daß man in der großen Zahl ſeiner höheren Vertrauten, Diener, Günſtlinge und ſonſtigen Angehörigen, die er alle mächtig und reich gemacht,

ſchon damals kaum drei oder vier, namentlich Duroc, Rapp und Savary, bezeichnete, auf deren wahrhafte und unbedingte Hingebung er perſönlich rechnen dürfte.

Aber mehr als Politik und große Welt erfüllten mich die Gemüths- und Geiſtesneigungen, welche mir an dieſem Orte ſchon beſchieden waren, oder noch werden ſollten. Gleich am erſten Abende ſuchte und fand ich glücklichſt meinen Freund Chamiſſo, der nicht wenig überraſcht war, mich hier und ſo wiederzuſehen. Auch Immanuel Bekker, der halliſche Freund und Gefährte, ließ ſich auf der kaiſerlichen Bibliothek, dem täglichen Felde ſeines ſtaunenswerthen Fleißes, leicht erfragen. Schwerer war Koreff anzutreffen, der, als geiſtreicher und glücklicher Arzt von der vornehmen Welt gewaltig in Anſpruch genommen, im eleganten Kabriolet faſt immer unterwegs war. Ganz unerwartet fand ich in der Galerie des Louvre die lieben Tübinger, Ludwig Uhland und Pregitzer, und bald auch zeigte ſich aus Hamburg Karl Sieveking anweſend. Dieſen ältern Freunden reihten ſich ſchnell neue deutſche Bekanntſchaften an, die an Reiz und Herzlichkeit mit jenen zum Theil wetteifern konnten. Ich nenne zuerſt den alten ehrwürdigen Grafen von Schlabrendorf, dann den trefflichen Bibliothekar Doktor Haſe, ferner einen jüngern Harſcher aus Baſel, Olivier aus Deſſau, den lebensfrohen von Pilat, damals Privatſekretair des Grafen von Metternich; ſpäterhin wird auch noch Doktor Gall und endlich Alexander von Humboldt, hier zufällig zuletzt, immer aber weſentlich als ein erſter, zu erwähnen ſein.

Wir Jüngere lebten faſt jeden Tag gemeinſam, und unſre Beſchäftigungen, die jedem ſehr verſchieden und zum Theil ſehr ernſtlich und dringend oblagen, wovon ſpäterhin manches bedeutende Zeugniß kund geworden, wußten wir mit unſern Vergnügungen, worin wir ganz übereinſtimmten, auf das ſchönſte zu verflechten. In dem Muſée Napoleon hatten wir unſern zuverläſſigen Sammelort, nahmen von hieraus unſre Gänge zu andern Merkwürdigkeiten und Geſellſchaften, wo wir auf eigne Hand, abgezogen von der großen Welt, ein idylliſches, von geiſtigen und gemüthlichen Intereſſen erfülltes Leben führten, für welches ich mir von dem glänzenden Kreiſe, dem ich nicht ganz fehlen durfte noch wollte, jeden möglichen Urlaub nahm. Unſre ſtillen Abende in dem damals ganz verlaſſenen, aber noch ſtets dem wetterwendiſchen Publikum zum Trotz regelmäßig eröffneten und glänzend erleuchteten Frascati, wo wir oft ganz allein die leeren Säle durchſchritten und der zahlreichen Dienerſchaft zu einiger Bewegung Anlaß gaben, der eben ſo ſtille Aufenthalt in einem ſchönen Garten der Rue Richer, wo Friedrich Schlegel's Schwägerin, Henriette Mendelsſohn, wohnte, die mancherlei deutſche und franzöſiſche Beziehungen um ſich her vereinigte, konnten wohl zu den erfreulichſten und ſeltſamſten Gebilden zu rechnen ſein, die aus dem gewöhnlichen Lebensgewühl von Paris ſich als demſelben ungleichartig abſonderten und forterhielten.

Das Intereſſe des Tages drang inzwiſchen überall durch, und ſo hörten wir denn auch von allen Seiten ſowohl die Feſtlichkeiten rühmen, welche bereits vorüber und von uns verſäumt waren, als auch beſonders das

eine letzte Feſt hochpreiſend ankündigen, durch das unſer Botſchafter die ganze Reihe der bisherigen glänzend abſchließen und, wie Jedermann vorausſehe, überbieten werde. Wirklich ſah man in dem Botſchaftshotel, und hauptſächlich in dem weiten Gartenraume deſſelben, die umfaſſendſten Anſtalten täglich fortſchreiten, und bekam nach und nach einen Begriff von den verſchiedenen Theilen, aus welchen das Ganze zu einem wahren Wunderwerke ſinnreicher und üppiger Pracht ſich aufgliedern ſollte. Man betrat mit ungläubigem Zweifel wiederholt die Stätte, wo noch der Zimmermann geſchäftig war, und in wenigen Tagen ſchon ſeine rohe Arbeit unter dem koſtbarſten Prunke verſchwunden ſein mußte. Der 1. Juli war, nach manchem Verſchieben, als der Tag des Feſtes endlich angeſetzt, der Kaiſer und die Kaiſerin hatten die Einladung angenommen, und ſo ſtand dies Ziel unwiderruflich feſt. Der Eifer und die Hülfsmittel mußten nun verdoppelt werden, man arbeitete die Nächte hindurch, deren Friſche den Werkleuten ſogar zur Erleichterung wurde, denn viel härter war es, daß auch die brennende Mittagshitze des ſeit Wochen unabgekühlten Himmels keine Raſt bringen durfte. Heiß waren Balken und Bretter anzufühlen, noch heißer die Steine, welche täglich von der Sonne geglüht wurden; das Laub der Bäume und Sträucher verdorrte rings, und Raſen und Zweige, die grünend dem Feſte dienen ſollten, mußten künſtlich erhalten werden. Ueber das Oertliche müſſen wir noch einiges Beſtimmtere angeben.

Der Botſchafter bewohnte das ehemalige Hotel de Monteſſon in der Rue de Montblanc, ein anſehnliches,

zwiſchen Hof und Garten gelegenes Gebäude, das jedoch für die außerordentliche Feierlichkeit nicht genügend ſchien; man hatte auch das nebenliegende Hotel für dieſe Zeit gemiethet, und überall die nöthige Verbindung angebracht. Dieſe weitläuftigen Räume waren mit geſchickter Anordnung eingetheilt, und den verſchiedenen Scenerien und Momenten des Feſtes zugewieſen. Zunächſt den Prachtſälen des erſten Hotels hatte man ſeitwärts einen Gartenraum, der über Gras und Blumen gegen die vertiefte Mitte hin zu einer mäßigen Waſſerſtelle führte, mit großen Balken überlegt, und auf dieſen, nach damals in Paris üblicher und auch bei allen vorigen Feſten angewandter Sitte, den ungeheuern Hauptſaal von ſtarkem Zimmerwerk aufgeſchlagen. Die für ſolchen Fall ſchon bewährten und empfohlenen Baumeiſter hatten dieſen Aufbau, gleich den früheren, ſo geſchickt als geſchmackvoll ausgeführt, und in dieſer Hinſicht war alles nur in der hergebrachten Ordnung geſchehen. Die Decke und die Seitenwände, nach außen mit Wachsleinwand überhangen, wurden inwendig mit den prächtigſten Tapeten bekleidet, mit großen Spiegeln, Wandleuchtern, farbigen Lampen und glänzendem Zierrath ausgeſtattet, die Säulenbalken, welche den mittlern Raum von einer galerieartigen Umfaſſung abſonderten, mit den koſtbarſten Stoffen reich umhüllt, und durch zahlloſe Gewinde gemachter Blumen und durch Gehänge von Muſſelin, Gaze und andern zarten Geweben ſchön verbunden; mächtige Kronleuchter von Kryſtall ſchwebten im Innern, luftig getragen von gold- und ſilberdurchzogenen Blumenketten, durch Draperien und Bänderſchleifen mit den übrigen Verzierungen in gedrängter Fülle zuſammenfließend. Im

Hintergrunde des Saales, auf einer mäßig erhöhten, mit golddurchwirkten Teppichen belegten Bühnenſtufe, waren zwei prachtvolle Thronſitze aufgeſtellt, vor dieſen gab der ſchön zuſammengeſetzte und ſorgſam geglättete Fußboden dem Tanze freien Raum. Der Saal hatte drei Ausgänge; einer derſelben, im Hintergrunde, zunächſt den Thronſitzen, führte in das Innere des Hotels, und ſollte nur den nöthigen Verkehr der Hausgenoſſen erleichtern; im Vorgrunde, nach der Gartenſeite hin, ging zuerſt links eine breite und lange Galerie ab, welche, gleicherweiſe wie der Saal gebaut und verziert, ſich längs des Hotels hinzog, und deſſen Gemächern wie dem Garten ſich in vielfacher Verbindung unmittelbar anfügte; rechts, dieſer Galerie gegenüber, in halber Höhe des Saales, befand ſich eine Bühne für die Muſiker, zu der aber nur mittelſt einer äußern Treppe zu gelangen war; der Hauptausgang des Saales, ein prächtiges Portal, eröffnete ſich in der Mitte des Vorgrundes, und führte über mehrere breit= und wohlgelegte Stufen in den Garten hinab, deſſen nächſter Raum hier auch für das Aus= und Einſtrömen einer großen Menſchenmenge gehörig erweitert und eingerichtet war.

Für Pracht und Bequemlichkeit, für Ordnung und Angemeſſenheit, war von allen Seiten beſtens Sorge getragen, und nichts verſäumt, was dem Feſte zur Auszeichnung dienen konnte. Im Gefühle jedoch, daß hier einmal, mitten in Paris und vor den Augen Napoleon's, auch die Deutſchheit ſich in voller Gültigkeit dürfe ſehen laſſen, hatte Jemand den Einfall gehabt, da doch über dem Portal des Saales billig eine Inſchrift Platz finde, ſo müſſe der Nationalſtolz darauf beſtehen,

daß ſie in deutſcher Sprache verfaßt ſei, und wenn ſich die Franzoſen darüber wundern und ärgern wollten, ſo möchten ſie es thun, denn ſie dürften es doch nicht allzu laut werden laſſen, da es die Sprache der Kaiſerin ſei, die man anwende, und die öſterreichiſche Botſchaft gewiß das Recht habe, bei einem jener zu Ehren gegebenen Feſte ihr, wie die Bilder, ſo auch die Sprache der Heimath zu vergegenwärtigen. Dies fand allſeitige Zuſtimmung, und noch am letzten Tage wurde die Hand ans Werk gelegt. Für zwei Zeilen war der Raum leicht ermittelt, aber auch nur zwei Zeilen nicht ſogleich ſchicklich ausgeſonnen. Die es vielleicht beſſer gemacht hätten, z. B. ich ſelbſt, lehnten die Aufforderung klüglich ab, und ſo drang freiwilliger Eifer um ſo leichter vor, und lieferte die beiden zwar nicht von beſtem Korn, aber doch von gehörigem Schrot befundenen und durch den Reim wohlgelötheten Alexandriner:

„Mit ſanfter Schönheit Reiz ſtrahlt Heldenkraft verbunden,
Heil! Heil! die goldne Zeit iſt wieder uns gefunden!“

Von Lapidarſtil eben kein Muſter, aber in Pappe für transparentes Oelpapier ausgeſchnitten von guter Wirkung; die Hauptſache waren die deutſchen Lettern, und dieſe prangten in bedeutender Größe an ihrer hohen Stelle ſtolz genug.

Der große Tag war endlich angebrochen, und unter letzten raſchen Nachhülfen ſchon großentheils dahingeſchwunden, die Anſtalten waren vollendet, und auch die Letztbeſchäftigten konnten ſich nun eilig und ganz der Sorge für die perſönliche Erſcheinung widmen. Nichts war verſäumt, dieſe prächtig und geſchmackvoll auszuſtatten. Der Reichthum und die Schönheit der öſter-

reichiſchen Uniformen überſtrahlte alles, was die Franzoſen in dieſer Art aufbieten konnten. Die Dienerſchaft, ſchon immer zahlreich und prächtig, war auf mehrere Hundert verſtärkt, deren ein Theil in franzöſiſcher Staatskleidung prangte.

Bei guter Zeit erſchien eine Abtheilung Grenadiere der kaiſerlichen Garde, und bezog als Ehren= und Sicherheitswache die angewieſenen Poſten. Noch war es heller Tag, als ſchon das ganze Hotel mit Angebäuden und Garten in tauſendfacher Beleuchtung ſchimmerte, und zwiſchen dem zu beiden Seiten der Straßen gehäuften Volksgedränge bereits die Wagen der Gäſte heranrollten. Sämmtliche Oeſterreicher hielten ſich zum Empfange der Ausſteigenden bereit, die Damen wurden mit ſchönen Blumenſträußen beſchenkt und zu dem großen Saale hinbegleitet.

Schon füllten ſich die ringsgeſtellten Sitze deſſelben, und ſchon fluthete in ſeinem mittleren Raume die Bewegung enger. Die Schönheit, der Reiz, die Erlauchtheit und Bedeutung der Perſonen wetteiferten ſteigend mit jedem Augenblicke. Schon waren Könige und Königinnen eingeführt, aber dieſe ſelbſt harrten noch der höchſten Erſcheinung. Endlich verkündigte der kriegeriſche Befehlsruf und das Anſchlagen der Waffen, dann das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Kriegsmuſik die Ankunft des Kaiſers und der Kaiſerin, deren Prachtwagen unter zahlreicher Begleitung zwiſchen den aufgeſtellten Truppenreihen glänzend einfuhr. An den Stufen des Eingangs empfingen die Familien Schwarzenberg und Metternich dieſe erhabenen Gäſte, der Botſchafter hielt eine kurze Anrede, und die

fürſtlichen Frauen überreichten auserleſene friſche Blumen, welche der Kaiſer annahm und ſeiner Gemahlin einhändigte, darauf ihr den Arm gab und ſie in das Innere führte, geleitet von dem Botſchafter, und gefolgt von nachdringenden dichten Schaaren. Ich ſah den Kaiſer hier ganz nahe, und blickte ihn feſt an; zum erſten Male war ich von der Schönheit ſeiner Geſichtszüge getroffen, aber auch von der Macht ſeines eiſernen Ausſehens. Seine Miene war ſtreng, unbiegſam, faſt böſe, ſein Blick vor ſich hingeworfen, von Freundlichkeit keine Spur, aus dieſem Munde konnten jeden Augenblick furchtbare Befehlsworte hervorgehen. Ich ſuchte dieſem Eindrucke, der mich befangen wollte, Trotz zu bieten, und es gelang mir, ihn ſoweit zu bemeiſtern, daß ich Gedanken verfolgen konnte, deren ſich zu rühmen damals nicht rathſam geweſen wäre.

Unter ſchmetternden Fanfaren ſchritt der Kaiſer durch die Vorſäle und die erwähnte Galerie bis in den Hauptſaal, wo er einige Minuten verweilte, den Ort und die Menſchenmenge mit ſcharfen Blicken flüchtig überſchaute, die dargebotenen Erfriſchungen zurückwies, und mit wenigen abgeriſſenen Worten einige nächſtſtehende Perſonen nachläſſig anredete. Auf die Einladung des Botſchafters zu einem Gange durch den Garten, folgte er nebſt der Kaiſerin dem vortretenden Führer durch das Portal, und die ganze Verſammlung zog gedrängt nach. In den kunſtreich erleuchteten Gängen und Gebüſchen waren an gewählten Punkten Sänger- und Muſikchöre vertheilt, die bei Annäherung des Kaiſers ihre Lieder und Harmonien begannen, und ſolchergeſtalt dem Fortſchreitenden eine ununterbrochene

Triumphbegleitung bildeten. Andere ſchmeichelhafte Ueberraſchungen, Sinnbilder und Anſpielungen, waren gleichzeitig für das Auge vorbereitet.

Vor einem großen, ſorgfältig geebneten Raſenplatze wurde Halt gemacht, für das kaiſerliche Paar und einige andere höchſte Perſonen waren Sitze geordnet, und die Ausſicht von da geradehin auf das Schloß Laxenburg gerichtet, das in glücklicher Nachbildung täuſchend daſtand. Um den heimathlichen Erinnerungen der Kaiſerin noch lebendiger zu ſchmeicheln, erſchienen aus den Gebüſchen, welche eine ländliche Bühne begränzten, in öſterreichiſcher Tracht Tänzer und Tänzerinnen, es waren die der großen Oper, und ſie führten mit unübertrefflicher Kunſt öſterreichiſche Volkstänze und eine artige Pantomime auf, welche für dieſen Anlaß eigends ausgeſonnen war; Krieg und Frieden ſpielten darin die Hauptrollen, von jenem blieben nach allen Schreckniſſen nur glorreiche Siegesehren zurück, und dieſer vereinte mit ihnen ſeine gabenreichen Segnungen.

Dieſes Schauſpiel endete kaum, als die Aufmerkſamkeit ſchon durch einen neuen Gegenſtand angezogen war. Wiederholtes Peitſchenknallen und andringendes Pferdegeſtampf verkündigte einen Kurier, der beſtäubt mitten aus der glänzenden und geſchmückten Verſammlung hervordrang, ſich achtlos bis zu dem Kaiſer Bahn machte, und ihm beeifert ſeine Depeſchen überreichte. Ein freudiges Gemurmel von großen Siegesnachrichten aus Spanien durchlief einen Augenblick die geſpannte Menge, allein der Kaiſer, der im Geheimniß war, ſagte ſogleich mit Lächeln, es ſeien Briefſchaften aus Wien, und ſtellte der Kaiſerin ein wirkliches Schreiben

ihres Vaters zu, welches für den Gebrauch eines ſolchen Augenblicks eigends abgefaßt und dafür aufbewahrt worden war.

Nach dieſer Scene, die nicht ohne heitre Theilnahme der Zuſchauer vorüberging, wurden die Sinne wieder in vollen Anſpruch genommen durch ein plötzlich auf- blitzendes Feuerwerk, bei welchem die Kunſt alle ihre Erfindung angeſtrengt und keine Verſchwendung geſcheut hatte. Mitten im feuerſprühenden Getöſe drangen jedoch plötzlich zwiſchen den kunſtgerechten auch wilde Flammen hervor, durch einen Zufall war eines der Gerüſte in Brand gerathen, und der Anblick erregte Beſorgniß und Unruhe; allein mit größter Schnelligkeit rückten die ſchon bereitgeſtandenen Spritzenleute aus ihrem Hinterhalte zum Löſchen heran, und ſogleich war auch der Brand glücklich erſtickt. Man freute ſich des raſchen Erfolgs, belobte die Anſtalten und den Eifer der Leute, und Niemand dachte, daß ſchon im nächſten Augenblicke ihre Hülfe noch dringender nöthig, und, wo nicht gänzlich vermißt, doch durchaus unzureichend ſein würde!

Der glänzende Zug hatte ſich ſchon wieder in Be- wegung geſetzt, und war durch mannigfach geſchmückte Wege allmählig zu dem großen Saale zurückgelangt. Hier brannte die deutſche Inſchrift über dem Portal den Kommenden hell entgegen, und wurde geleſen, buchſtabirt, gedolmetſcht. Der Kaiſer ſoll anfangs über die fremde Sprache geſtutzt, dann aber ſchnöde gelächelt haben, und manche franzöſiſche Anmerkung gloſſirte den deutſchen Text. Von abermaligen Fanfaren begrüßt, traten der Kaiſer und die Kaiſerin in den Saal, nah- men die im Grunde deſſelben bereiteten Sitze ein, und

die Muſik für den Tanz hob unverzüglich an. Die Zeit neigte ſich ſchon zur Mitternacht. Der glänzendſte und ſchwierigſte Theil des Feſtes war zurückgelegt, der noch übrige beſtens im Gange, und Ball und Banket verhießen ihm in rauſchenden Freuden und üppigen Genüſſen die prunkvollſte Dauer bis zum andern Morgen. Die Königin von Neapel hatte den Ball mit dem Fürſten von Eſterhazy und der Vicekönig Eugen von Italien mit der Fürſtin von Schwarzenberg, der Schwägerin des Botſchafters, eröffnet.

Nach den Quadrillen wurde eine Eccoſſaiſe getanzt. Während dieſes Tanzes war der Kaiſer und die Kaiſerin aufgeſtanden und nach entgegengeſetzten Seiten längs den Reihen der Zuſchauenden vorgetreten, wandten das Wort an mehrere Perſonen, und ließen ſich einige zum erſten Mal Erſcheinende vorſtellen. Die Kaiſerin beendigte ihren Umgang ſehr bald, und war bereits zu ihrem Seſſel zurückgekehrt, der Kaiſer aber weilte noch am andern Ende des Saales, wo ihm ſoeben durch die Fürſtin Pauline von Schwarzenberg, geborne Prinzeſſin von Aremberg und Schwägerin des Botſchafters, ihre Töchter waren vorgeſtellt worden, und er ſetzte hin und wieder einiges Geſpräch fort, als unverſehens nahebei, in der hinter den Säulen umlaufenden Galerie unfern des Ausgangs zu der großen Galerie, welche den Saal mit dem Hotel verband, eine der tauſend Kerzen und Lampen ihre Flamme, von einem zufälligen Luftſtrome bewegt, gegen eine leichte Gaze züngeln ließ, welche kaum berührt ſogleich aufflackerte und einen augenblicklichen hellen Schein gab, der indeß gleich wieder verſchwand, und nur noch ſchwach in ein paar getheilten

Flocken nachſchimmerte. So gering war die Sache anfangs anzuſehen, daß der Graf von Bentheim durch Anwerfen ſeines Hutes eines der Flämmchen glücklich erſticken konnte, der Graf Dumanoir aber, Kammerherr des Kaiſers, an einem der Säulenbalken emporkletternd einen Theil des ſchon im Fallen erlöſchenden zarten Gewebes herabriß und auf dem Boden völlig austrat. Einige Flocken jedoch hatten ſich ſchon aufwärts mitgetheilt, höhere Gehänge, den Händen nicht mehr erreichbar, nahmen das Feuer an, und augenblicklich ſchlugen in verſchiedenen Richtungen raſche Flammen auf, die überall in nährende Stoffe fielen, über dem Sims der Säulen hin unaufhaltſam in den höheren Mittelraum des Saales überſprangen, und ſchnell die ganze Decke des Saales durchkreuzten. Die Muſik verſtummte, und erſchreckt verließen die Muſiker ihre zunächſt bedrohte Bühne, die zu einer äußern Treppe führende Thüre ließ eine ſtürmiſche Gewitterluft eindringen, welche mit aller Wuth in die Flammen ſtürzte, und ſie noch wilder anfachte. Der Tanz war ſchon aufgelöſt, man drängte verworren durcheinander, doch ſuchte man nur erſt zu faſſen, was geſchah, was geſchehen könne.

Napoleon hatte den Urſprung der Sache mit angeſehen, und wurde daher durch kein falſches Urtheil geſtört, er war zu der Kaiſerin getreten, und ſtand kalt und ruhig, den weitern Verlauf beobachtend, während mehrere ſeiner Getreuen, die im erſten Taumel Verrath und ſchwarze Verbrechen fürchteten, ſich ungeſtüm zu ihm durchdrängten und zu ſeinem Schutze die Degen zogen. Der öſterreichiſche Botſchafter jedoch, voll Ruhe und Würde, war dem Kaiſer unverrückt zur

Seite geblieben, und als er die Flammen mit erſchrecken- der Eile weitergreifen ſah, forderte er ihn dringend auf, den Saal, der nicht zu retten ſein würde, augenblicklich zu verlaſſen. Napoleon ohne zu antworten, gab der Kaiſerin ſogleich den Arm, und folgte dem Botſchafter gemeßnen Schrittes zu dem Gartenportale, indem er die rechts und links raumgebende Menge mit kurzen Worten zur Ordnung und Beſonnenheit ermahnte. Auch hielt ſich Alles in leidlicher Faſſung, bis der Kaiſer hinaus- getreten war, dann aber hörte jede Rückſicht auf, und angſtvoll und gewaltſam drängte ſich die tobende Maſſe dem Ausgange zu.

Der Botſchafter hatte kaum vernommen, daß der Kaiſer ſogleich wegfahren wolle, als er auch ſchon mit klugem Vorbedachte von unterwegs einen ſeiner Adju- tanten abſchickte, um die kaiſerlichen Wagen von dem Hofe des Hotels, wo ſie hielten, und wo jetzt die größte Verwirrung und Gefahr zu befürchten ſtand, nach einer ſtilleren Seitenſtraße beordern zu laſſen, die den Garten begränzte, und wo der Kaiſer an einer kleinen Pforte ungeſtört einſteigen, und unbemerkt abfahren, dadurch aber jedem Anſchlage, wenn ein ſolcher mit dieſem unglücklichen Zufalle ſich verbinden möchte, am ſicherſten entgehen konnte. Allein Napoleon, bei dem weiteren Gange durch den Garten ſogleich der veränderten Rich- tung inne, ſtand plötzlich ſtill, fragte wohin man ihn führe, und den erhaltenen Beſcheid des Botſchafters nicht gutheißend ſagte er kurz und beſtimmt: „Nein, nach der Hauptpforte will ich“, kehrte ſtracks um, und hieß die Wagen, welche ſchon in die Seitenſtraße ein- gelenkt hatten, an die erſte Stelle zurückfahren, wodurch

ein großer Zeitverluſt entſtand, welchen der Botſchafter in qualvoller Unruhe, doch äußerlich gelaſſen, Napoleon aber mit vieler Geduld abwartete, indem er einen feindlichen Streich dort viel eher als hier für möglich zu halten ſchien. Die Angabe des Moniteurs, daß der Kaiſer bei der Gartenpforte eingeſtiegen ſei, iſt, wie manche andre jener Schilderung des Vorgangs, eine irrthümliche.

Späterhin erſt wurden dieſe Umſtände mir aus dem Munde der unmittelbaren Zeugen ſo genau bekannt. Wie mich ſelbſt aber das Ereigniß zunächſt traf und in Anſpruch nahm, will ich kürzlich angeben.

Ich war aus der ungeheuern Hitze, welche durch das Gewühl der Menſchen im Saale auf einen unerträglichen Grad geſteigert wurde, einen Augenblick zurückgewichen, und ſuchte in der freieren Galerie friſche Luft zu athmen, als das Geſchwirr und Geräuſch des Feſtes unerwartet in einen anderartigen Lärm überging; ich höre hinter mir einzelne Schreie, aufbrauſende verwirrte Stimmen, ich wende mich um, und will neugierig zu dem Saale zurückkehren, mein erſter Blick ſieht helle Flammen zucken, die ſich raſch ausbreiten; aber weder Zeit zum Erkennen noch Raum zum Vordringen iſt mehr frei, eine wogende Menſchenfluth ſtrömt auf mich ein, und reißt mich ungeſtüm in ihrer Bahn fort; einige ſtarkbeleibte Generale, die voll Entſetzen ſchrieen: „O mein Gott, der Kaiſer, der Kaiſer iſt nicht gerettet“, und Andre, die ebenſo nach Waſſer riefen, hatten mich ſo in ihre Flucht verwickelt, daß ich mich erſt im dritten Zimmer von ihnen losmachen und nach dem Schauplatze des Unheils zurückeilen konnte. Hier hatte

die Galerie ihre Flüchtenden ſchon größtentheils in den Garten entlaſſen, der Zugang war durch Menſchen nicht mehr verſperrt, allein der ganze Saal ſtand in heller Gluth, während an dem Portale noch ein furchtbares Fluchtgedränge wogte, das unter entſetzlichem Weh- und Angſtgeſchrei mit gewaltſamer Eile in den Garten abſtürzte, während von innen die Flammen jeden Moment in verſtärkter Wuth nach ihrer Beute griffen, glühende Rauchwolken wirbelnd aufſtiegen, ſchwere Kronleuchter praſſelnd niederfielen, Latten, Bretter und Balken brennend übereinander ſtürzten, und der ganze Raum nur Gluth und Zerſtörung zeigte. Das in der Sommerhitze viele Tage hindurch ausgedörrte Holz, die feuerfangenden Stoffe aller Art, die Farbenfirniſſe, die Bekleidungen, Alles brannte wie vorbereitet zum Luſtfeuer, die Eimer Waſſers, die man hineingoß, zerſtiebten augenblicklich in Dämpfe, und überall fand die Gluth Nahrung, nirgends Einhalt. Kein Gedanke an Hülfe, an Rettung konnte hier aufkommen. Schneller, als hier es ſich leſen läßt, war Alles geſchehen, und in den paar Augenblicken, die ich zum Heraneilen und Hineinſchauen im Fluge verwendete, liefen auch über mir ſelbſt die Flammen an der Decke der Galerie ſchon weit hinaus, fielen in meinem Rücken ſchon brennende Draperien, Lampen und Leuchter herab, und ich durfte nicht ſäumen, ehe der Weg verſperrt wurde, in den Garten zu entkommen.

Hier zeigte ſich nun das gräßlichſte, bewegteſte Schauſpiel! Wer vermöchte es zu beſchreiben! Das ganze Feſtbauwerk loderte in Flammenſäulen empor, die noch eben in dieſen geſchmückten Räumen verſammelte Welt,

an Pracht, Schönheit, Auszeichnung und Bedeutung jeder Art ein Inbegriff der Herrlichkeiten Europas, brauſte aufgelöſt durcheinander; allgemeiner Schrecken, perſönliche Gefahr, Angſt und Sorge für die Nächſten, waren an die Stelle des freudigen Reizes, der ehrgeizigen Spannung getreten. Man ſuchte und rief die Seinigen, man durchbrach rückſichtslos das Gedränge, jeder hatte nur ſein perſönliches Ziel im Auge, ſtieß hinweg, was ihn hemmte, trat ohne Wahrnehmung darüber hin. Männer ſuchten ihre Frauen, Mütter waren von ihren Töchtern getrennt, hatten ſie zuletzt nur in den Reihen des Tanzes noch geſehen, oder dort glücklich fortgezogen, ohne ſie an der Hand behalten zu können. Keiner wußte das Schickſal des andern, man hörte Jammernde und heftig Tobende, man erblickte Andre, die ſich mit leidenſchaftlicher Freude den wiedergefundenen Lieben in die Arme warfen, man ſah Ohnmächtige, Verwundete. Die Stufen des Portals waren unter der Laſt der Rettungſuchenden eingebrochen, viele Perſonen geſtürzt, von Nachdringenden zertreten, von fallenden Bränden ſchwer verletzt, von den Flammen ereilt worden. Die Königin von Neapel war zu Boden geſunken, der Großherzog von Würzburg wurde ihr Retter. Die Königin von Weſtphalen dankte ihrem Gemahl und dem Grafen von Metternich die Rettung aus größter Gefahr. Der ruſſiſche Botſchafter, Fürſt von Kurakin, wurde brennend und ohnmächtig durch den Dr. Koreff mit Hüffe öſterreichiſcher und franzöſiſcher Offiziere aus dem Gewühl hervorgezogen, und von andern hülfreichen Händen mit Pfützenwaſſer gelöſcht, während noch andre ihm die diamantnen Knöpfe vom Rock ſchnitten. Beſon-

ders hatten viele Frauen das Unglück, durch das Feuer an ihren leicht brennbaren Kleidern erfaßt und lebensgefährlich verwundet zu werden.

Zwiſchen dieſes Gewühl drängten ſich die Diener und Arbeiter aller Art, die theils für die Aufwartung, theils für andre Bedürfniſſe der Feſtlichkeit zahlreich vorhanden waren, und jeder Unterſchied des Standes ſchien aufgehoben, nie wurde Stern und Ordensband gleichgültiger behandelt, die Hoheit und Majeſtät weniger angeſehen. Auch die vom Trinken abgerufenen Spritzenleute machten ſich für ihre ſpäte Hülfleiſtung gewaltthätig Raum, und die von feſtlicher Bewirthung aufgeſchreckten Tänzer und Tänzerinnen drängten ſich in ihren flitterhaften Koſtümen und mit noch geſchminkten Geſichtern neugierig zwiſchen dem reichen Prunk und Staat der ſtolzen Hofwelt umher, die in ſolcher Zerrüttung jede Gleichheit unbeachtet walten ließ.

Mit leidenſchaftlicher Innigkeit hatte der Fürſt Joſeph von Schwarzenberg im Garten ſeine gerettete, doch ſchwer verletzte Tochter umarmt, aber um ſo verzweiflungsvoller ſuchte er nun die noch vermißte Gattin. Die Tochter war an ihrer Seite geweſen, aber durch brennendes Gebälk, das zwiſchen beide niederſtürzte, von ihr getrennt worden, und ſie hatte darauf die Mutter aus den Augen verloren. Wir ſchalten hier am beſten die Worte ein, mit welchen der Major von Prokeſch, in ſeinen leſenswerthen Denkwürdigkeiten Schwarzenberg's, die folgenden Umſtände wiedergiebt: „Der Fürſt Joſeph hatte, als der Brand ausbrach, unfern der Kaiſerin im Geſpräche geſtanden. Er wandte ſich auf den erſten Ruf der Gefahr hin nach dem Raume, wo

die Reihen der Tanzenden ſo eben zerſtoben, und wies noch, da ihm die Gemahlin des Prinzen Eugen entgegenkam, dieſer und dem Vicekönige ſelbſt eine nahe Seitenthür, durch welche beide entkamen. Im Saale kämpften bereits Flammen und Dampf um die Herrſchaft. Er eilte hinauf, hinab; er fand ſeine Gemahlin nicht. Er gelangte glücklich über die Treppe in den Garten; er fragte dieſen, jenen; man wollte ſie geſehen haben; man verſicherte endlich ſogar mit Gewißheit, ſie ſei bereits im Garten. „Dort iſt ſie!“ rief eine Stimme ihm zu. Er ſtürzt nach dem Orte hin, und — es iſt eine Dame, die ihr ähnlich ſah. Da faßt ſeine Seele unnennbares Grauen. Die Folter der Ahndung, die ihn ergriffen hatte, war alle Grade durchgelaufen, und die Gewißheit leuchtete, ein ſchrecklicherer Brand, vor ihm auf. Er kehrte zurück zum Saale. Die Treppe iſt geſtürzt. Uebereinander wälzt ſich die fallende Menge. Man bringt ſein Kind halb verbrannt in ſchonender Verhüllung vorbei. Man ſchleppt die Gemahlin ſeines Bruders, der aller Schmuck vom Haupte getreten war, an ihm vorüber. Sein Blick fällt, in der fürchterlichen Beleuchtung des Brandes, auf eine winſelnde Geſtalt, der das Kleid am Leibe verzehrt und das ganze Diadem tief in die Stirne geglüht war. Es iſt die Fürſtin von der Leyen. Ein ſchwediſcher Offizier, der dieſe ſo eben aus dem Saale getragen hatte, verſichert, mitten in den Flammen eine Geſtalt wandeln geſehen zu haben, wunderbar zugleich und entſetzlich! Fürſt Joſeph kommt an den Eingang. Er will hinaufklettern über die brennenden Stufen. Da ſtürzt mit dumpfem Geraſſel die ganze Fußdecke des Saales ein, und wie aus hohler

Eſſe wallt Rauch und Gluth aus den Trümmern empor. Alles iſt verloren."

So weit dieſer Bericht. Seit dem Ausbruche des Feuers bis zu dieſem bezeichneten Augenblicke war kaum eine Viertelſtunde verfloſſen, und ich fortwährend auf dem Schauplatze des Ereigniſſes zugegen. Die mannigfachſte Hülfsthätigkeit für die Beſchädigten, Suchenden, Auffordernden, und die ſtürmende Eile aller Vorgänge ließen den flüchtig aufgedrungenen Eindrücken keine ſorgſame Prüfung zu. Allein für manche Angaben durften ſowohl die Wahrnehmungen des einzelnen Beobachters, als auch die allſeitigen damit verglichenen Ausſagen aller andern Augenzeugen ein ziemlich feſtes Ergebniß liefern. Wenn der Moniteur die Fürſtin von Schwarzenberg ſchon außerhalb des Saales, im Garten, mit dem Könige von Weſtphalen, dem Fürſten Borgheſe und dem Grafen Regnauld ſprechen läßt, ſo iſt dies zuverläſſig unbegründet; die Verwechslung des Namens war ſo leicht, auch konnte gutgemeinte Abſicht ſolche Verſicherung im Augenblicke hervorrufen. Wenn aber gar der ehemalige Palaſtpräfekt von Beauſſet in ſeinen Denkwürdigkeiten erzählt: „On vit s'élancer une femme jeune, belle, d'une taille élégante, . . . poussant des cris douloureux, des cris de mère“ . . . und in dieſer Weiſe fortfährt, die „désolante apparition“ zu beſchreiben, ſo folgt er lediglich einer dichteriſchen Einbildung. Niemand hat die unglückliche Fürſtin als ſchon gerettet außerhalb des Saales geſehen oder geſprochen, Niemand ſie in denſelben zurückkehren geſehen. Eine ſolche Rückkehr wäre ſogar eine völlige Unmöglichkeit geweſen. In der erſten Zeit würde der entgegenſtürzende

Menſchenſtrom es verhindert haben, und gleich nachher, ehe dieſer noch ganz verſiegt war, die ungeheure Gluth ſelber, welcher ihn jagte und ſchon ereilte, und unmittelbar ſeine Stelle einnahm. Dieſe Gluth wurde in wenigen Minuten ſo heftig, daß man den brennenden Eingang, wie ich als Augenzeuge, der ſelber das Aeußerſte hierin verſucht, betheuern darf, auf zehn Schritte nicht ohne die Gefahr nahen konnte, in dem verſengenden Anhauche des tödtlichen Qualms niederzuſtürzen, ja ſelbſt der Blick vermochte in dieſes Meer von Flammen und Rauch nicht mehr einzudringen, und die erwähnten Darſtellungen, ſo wie jede künftige, ſind nach dieſen verbürgten Angaben zu berichtigen. Von dem Schickſale der Fürſtin hatte man anfangs noch keine ſo ſchlimme Vermuthung, man durfte ſie gerettet hoffen, ſie konnte mit andern Perſonen weggefahren, ſie konnte ohnmächtig irgendwo im Garten hingeſunken, oder unerkannt in einem der Nachbarhäuſer aufgenommen ſein; man hörte nicht auf, ſie zu ſuchen, zu erforſchen, und der unglückliche Fürſt Joſeph erſchöpfte ſich in thätiger Nachfrage, in Sendungen und Verſprechungen.

Mittlerweile waren Saal und Galerie völlig niedergebrannt, und ungeachtet die Feuerſpritzen ſchon eine Weile thätig wirkten, hatte die Flamme doch das Hotel ſelbſt ergriffen, und drohte auch dieſes in Aſche zu legen. Das Archiv gerieth zuerſt in Gefahr, es zu retten war die größte Anſtrengung nöthig; alle Oeſterreicher legten Hand an, Waſſer zu tragen, Geräthe fortzuſchaffen, Haken und Aexte, wo es nöthig, anzuwenden. Man warf Hut und Degen ab, ſelbſt die Uniform, die in der Hitze nur läſtig, und wie die ganze Bekleidung,

durch Brand, Waſſer und Arbeit ſchon vielfach beſchädigt war.

Die Fremden hatten ſich größtentheils verzogen; nur noch die näheren Angehörigen und einige vertraute Bekannte des Hauſes, ſowie mehrere franzöſiſche amtliche Perſonen arbeiteten und forſchten noch immer auf dem Schauplatze ſo großen Unheils und Jammers. Anſtatt der geſchmückten und frohen Gäſte füllten kaiſerliche Gardeſoldaten, durch herbeigeeilte Verſtärkung wohl gegen tauſend Mann betragend, den Hof, die Säle und den Garten, und dieſer neue ernſtprächtige Anblick ergriff das Gemüth durch den Kontraſt mit eigenthümlicher Macht. Ein noch ſtärkerer Eindruck ſtand bevor.

Der Kaiſer hatte die Kaiſerin nur bis zu ihrem Wagengefolge gebracht, das zur Rückfahrt nach St. Cloud in den elyſäiſchen Feldern ihrer harrte, und war dann nebſt einem Adjutanten ſtracks zurückgekehrt. Unvermuthet trat er hervor im grauen Ueberrock, und ſein Erſcheinen verbreitete Ernſt und Schweigen. Er hieß alle vorhandene Fremden ſogleich den Platz räumen, befahl die Zugänge überall zu beſetzen, und ordnete ſelbſt die Anſtalten gegen das noch nicht völlig bezwungene Feuer; der Waſſerſtrahl einer Spritze ſoll ihn hiebei unverſehens getroffen und faſt umgeworfen haben, ohne daß er ſich dadurch ſtören ließ. Die Erkundigungen über die Beſchädigten brachten nunmehr bald eine zuverläſſige Ueberſicht zuwege, die Nachforſchungen wegen der noch ſtets vermißten Fürſtin wurden mit durchgreifender Macht betrieben. Zugleich ging ein furchtbares Gericht über die Anſtalten und die dabei betheiligten Behörden. Der Polizeipräfekt von Paris, Graf Dubois,

hatte einen harten Stand, er ſollte Alles wiſſen, Allem vorgeſehen haben, von Allem Rechenſchaft geben; die rauhe Strenge Napoleons beeiferte den geſchmeidigen Diener nur zu erhöhter Thätigkeit, er entſchuldigte ſich nur leiſe, wandte ſich nach allen Seiten, ordnend, bittend, fragend, jeden Augenblick zu dem Kaiſer zurückeilend, und ihm die inzwiſchen angehäuften neuen Vorwürfe und anfahrenden Worte demüthig abnehmend. Am ſchlimmſten erging es dem Anführer der Spritzenleute. Der General, Graf Hulin, der ſeinen Eifer zeigen und auch wohl zu eignem Beſten den Zornausbrüchen des Kaiſers einen Gegenſtand anweiſen wollte, ſtürmte mit brutaler Gewalt auf den armen Mann los, ſtieß ihn mit der Fauſt mehrmals vor die Bruſt und trat mit dem Fuße nach dem Zurücktaumelnden, unter heftigen Vorwürfen und Schimpfreden; Napoleon ſah ſtreng und blitzend in einiger Entfernung zu. Der Auftritt endete mit Verhaftung und Hinwegführung des Spritzenmeiſters, der nach langer Gefängnißſtrafe ſchimpflich aus dem Dienſt entlaſſen wurde. Von einiger Schuld der Fahrläſſigkeit mag er, wie der Herzog von Rovigo behauptet, nicht freizuſprechen geweſen ſein, die Hülfe war nicht ſchlagfertig, nicht im erſten Augenblicke wirkſam, allein es gab damals viele Stimmen, die ihn entſchuldigten, und allgemein war die Ueberzeugung, daß ſchon bei dem Austritte des Kaiſers aus dem Saale, — und vorher konnte keine Spritze auf dem Platze, ja kaum gerufen ſein, — keine Macht der Löſchanſtalten das brennende Gebäude könnte gerettet haben.

Indeſſen wurden die Bemühungen, über das Geſchick der vermißten Fürſtin Auskunft zu erlangen, heftig

und angſtvoll fortgeſetzt. Die vornehmeu Hof- und Staatsdiener Napoleons flogen hin und her, die Boten eilten nach allen Richtungen und kamen wieder, immer fruchtlos, nirgends war eine Spur der Geretteten ſo wenig als der Verunglückten zu finden. Alle Wohnungen der Freunde und Bekannten waren beſchickt, die ganze Nachbarſchaft, jeder Winkel des Gartens, und auch die noch ſprühende Brandſtätte ſo viel als möglich durchſucht; Alles umſonſt. Ein Bild des troſtloſeſten Jammers irrte der unglückliche Fürſt umher, bald in den Gartengängen, bald in den Sälen erſcheinend, die körperliche Erſchöpfung ließ ihn faſt ſchon zuſammenſinken, während die Qual des Gemüths ihn zu immer neuen Anſtrengungen aufregte. Man ſuchte ihn fortzubringen, zu beruhigen, aber nichts wirkte auf ihn, auch die Gegenwart und Anrede des Kaiſers glitten ſtumpf an dieſer ſtarren Verzweiflung ab.

Napoleon, des fruchtloſen Daſtehens überdrüſſig, und, nachdem das Feuer bis auf einzelne Gluthſtellen bezwungen worden, ſchon ohne Gegenſtand perſönlicher Thätigkeit, kehrte nach St. Cloud zurück. Die Grenadiere ſeiner Garde aber richteten ſich zum Uebernachten ein, und ſelten mag ein Biwack ſo glänzende und köſtliche Bewirthung gefunden haben. Die für das Gaſtmahl des Hofes beſtimmten Speiſen und Weine wurden ohne vielen Unterſchied ausgetheilt.

Auch wir Andern, nach ſo vielfacher Arbeit und Erregung endlich müßig und matt, von den aufeinander gefolgten heftigen Eindrücken verſtört und überwältigt, mußten zuletzt Erholung und Stärkung ſuchen, ſetzten uns zu den erſten den beſten der reichgedeckten

Tiſche, und genoſſen der vorhandnen Labung. Begierig tauſchten wir jetzt unſre einzelnen Wahnehmungen und Vermuthungen aus, hier erläuterten ſich die mannigfachen Umſtände, ergänzten ſich die getheilten Anſchauungen, ſtellte ſich allmählig einiger Zuſammenhang auf; man hatte ſo vieles zu fragen, ſo vieles zu berichten, allein Schrecken und Beſorgniß wogten noch immer auf und nieder, und bei ſo vielem Unglück, das man wußte, blieben noch unruhige Zweifel und bange Ahndungen genug.

Das Gewitter, welches ſchon lange am Himmel geſtanden, brach jetzt als ein grauſenvolles Zwiſchenſpiel hervor, gräßliche Blitze entzündeten den Himmel, furchtbare Donner folgten Schlag auf Schlag, die Gebäude erzitterten, der Regen rauſchte in Strömen nieder, und die letzten Gluthen des Brandes wurden erſt durch ihn gelöſcht.

Als nach kurzem Austoben die Gewitternacht ſich wieder zertheilte, ſah zwiſchen den ſchweren Wolken ſchon die Tageshelle durch, und die Unruhe trieb uns neuerdings auf, die ſo eben durchlebten Ereigniſſe, welche, wie ein verworrener Traum, nicht faßbar noch verſcheuchbar auf der Seele lagen, in ihren daliegenden Ueberbleibſeln zu unterſuchen, zu betrachten. Wir waren nur noch wenige Männer, und vereinzelten uns bald in ſchweigendem Umherwandeln. Ich betrat die Brandſtätte, ein düſtres Angehäuf von Schutt und Wuſt; verkohlte Balken, zertrümmerte Mauerſteine, Geräth und Scherben durcheinander geworfen, in den zufälligen Tieflücken ſchmutzige Waſſerpfuhle zuſammengeſtockt. Man fand Theile von Kronleuchtern, zerkrümmte Degen, Armbänder und andern Schmuck, den die Gluth faſt

unkenntlich gemacht. Nicht weit von mir ſtiegen Graf Hulin und Doktor Gall forſchend über die Trümmer hin. Auf einmal bleibt Hulin ſtehen, ſieht ſtarr vor ſich hinab, und ich höre die halblaut gerufenen Worte: „Doktor Gall, kommen Sie hierher, hier iſt ein menſchlicher Körper!“ Ich gedenke noch mit Schauder des furchtbar eindringenden Tones, den dieſe Worte hatten; jeder Nerv wurde erſchüttert, die Bruſt mit Angſt erfüllt. Gall trat hinzu, ich war der Dritte, wir mieden jedes Geräuſch und ſuchten uns im Stillen des gefundenen Anblicks zu vergewiſſern; erſt nach und nach wurde er unſern Augen deutlich. Von Balken und Kohlen halbverdeckt lag in der Tiefe ein ſchwarzgebrannter, eingeſchrumpfter Leichnam, ganz unkenntlich, die menſchliche Geſtalt in dieſer Zerrüttung nur mit Hülfe der Einbildungskraft herauszufinden. Die eine Bruſt nur, welche zufällig im angeſammelten Waſſer zu liegen gekommen war, hatte ſich erhalten, und ihre friſche Weiße ſtach gräßlich gegen die übrigen mumienſchwarzen Körpertheile ab. Von Jugend auf nicht ungewohnt ſolcher Zerſtörungsanblicke, ſtieß doch dieſer mein Auge unwillkürlich zurück. Gall ſtieg in die Vertiefung hinab und glaubte die Fürſtin von Schwarzenberg zu erkennen; ein paar Ringe und ein Halsband fanden ſich an dem Körper, ſie wurden dem Botſchafter gebracht, der unſern im Garten mit einigen Begleitern umherging, und es blieb kein Zweifel mehr, das Halsband führte die Namenszüge ihrer Kinder; ſie hatte deren acht, ein neuntes, noch nicht geboren, theilte ihren Tod. In dieſem Augenblicke der ſich entfaltenden Gewißheit entſank Allen der Muth, tiefe Trauer ſenkte

jedes Haupt, Thränen entquollen dem Auge. Ein paar ſtarke Gewitterſchläge, die letzten, erſchütterten gleichzeitig die Atmoſphäre, und ein betäubender Donner hallte lange nach.

Jetzt war die Sorge, dem Fürſten Joſeph von Schwarzenberg ſein Unglück beizubringen, und zu gleicher Zeit die nöthige Vorkehr in Betreff der Leiche gehörig anzuordnen. Der Ort und die Umſtände ihrer Lage gaben wenigſtens die tröſtliche Vermuthung, daß die Unglückliche nicht lebendig verbrannt ſei. Wahrſcheinlich hatte ſie, abgeſchnitten von dem Hauptausgange, oder das dort ſtockende Gedränge zu meiden wünſchend, den Nebenausgang in das Innere des Hotels zu gewinnen geſucht, war unterwegs gefallen, durch Rauch erſtickt und erſt nachher durch die Flammen ſelbſt ergriffen worden, mit dem einſtürzenden Bretterboden aber in jene Waſſertiefung hinabgeſunken.

Wir verließen nunmehr den Ort der Zerſtörung und des Jammers; doch an Schlaf und Ruhe war nirgends zu denken, die furchtbarſten Traumbilder ſchreckten das hinſinkende Haupt ſchnell wieder zum wachen Anſchauen der Wirklichkeit auf, und in den Straßen, welche durch das Ereigniß der Nacht nur um ſo volkreicher belebt waren, zeigte der Morgen ſchon ſeine volle Thätigkeit.

Ganz Paris war durch Schrecken und Neugier in unruhige Bewegung verſetzt. Die Nachricht von dem Brande, durch den Gluthſchein unmittelbar verkündet, hatte ſich mit Schnelligkeit weithin ausgebreitet. Man vermuthete Anſchläge gegen das Leben des Kaiſers, den Ausbruch irgend einer großen Verſchwörung, Un-

gewißheit jeder Art ſpannte die Gemüther. Der Verdacht, daß das Feuer angelegt geweſen ſei, daß die Feinde des Kaiſers, innere und äußere, durch einen kühnen Streich ſich des verhaßten Herrſchers, ſeiner Familie und ſeiner anhänglichſten Diener entledigen gewollt, beſtand einen Augenblick allgemein, ſtreifte wenigſtens die Vorſtellung der meiſten Franzoſen, und war bei manchen auch ſpäterhin nicht leicht auszutilgen, die dawiderlaufenden Berichte und Zeugniſſe wurden zweifelnd angehört; erſt am dritten Tage erſchien der ausführliche Bericht im Moniteur, deſſen abſichtsvolle Faſſung wiederum nicht ganz befriedigte. Doch konnte gegen die Uebereinſtimmung ſo vieler Augenzeugen und gegen den ſtarken Beweis, welcher in Napoleons fortgeſetztem Benehmen lag, kein grundloſer Wahn ſich halten, und zuletzt mußte in Frankreich wie im Auslande die verbürgte Wahrheit doch den Sieg behaupten.

Nun folgte eine Reihe trauriger Tage, in denen man faſt nur in dem Rückblick auf die allbeſprochene Begebenheit und in den düſtern Nachwirkungen derſelben fortlebte. Die Beſtattung der Fürſtin Pauline von Schwarzenberg wurde mit herkömmlichem Trauerprunke feierlich vollbracht. Dann kamen hintereinander die Leichenbegängniſſe der Fürſtin von der Leyen, der Generalin Touzard und noch mehrerer andern Frauen hohen Standes, die nach ſchrecklichen Leiden im Verlaufe der nächſten Tage oder Wochen an ihren Brandwunden ſtarben; im Ganzen waren über zwanzig Perſonen verunglückt, mehr oder minder beſchädigt über ſechzig. Die junge Fürſtin von Schwarzenberg, der

Mutter gleichnamig, und nur kaum dem Loos entriſſen, das der unglücklichen geworden, lag an den empfangenen Verletzungen viele Wochen danieder, während deren man für ihr Leben beſorgt war; auch das Wiederaufkommen des ruſſiſchen Botſchafters Fürſten Kurakin blieb noch lange zweifelhaft. Sehr bedeutend war von allen Seiten der Verluſt an Koſtbarkeiten; man ſchätzte ihn auf ein paar Millionen; der öſterreichiſche Botſchafter trug neben ſeiner eignen großen Einbuße auch die vieler andern Perſonen, denen er das Verlorne oder Beſchädigte erſetzte.

Ein tiefer und unheilvoller Eindruck des ganzen Ereigniſſes war unverkennbar. Er ſetzte ſich unwiderſtehlich in Gemüth und Einbildungskraft feſt, und wiewohl man von obenher Alles anwandte, um ihn herabzuſtimmen und auszulöſchen, ſo erhob er ſich doch in düſtren Weiſſagungen, welche auf die Unglücksfälle bei Vermählung der öſterreichiſchen Erzherzogin Maria Antoinette und des franzöſiſchen Dauphins, nachherigen Königs Ludwigs des Sechszehnten, zurückgingen, ſolche mit dem ſpäteren jammervollen Ausgange des königlichen Ehepaars in Bezug ſetzten, und den neuſten Vorfall nur zur Beſtätigung dienen ließen, daß über den Verbindungen Frankreichs nach dieſer Seite ein warnendes Verhängniß ſchwebe. Die Folge der Begebenheiten aber wollte dem abergläubiſchen Wahne auch diesmal zum Theil ein wenigſtens ſcheinbares Recht nicht fehlen laſſen! —

Am Hofe Napoleons.

Paris, 1810.

Unſre Anweſenheit in Paris dauerte ſchon mehrere Wochen, und noch immer fand keine diplomatiſche Audienz Statt. Endlich wurde dieſe angeſagt, und wir rüſteten uns, dem Kaiſer Napoleon vorgeſtellt zu werden. Vorher führte der Fürſt von Schwarzenberg uns noch zu einigen Großen des Hofes und Reichs, beſonders aber zu Berthier, dem Fürſten von Neufchatel und Wagram, wie er damals hieß. Wir fanden eine zahlreiche Verſammlung, die Herren herumgehend und im wechſelnden Geſpräch, dem man doch einige Behutſamkeit anmerkte, die Damen feierlich auf ihren Stühlen, und nicht ſehr lebhaft unterhalten. Der General Graf von Neipperg, mein Oberſt, und ich, waren wie es ſchien die einzigen Fremden, und man bemächtigte ſich unſer mit Beeiferung. Berthier war äußerſt freundlich, er hatte ein gutmüthiges, zuvorkommendes Weſen, und die Art Ruhe, welche mit großer Tüchtigkeit ſich immer gern verbindet. Mir hat er ſehr gefallen, und ich konnte die Meinung, welche ſchon damals ihm alle

höhere Fähigkeiten abſprechen wollte, gar nicht gelten laſſen. Kraft, Sicherheit und Erfahrung ſprachen aus ſeinem ernſten Geſicht, und was er ſagte, war lebendig und klar. General Neipperg nöthigte ihn zu einem ziemlich ausführlichen Geſpräch über die Schlacht von Marengo, und einige Einzelheiten derſelben wurden eifrig durchgeſprochen. Berthier hatte dieſe Schlacht in einer beſondern Druckſchrift geſchildert, aber mit großen Irrthümern, ſowohl in Verſchweigungen als in falſchen Angaben, welche man faſt nur als abſichtliche anſprechen konnte, die Vorgänge waren ſo geſtellt, wie die ſpätere Willensmeinung des Kaiſers ſie forderte; hauptſächlich ging die Sage, dem in der Schlacht gebliebenen General Deſaix ſei manches Verdienſtliche beigelegt worden, welches noch Lebenden gebühre, aber in dieſen anzuerkennen und zu belohnen dem Sinne des Kaiſers nicht genehm ſei. Dem kundigen Neipperg gegenüber hatte Berthier einen harten Stand, doch führte er ſeine Sache gut, wußte immer neue Thatſachen und Gründe anzuführen, und wie damals, ungeachtet der Vortheile der Oeſterreicher, der Sieg dennoch den Franzoſen zufiel, ſo blieb hier auch im Geſpräch Berthier, ungeachtet der Gegner gewiß größeres Recht hatte, im Vortheil. Als darauf hingedeutet wurde, wie zweifelhaft noch ganz zuletzt, da Deſaix ſchon gefallen war, die Sachen geſtanden, und wie Bonaparte ſelber noch unſicher mißtraut habe, meinte Berthier, darin habe der Feldherr ganz Recht gehabt, wenn auch der Sieg ihm bereits errungen gedäucht, und fügte nachdrücklich hinzu: „C'est toujours après les succès que je crains le plus dans la guerre, et rien de si dangereux que le commen-

cement d'une victoire." Die Ankunft mehrerer Damen ſtörte die Unterredung, Berthier ging jene zu begrüßen, und that es mit vieler Anmuth.

Man rühmte Berthier, daß er, ungeachtet ſeiner fürſtlichen Hofhaltung und großen Reichthums, in ſeinem Benehmen ſchlicht und in ſeinen Anſprüchen mäßig geblieben ſei, noch immer den alten Ton mit ſeinen Kriegsgenoſſen habe, und für den Kaiſer wohl die treuſte Anhänglichkeit, doch keineswegs den höfiſchen Dienſteifer zeige, den ſo viele Andre, und namentlich Davouſt, auf die alleruntergebenſte Weiſe an den Tag legten. Von Bernadotte hingegen erzählte man, daß er mit der ihm eignen Fröhlichkeit laut über das Hofweſen ſpotte, den Kaiſer in ſeiner angenommenen Scheinwürde lächerlich finde, ſich ſelber noch immer zu republikaniſchen Grundſätzen bekenne, und ſeiner Fürſtenwürde ungeachtet mit den alten Waffengefährten ganz auf brüderliche Art umgehe.

Berthier hatte uns freundlich gefragt, wie wir uns in Paris vergnügten, ob wir die Kunſtſammlungen ſchon alle beſucht hätten, und davon nahm ein ältlicher franzöſiſcher General, deſſen Namen ich nicht erfahren konnte, die Gelegenheit über das Muſée Napoleon zu ſprechen, wobei er ſeine Verwunderung bezeigte, nur ſo wenige der eroberten Kunſtwerke in Paris zu ſehen, denn er habe in den fremden Ländern, ſagte er, wohl dreimal ſo viel einpacken ſehen, zwiſchen dem Abſchicken und Ankommen aber ſcheine ein großer Theil einzuſchwinden. Wie nachläſſig man überhaupt mit dem Weggeſchleppten umging, davon kann folgendes Beiſpiel genügen. Napoleon hatte das preußiſche Siegesdenkmal

auf dem Schlachtfelde von Roßbach wegnehmen und nach Frankreich abführen laſſen; daſſelbe war ohne Kunſtwerth, eine ſchlichte Säule von Sandſtein, aber durch ſeine Bedeutung dem franzöſiſchen Kriegsruhm ein unſchätzbarer Beſitz. Gleichwohl verlor ſich dieſe Säule, und als man nach geſchloſſenem Frieden Muße fand an ihre Aufſtellung zu denken, war ſie nirgends zu finden. Der Kaiſer tobte, man erkundigte ſich unter der Hand, unter andern auch bei Chamiſſo, wie ſie denn wohl ausgeſehen habe, und war nahe daran, eine falſche unterzuſchieben. Endlich fand ſich doch die rechte unverhofft in Breſt wieder, und man wußte nicht, wie ſie dorthin gerathen ſei. Sie ſteht jetzt, durch die Tapferkeit der Preußen wieder erobert, als zweifaches Siegesdenkmal auf ihrem urſprünglichen Ort.

Bei Berthier ſah ich auch Denon wieder, der aber mit all ſeiner Freundlichkeit nur einen widrigen Eindruck machte, und in ſeinem habit habillé mit Stahldegen und Spitzemanſchetten einem geputzten Affen gleich ſah. Auch ein ehemaliger Adjutant des Kaiſers, und jetziger Kammerherr, den ich in Wien als Militair ſehr hübſch gefunden, nahm ſich in ſeinem rothen geſtickten Hofrocke ganz vertrackt aus. Damit die Geſellſchaft noch bunter würde, kamen auch zwei Geiſtliche in rothen Strümpfen, und ſchienen ſich des bischen Lebens, das an dieſer Stätte der Revolution ihnen wieder zugefloſſen war, gar ſehr zu freuen. Berthier hatte ſich mittlerweile in ein Nebenzimmer entfernt, und die Geſellſchaft war entlaſſen. Als die Geiſtlichen weggingen, flüſterte mir der eine, — es war der Kardinal Maury — im Vorbeiſtreichen die Worte bedeutend in's Ohr: „Nous avons

beaucoup de joie de vous voir ici!“ Ich ſah ihm erſtaunt nach; was er laut und öffentlich als eine gewöhnliche Artigkeit hätte ſagen können, ſagt er mit heimlicher Freude, und mir? Es bezog ſich aber wohl auf den Umſtand, daß von öſterreichiſcher Seite ganz kürzlich die dringendſten Verwendungen für den Pabſt geſchehen waren.

Am Sonntage den 22. Juli war ſeit dem Brandunglück wieder die erſte Audienz des Kaiſers, und man verhieß, ſie würde ungemein feierlich und prächtig ſein. In Berlin hatte ich Napoleon oftmal unvermuthet und ungeſucht geſehen, auch in Wien und Schönbrunn nochmals, aber ſtets in zu großer Entfernung, als daß es ein beſtimmter Eindruck hätte werden können. Bei dem Feſte des Fürſten von Schwarzenberg hatte ſich mir der Anblick des Mannes in dem Sturme der entſetzlichen Vorgänge, welche dieſes Feſt unterbrachen, wieder verdunkelt. Ich nehme daher an, daß ich ihn zuerſt an dem Tage geſehen, wo ich ihn r e ch t geſehen, nah und bequem, und hinreichend lange, an dem Tage jener Vorſtellung. Die häufige Gelegenheit, die ſich mir ſeitdem erneute, in den Tuilerien und in Saint-Cloud, — an letzterem Orte beſonders bei den herrlichen, nur für den Kaiſer und ſeine Hofgäſte beſtimmten Bühnendarſtellungen, wo Talma, Fleury und die Raucourt glänzten, — diente nur dazu, jenen Haupteindruck zu befeſtigen und gleichſam auszuarbeiten.

Wir waren nach den Tuilerien gefahren und kamen durch ein großes Gedränge von Garden und Volk in ein Gemach, von welchem ich unter dem Namen der Salle des ambassadeurs ſchon gehört hatte. Die Art,

wie hier in dem engen, übelverzierten Pferch ſo viele erlauchte Perſonen dicht zuſammengedrängt ſtanden, hatte etwas lächerlich Beleidigendes, woran die Scherze der Pariſer ſich gar zu gern übten. Die reichſten Uniformen und Staatskleider arbeiteten ſich mit Mühe und Sorge durcheinander hin und her, von kaiſerlichen Livreen untermiſcht, die im Gedränge Erfriſchungen ausriefen, und durch die nahe Gefahr immer ihre Nächſten in allen Bewegungen gleichſam ſuſpendirten. Das Geſpräch war laut und lebhaft von allen Seiten, man ſuchte Bekannte, beſſern Platz, größere Helle. Eine feierliche Stimmung, eine würdige Spannung ſchien Allen fremd, und was man mitzubringen nicht vermochte, war nichts vermögend hier zu erregen. Der ganze Anblick hatte etwas Fatales, man befand ſich ſchlecht, und wartete verdroſſen. Mit beſonderem Wohlgefallen jedoch verweilte mein Auge auf den Mitgliedern der öſterreichiſchen Botſchaft, deren Haltung und Betragen nicht die Würde verläugnete, die dem alten Kaiſerhauſe gebührte. Beſonders hatte der Fürſt Schwarzenberg ein ſtattliches Anſehen, ſeine Ruhe war ohne Läſſigkeit, ſein Ernſt ohne angenommenes Gewicht, und eine rechtſchaffene Güte lag in dem Ausdruck ſeines ganzen Weſens, das ſich auf dieſe Art vortheilhaft unterſchied von der lächelnden Salonbetriebſamkeit, der hofmänniſchen Spannung, und der weltmänniſchen Nichtigkeit, die aus dem Weſen ſo vieler Andern, die ihre Stellung an dieſem Hofe nicht erkannten, und kein Gefühl ihres Verhältniſſes hatten, widrig hervorblickten. Dies galt beſonders von den Perſonen, welche von der Zeit mit fortgeriſſen und doch von ihr vergeſſen waren, wie dies bei ſo vielen Hofleuten der

neuen Höfe der Fall ſein mußte. Wenn dieſe Leute, die vornehmſten und gewandteſten, die in ſo vielen und weiten Kreiſen zu finden waren, wenn dieſe hier ſo unbedeutend und leer daſtehen, wenn ſie hier nicht glänzen, in ihren Edelſteinen, Stickereien und Kreuzen, im Gefühl aller Auszeichnung, in der Anerkennung aller ihrer Anſprüche, hier, wo einer der Augenblicke iſt, zu denen ſie erzogen, auf welche alle ihrer Thätigkeit, ihre Einrichtung und Gewöhnung von Jugend auf gewandt worden, was ſollen ſie denn im Rathe des Fürſten, in des Landes höchſten Verwaltungsſtellen, im Angeſicht des Heeres ſein, lauter Dinge, die ſie nie ſo ernſtlich bedacht und geübt haben, als die Vortheile geſellſchaftlicher Erſcheinung? Mich ergriffen dieſe Betrachtungen um ſo lebhafter, als man gewohnt war, in öffentlichen Berichten, namentlich von den franzöſiſchen Höfen, als von dem Wohnſitze der Würde, der Feierlichkeit und imponirenden Größe zu reden, da man doch faſt nur Unordnung, Armſeligkeit und Lächerlichkeit fand.

Endlich erſchien die Zeit, zur Audienz hinaufzugehen; auf die erſte Ankündigung davon ſtürzte alles ordnungslos gegen die Thüre, man drängte ſich, ſtieß und ſchob den Nachbar ohne Umſtände. Kammerherren, Pagen und Garden füllten die Gänge und Vorzimmer; unruhige Geſchäftigkeit zog auch hier die Augen auf ſich, und die Soldaten ſchienen die einzigen, die ſich mit einiger Sicherheit in ihrem Dienſte zu benehmen wußten, was ſie freilich auch nicht am Hofe, ſondern von ihren Feldwebeln gelernt hatten.

Nachdem man im Audienzſaale einen Halbkreis gebildet, und ſich in mehrere gedrängte Reihen geſtellt

hatte, kündigte bald der Ruf: l'Empereur! die Erſchei=
nung Napoleons an, der von der hintern Seite des
Saales hereintrat. In einfacher blauer Uniform, ſeinen
kleinen Hut unter dem Arm, ging er ſchwerfällig auf
uns zu. Seine Haltung drückte den Widerſtreit eines
Willens aus, der etwas erreichen möchte, und eine
Verachtung derjenigen, bei welchen es erreicht werden
ſoll. Ein günſtiges Erſcheinen wäre ihm wohl lieb
geweſen, und doch ſchien es ihm nicht recht der Mühe
werth, der Mühe, die er ſich darum geben ſollte, denn
von Natur hatte er es wahrlich nicht. Daher Nach=
läſſigkeit und Abſicht abwechſelnd in ihm hervortraten,
und nur in Unruhe und Mißbehagen zuſammenfloſſen.
Er wandte ſich zuerſt an die öſterreichiſche Botſchaft,
welche die eine Spitze des Halbkreiſes einnahm. Die
Folgen des unglücklichen Feſtes waren Anlaß mancher
Fragen und Bemerkungen. Der Kaiſer wollte theil=
nehmend erſcheinen, er brauchte ſogar Worte der Rüh=
rung; doch gelang ihm dieſer Ton keineswegs, und er
ließ ihn auch bald wieder fallen. Für den ruſſiſchen
Botſchafter Kurakin hatte er ſchon minder freundlichen
Ausdruck, und im weiteren Fortſchreiten mußte ihn
irgend ein Anblick oder Gedanke heftig aufreizen, denn
er gerieth in furchtbaren Aerger, fuhr gegen einen der
Anweſenden, der nicht zu den bedeutendſten gehörte und
deſſen Namen mir nicht mehr erinnerlich iſt, ſchrecklich
los, war mit allen Antworten unzufrieden und forderte
immer neue, ſchalt und drohte, und hielt den armen
Menſchen eine geraume Zeit in qualvoller Vernichtung.
Die nähergeſtandenen Zeugen, welche nicht ohne eigne
Angſt dieſen Auftritt mitanſahen, betheuerten nachher,

es ſei gar keine Urſache zu ſolchem Grimm geweſen, der Kaiſer habe nur Gelegenheit geſucht, ſeine üble Laune auszulaſſen, und er thue dies ſogar abſichtlich an ſolchem armen Wichte, damit alle Andern in Schrecken geſetzt und jeder Trotz im voraus unterwürfig geſtimmt würde.

Als er weiterging, ſuchte er wieder gemäßigter zu reden, allein ſeine Mißſtimmung klang noch immer durch. Er ſprach kurz, haſtig, hingeworfen, die gleichgültigſten Sachen mit einer leidenſchaftlichen Schnelle, ja wenn er gütig ſein wollte, klang es immer noch, als ſei er zornig. Ich habe kaum eine ſo rohe, ungezähmte Stimme gehört, als die ſeinige.

Seine Augen waren dunkel umwölbt, auf die Erde vor ſich niedergeheftet, und ſtreiften nur ruckweiſe ſchnell und ſcharf über die Anweſenden hin. Wenn er lächelte, ſo lächelte blos der Mund mit einem Theile der Backen, unbeweglich finſter blieben Stirn und Augen. Zwang er, wie ich ſpäterhin wohl geſehen habe, auch dieſe, ſo bekam ſein Geſicht einen noch verzerrtern Ausdruck. Dieſe Verbindung von Lächeln und Ernſt hatte etwas furchtbar Abſchreckendes. Ich weiß nicht, was ich von den Leuten denken ſoll, die in dieſem Geſicht Anmuth und ſeine Freundlichkeit einnehmend gefunden haben. Waren doch ſeine Züge, bei unläugbarer plaſtiſchen Schönheit, wie Marmor hart und ſtreng, jedem Vertrauen fremd, jeder Herzlichkeit unfähig!

Was er ſprach, war immer, ſo oft ich ihn reden hörte, gering, ſowohl dem Inhalt als dem Wortausdrucke nach, ohne Geiſt, ohne Witz, ohne Kraft, ja bisweilen ganz gemein und lächerlich. Faber hat in

ſeinen Notices sur l'intérieur de la France ausführlich über die Fragen geſprochen, welche Napoleon bei vielen Gelegenheiten zu machen pflegte, und deren Scharfſinn und Kunde ſo oft mit Unrecht geprieſen worden, ich hatte damals das Buch noch nicht geleſen, fand aber ſpäter alles darin beſtätigt, was ich ſelbſt geſehen und gehört hatte. Sein Fragen glich nicht ſelten der Lektion eines Schulknaben, der, ſeiner Sache nicht ganz gewiß, beſtändig leiſe für ſich herſagt, was er für den Augenblick des Gebrauchs ſonſt vergeſſen zu haben fürchtet. Dieſes iſt wörtlich wahr von einem Beſuche, welchen Napoleon kurz vorher auf der großen Bibliothek gemacht hatte, da er ſchon auf der Treppe immerfort nach der klaſſiſchen Stelle im Joſephus ſchrie wo dieſer von Jeſus ſpricht, und für diesmal kein andres Anliegen zu haben ſchien, als dieſe ſeine wahrſcheinlich eben erſt erlangte Kenntniß zu zeigen; es ſchien durchaus, als habe er ſeine Frage auswendig gelernt. Einen anſehnlichen Mann aus dem nördlichen Deutſchland fragte er, aus welchem Lande er ſei, und als dieſer die nah an Holland gelegene Gegend genannt hatte, rief Napoleon im Weggehn halb trotzig und halb freudig: „Ah! je sais bien, c'est du Nord, c'est de là Hollande!“ Nicht ſo glücklich traf er es mit Lacepède in der Naturalienſammlung, dort ſah er die Giraffe für einen Vogel an, und pries das langhalſige Thier als ſolchen ſogar ſeiner Gemahlin, welche mit Lacepède über den Irrthum des Kaiſers ganz ängſtlich wurde, ſo daß dieſer, dadurch aufmerkſam gemacht, in ſeiner Rede unwillig abbrach, und außerordentlich mißvergnügt davonging. Der kleinliche Eifer, mit dem Napoleon auch in dem Kreiſe der

geſelligen Mittheilung, der ihm ganz fremd iſt, bewundert zu ſein ſtrebt, war ſehr oft geradezu lächerlich, es mißlang ihm hier alles in dem Grade, als ihm in andern Dingen, zu unſerm Unglück, alles gelang. Er liebte zwar eigentlich nur, den Menſchen etwas Beleidigendes oder wenigſtens Unangenehmes zu ſagen, allein auch dann, wenn er etwas anderes ſagen wollte, brachte er es höchſtens zum Unbedeutenden, und da traf es ſich wohl einmal, daß er einer ganzen Reihe von Damen, wie ich in Saint-Cloud ſelber mit anhörte, zwanzigmal nur immer daſſelbe Wort wiederholte: „Il fait chaud.“

Wahr iſt es, man führt ſehr kräftige Machtworte von ihm an, und ſeine Befehle ſind meiſtens ſtreng und kurz; allein ſelbſt darin iſt mehr die Macht bedeutend, und der Nachdruck der Worte kommt vom Kaiſer, nicht vom Redner. Mehrere glückliche Einfälle, welche die Herumträger ſeines Hofes ihm zuzuſchreiben pflegten, gehörten Andern an, die ihr geiſtiges Eigenthum, das der Kaiſer einſteckte, ehrfurchtsvoll verläugneten. Sprach er anhaltend, in größerer Fülle der Mittheilung, wie er dies auch oft liebte, und ſich dann gränzenlos in Redensarten erging, Thatſachen und Gründe mit größter Geläufigkeit aufeinander häufend, ſo vermißte man nur allzuſehr Ordnung und Folge, Klarheit und Feſtigkeit der Begriffe; nur ſeine Zwecke und Abſichten verlor er dabei nicht aus dem Auge, wiewohl er dieſelben am wenigſten durch ſeine Reden, ſondern ſichrer durch andre Mittel, durch ſeine Ueberlegenheit als Feldherr und durch das eiſerne Machtgebot ſeines Willens erreichte. In dieſen Eigenſchaften iſt ſeine wahrhafte Größe, und man braucht ihm keine andre anzudichten, um in ihm

ſtets einen der außerordentlichſten Menſchen zu ſehen, welche jemals erſchienen ſind. Die Gabe ſchöner Rede und anmuthigen Ausdrucks, deren Alexander, Cäſar und Friedrich theilhaft waren, hatte ſich Napoleons Eigenſchaften nicht geſellen können, ſein Geiſt widerſprach ihr, und noch mehr ſein Gemüth.

Deßhalb, weil er auf dieſem Gebiete gar keine Waffen hatte, und nichts erwiedern konnte, war Napoleon auch ſo über alle Maßen empfindlich und aufgebracht, wenn irgend ein geiſtreiches, ſcharfes oder ſcherzhaftes Wort gegen ihn laut wurde, und ein ſpöttiſches Lied, ein ſchmähender Witz konnte ihn zu wahrer Wuth bringen. In jener Zeit ging ein Lied auf ſeine zweite Vermählung umher, das ganz im unterſten Volkston gedichtet, doch ohne Zweifel ſeinen Urſprung in der höheren Klaſſe haben mußte. Der Kaiſer ſah ſeinen Glanz und ſeine Macht durch ein gemeines Lied befleckt, und ſchnaubte Rache; aber die Polizei wußte den Verfaſſer ſo wenig als die Verbreiter zu entdecken. Auch mir war daſſelbe durch die Stadtpoſt ohne Namen in ſchlechter Abſchrift zugeſchickt worden, ich hatte mich mit den vertrauteren Freunden heimlich an den luſtigen Verſen ergötzt, und konnte ſie ſchon auswendig herſagen. Sehr ungelegen traten mir jetzt, als grade der Kaiſer übellaunig und finſter an mir vorüberging, unwillkürlich Worte und Melodie jenes Liedes in den Sinn, und jemehr ich ſie abweiſen wollte, deſto heftiger drängten ſie ſich hervor, ſo daß die von der Spannung des Augenblicks gereizte Einbildungskraft ſchon ſchwindelte, und bei dem geringſten Anſtoß unvermeidlich in das tödtlichſte Aergerniß ſtürzen zu müſſen glaubte, — als

glücklicherweiſe die Audienz ihr Ende erreichte, und wiederholte tiefe Verbeugungen das Abtreten Napoleons begleiteten, der an mich keines ſeiner Worte, ſondern nur einen durchdringenden Blick gewendet hatte, mit deſſen Weiterſchweifen eine wirkliche Gefahr mir zu ſchwinden ſchien.

Nach der Entfernung des Kaiſers athmete alles auf, wie befreit und erlöſt von einer ſchweren Laſt. Allmählig wurde die Geſellſchaft auch wieder laut, und ging dann völlig in die lärmende Unordnung, in die drängende Eile über, welche zu Anfang geherrſcht hatte. Beſonders waren die franzöſiſchen Höflinge bemüht, ihre noch eben gehabte furchtſame und erſchrockne Haltung durch nunmehrige Luſtigkeit wegzuläugnen, und noch auf den Treppenſtufen, die wir hinabſtiegen, erſchallten Ausbrüche des Lachens und Witzelns über den Hergang der Audienz, deren Würde und Schrecken ſchon hier aufhörten.

Napoleons Perſönlichkeit wirkte zauberhaft und mächtig, wo er wirklich er ſelbſt war, an der Spitze der Truppen, im Felde, wenn er kriegeriſche Anordnungen traf, ſeine Machtgebote ergehen ließ. Wollte er aber ihm Uneignes vorſtellen, beabſichtigte er Eindrücke, ſuchte er in Gebieten zu gelten, die nicht die ſeinigen waren, ſo gab er nur allzu leicht die ſchlimmſten Blößen, und bethörte nur etwa Neulinge und Schwachſinnige. Die Erinnerung an ihn und ſein im Geiſte der Nachlebenden neuerſchaffenes Bild haben mehr Begeiſterung für ihn erweckt, als ſeine Gegenwart es vermocht. Es klingt unglaublich, iſt aber beſtimmt wahr, daß in Paris, bei aller Bewunderung und Furcht, welche der Kaiſer einflößte, doch weder im Volk, noch in den höhern Klaſſen,

der Franzoſen hatten glauben mögen, bis die Einſetzung franzöſiſcher Behörden begreiflich machte, daß das Münſterland wenigſtens für jetzt der fremden Herrſchaft unterworfen ſei; doch zweifelte keiner, daß über kurz oder lang endlich dennoch Anton Viktor kommen und als Fürſt in ſeine Rechte treten würde; dieſer öſterreichiſche Erzherzog war nämlich noch zuletzt, als ſchon die Stürme der Zeit das Land ergriffen hatten, zum Fürſtbiſchof von Münſter gewählt worden, und das Volk hoffte auf ihn, wie auf einen Verheißenen, und nannte ſeinen Namen öfter und bedeutſamer, als es vielleicht geſchehen wäre, wenn er wirklich regiert hätte.

Im Frühjahr, als ich Steinfurt von Böhmen aus beſuchte, hatte ich mir nicht träumen laſſen, daß ich im Herbſte wiederum dort einſprechen würde, und zwar von der entgegengeſetzten Seite; mir war aber dieſe Wiederkehr nicht unlieb, und ich hoffte die Muße der nächſten Monate für mancherlei Arbeiten wohl anzuwenden.

Steinfurt, oder Burgſteinfurt, wie der Name eigentlich heißt, bis dahin der Hauptort der gleichnamigen Grafſchaft, war jetzt ein franzöſiſches Städtchen, das ſeinen Maire hatte, dem die frühere Landesherrſchaft eigentlich wie die übrigen Einwohner untergeordnet war. Allein die willkürliche Verfügung hatte die tauſendfachen Sach- und Namensbezüge des auf Jahrhunderte gegründeten frühern Zuſtandes ſo plötzlich nicht umwandeln können, dieſer frühere Zuſtand war in allem, was das Oertliche betraf, nach wie vor in ungeſtörter Wirkſamkeit, und für den Anſchein keine Veränderung merklich, als daß die gräfliche Leib- und Schloßwache von 50 Mann,

welche ehemals bewaffnet und von einem Hauptmann befehligt waren, jetzt ohne Waffen und ohne Offizier, aber doch in ihrer rothen Montur, ihren Dienſt verſahen.

Die gräfliche Familie bewohnte das dicht an der Stadt liegende, von dem kleinen Fluß Aa rings umgebene und ehemals wohlbefeſtigte Schloß, auf deſſen einer Seite der große, prächtige, von dem regierenden Grafen mit eifriger Liebhaberei und ungeheuern Koſten angelegte, weit und breit berühmte Luſtpark, Bagno genannt, ſich über einen bedeutenden Raum erſtreckte, der mit herrlichen großartigen Spazirgängen, See- und Waldſtrecken, mächtigen Waſſerfällen und Springbrunnen, aber auch mit Grotten, Tempeln, Sälen, Kiosken, Moſcheen und ſo weiter, überall erfüllt war, und in letzterer Hinſicht den Geſchmack einer vergangenen Zeit nicht allzu günſtig darſtellte. Alles war zum Schauplatz eines reichen und feierlichen Hoflebens eingerichtet, zu großen Feſtlichkeiten, bei welchen die Pracht und Herrlichkeit des Gebieters zur vollen Erſcheinung kommen ſollte; ein großer Saal war eigends für die Konzerte erbaut, welche von der Kapelle des Grafen aufgeführt wurden, und in denen neben ſeinen wohlbeſoldeten, aus Italien mit großen Koſten verſchriebenen Kammerſängern, auch er ſelbſt bisweilen ſich auf der Flöte hören ließ, die ihm zu ſolchem Behuf ein Edeldiener auf ſeidnem Kiſſen darzubieten hatte; es fehlte nicht an geräumigen Tanz- und Speiſeſälen, nicht an ſchicklichen Räumen, wo ein Hofzirkel gehalten und die Vorſtellung anweſender Fremden mit gehöriger Feierlichkeit geſchehen konnte; in einer Bucht des See's lagen geſchmückte

Prachtſchiffe bereit, um ſowohl die Herrſchaft und etwanige vornehme Gäſte, als auch begleitende Janitſcharenmuſik, in langſamer Prunkfahrt umherzuführen; an andrer Stelle ſtieß man auf ein ungeheures Schachbrett im Freien, wo die Spieler zwei entgegengeſetzte Bühnen beſtiegen, und von da aus die beſtellten Diener anwieſen, die mächtigen Figuren auf die beſtimmten Felder hinzurücken; an hohen Tagen, wo die Waſſerfälle ſtürzten, und die Springbrunnen ihre Strahlen bis über hundert Fuß hoch trieben, durften die Einwohner von Steinfurt und der Umgegend denen von Verſailles kaum nachzuſtehen glauben. Der regierende Graf liebte nach alter Weiſe, durch ſolche Außerordentlichkeiten einen hohen Begriff von der Stellung und Macht zu geben, denen ſo Staunenswerthes möglich war, und er ſelber fühlte ſich ſo ſehr als Mittelpunkt eigner Selbſtſtändigkeit, daß er darüber den wirklichen Umfang derſelben faſt zu vergeſſen ſchien. Nicht nur, daß er Hofſtaat und Leibwachen und Beamte und Dienerſchaft jeder Art in möglichſt großer Menge hatte, er war auch bedacht, in allgemeineren Bezügen Land und Unterthanen in einer Art von Staatshäuslichkeit zu befriedigen. Er hatte Gemählde, Münzen, Bildwerke, Alterthümer und Bücher in einem eigens erbauten Kunſthauſe vereinigt; er ſandte eingeborne Jünglinge, die einige Anlage verriethen, zu ihrer Ausbildung auf Reiſen oder auf die Univerſität, mit dem Beding, ihre erworbene Geſchicklichkeit künftig im Vaterlande, das heißt im herrſchaftlichen Gebiete des Grafen, auszuüben; er ging damit um, eine Verfügung zu erlaſſen, daß niemand im Lande ein Amt erhalten ſolle, der nicht ſeine Vorbereitungsſtudien auf der Schule

zu Steinfurt gemacht habe. So ſehr klein war das Gebiet doch nicht; der Graf hatte zu der Grafſchaft Steinfurt die beträchtlichere Bentheim ererbt, und weil dieſelbe an Hannover von dem letzten Beſitzer verpfändet war, ſogleich die Einlöſung zu bewirken geſucht, welche jedoch erſt durch Frankreich zu Stande kam, indem Napoleon in die Rechte Hannovers getreten zu ſein behauptete, und die Löſungsſumme für ſich einzog; der Graf beſaß ferner die Herrſchaft Alpen am Niederrhein, in Holland die Herrſchaft Batenburg und einen Zoll an der Maas. Bei allem Aufwand war er zugleich ein ſtrenger Haushalter und ſeinen Vorbildern auch darin ähnlich, daß er einen baaren Schatz geſammelt hatte. Sein begründeter Wohlſtand und ſein ſtrebendes Anſehn hatten in der That ſo günſtig für ihn gewirkt, daß bei der Auflöſung des deutſchen Reichs, als den vormaligen Reichsunmittelbaren nur zweierlei Looſe blieben, entweder zur Oberherrlichkeit erhöht in den Rheinbund zu treten, oder zu Unterthanen ſolcher Begünſtigten hinabgedrückt zu werden, es ſich in der Meinung ſehr natürlich darbot, dem Grafen von Bentheim könne nur das erſtere Loos beſchieden ſein. Die Eröffnungen hierzu von Seiten Frankreichs hatten wirklich Statt gefunden, Verhandlungen mit dem Miniſter Talleyrand waren dem Abſchluſſe nah, Karten des künftigen, durch zu mediatiſirende Nachbarn ſehr vergrößerten Gebietes waren ſchon gezeichnet, die Oberherrlichkeit des Grafen ſo gut wie anerkannt, als plötzlich eine andre Anſicht in Paris alles bisher Eingeleitete verwarf, und dieſe Verhältniſſe in drückender Unſicherheit ſtocken ließ. Der Graf war ſogleich nach Paris gereiſt, um ſeine Gerecht-

ſame zu vertheidigen, ſeine Anſprüche geltend zu machen. Hier wurde er am Hofe Napoleon's mit allen Ehren aufgenommen, und perſönlich als ein regierender Herr behandelt, während ſeine ſachlichen Anſprüche immer weniger Rückſicht erfuhren, und die franzöſiſchen Behörden in ſeinem Lande immer entſchiedener eingriffen. Je ungünſtiger ſeine Verhältniſſe daheim ſich ſtellten, je weniger mochte der Graf zurückkehren, ſondern blieb in Paris, als dem einzigen Orte, wo er noch als regierend galt, und wo er Hoffnung hatte, es auch wieder zu werden. In dieſer Lage hatten wir ihn dort gefunden, reklamirend, proteſtirend, ſollizitirend, Napoleon und ſeine Miniſter bei jeder Gelegenheit angehend, in Förmlichkeiten genau und ſich nichts vergebend, ſonſt aber höchſt eingezogen und ſparſam in ſeiner Lebensweiſe. Er hatte den ehemals allgemeinen Gebrauch beibehalten, rothe Abſätze an den Schuhen zu haben, und zog dadurch, und durch andre nicht mehr übliche Vornehmheit in Haltung und Ausſchmückung ſeiner Perſon, die Blicke auf ſich, wenn er im Garten des Palais-Royal ſpaziren ging, und ſein Sekretair ihm voranſchreiten mußte; allein das Lächeln hierüber ſchwand in Vergeſſenheit, ſobald man ihn ſprach und näher kannte, man fand einen einſichtsvollen, wohlunterrichteten und in ſeiner Sphäre höchſt gebildeten und gewandten Herrn, deſſen Verſtand und Urtheil auch Napoleon ſelbſt alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Auf ſolchem Fuß blieb er in Paris viele Jahre, während er daheim ſtets ungünſtiger zu ſtehen kam, erſt als Mediatiſirter dem Großherzogthum Berg unterworfen, und zuletzt gar mit Frankreich einverleibt wurde, da er denn, weil ein

Unterthan des franzöſiſchen Kaiſers keine andern Titel haben konnte, als welche dieſer ihm verliehen oder beſtätigt hatte, nunmehr ſtaatsbürgerlich mit jedem ſeiner ehemaligen Unterthanen gleichgeſetzt war. Unverdroſſen harrte er in Paris auf Herſtellung oder Entſchädigung, bis er endlich den Sturz Napoleon's erlebte, und darauf ſpäterhin, unter ganz veränderten Verhältniſſen, hergeſtellt in bedeutende Gerechtſame und für andre durch die Fürſtenwürde entſchädigt, in die Heimath zurückkehrte.

Damals aber, als wir von Paris in Steinfurt angekommen waren, lag eine ſolche Wendung der Dinge faſt außer dem Bereiche jeder Hoffnung. Die gräfliche Familie hatte ſich, in Erwartung einſtiger Wiederkunft ihres Hauptes, mit den obwaltenden Verhältniſſen leidlich eingerichtet, und führte unter dem Druck und der Einſchränkung, welche mehr den Stand des Hauſes im Allgemeinen trafen, aber den einzelnen Mitgliedern kaum fühlbar wurden, ein heitres, vergnügtes Leben. Die Mutter, eine geborne Herzogin von Holſtein-Glücksburg, vereinigte mit dem lebhaften Bewußtſein ihres Ranges ein menſchenfreundliches Wohlwollen und eine muntere Regſamkeit, wodurch ihre Gegenwart auch den jüngern Perſonen lieb und werth wurde. Der Erbgraf Alexis, einfach und verſtändig, die Weltbewegungen mit hellem Sinn und in dem Lichte der neuern Zeit betrachtend, ſtand durch biedre Rechtſchaffenheit und leutſelige Güte in allgemeiner Achtung; für die jüngern Geſchwiſter ſorgte er mit mehr als brüderlicher, mit väterlicher Liebe. Eine ältere Schweſter, Fürſtin von Solms-Lich, ſchon in jungen Jahren verwittwet, befand ſich mit ihren vier Söhnen zum Beſuch anweſend; zwei jüngere Schweſtern,

ausgezeichnet durch Bildung, Herzensgüte, Schönheit, waren noch unverheirathet zu Hauſe. Ein jüngerer Bruder, in däniſchen Kriegsdienſten angeſtellt, wurde von Kopenhagen erwartet. Jüngere und ältere Geſellſchaft bot die Stadt und Umgegend gar nicht ſparſam dar: das Hofleben hatte ſich allmählig in ein geſelliges bequemes Landleben herabgeſtimmt, und die Annehmlichkeit und Befriedigung aller Theilnehmenden dabei nur gewonnen. Selbſt die Wirthſchaftsſorge trat als willkommene Thätigkeit in die Vergnügungen des Tages, und bildete freilich einen wunderlichen Gegenſatz mit manchen noch beibehaltenen feierlichen Formen; die ausgeſchmückten Trompeter, welche im Schloßhofe regelmäßig zur Mittags- und Abendmahlzeit blaſend einluden, riefen freilich manchmal die Hofdamen von der Beſorgung der welſchen Hühner, den Kanzleirath von der Einzählung der Baumfrüchte ab, doch wurde ſelbſt dies nur ein Anlaß heitern Scherzes, und erhöhte das Bewußtſein, wie frei man ſich in ſolch unentſchiednen Zuſtänden aller beengenden Rückſichten entäußere. Der feſte Grund innrer Würde und edler Geſinnung konnte in dieſer trefflichen Familie niemals wanken, mochte ſie in den ſtolzen Anſprüchen eines regierenden Hauſes, oder in den beſcheidenen einer Gutsherrſchaft erſcheinen!

Einige Jahre vor mir hatte Juſtus Gruner als junger Gelehrter in Steinfurt eingeſprochen, und in ſeiner nachher gedruckten Reiſebeſchreibung ſowohl das Leben als die Perſonen umſtändlich geſchildert; ich fand alles noch ziemlich in demſelben Stande, wie er es beſchrieben, und mußte beſonders in das Lob einſtimmen, welches er den gräflichen Damen ertheilte, wiewohl ich

daſſelbe weder ſo ſchwungvoll noch ſo empfindſam ausgedrückt haben würde, als Gruner, der ſich dieſer ſchon damals veralteten Art noch zu guter letzt mit allem Eifer hingegeben hatte. Die Damen waren wohl anfangs etwas betroffen, ihre Erſcheinung, Vorzüge, Aeußerungen und nebenher ſo manches Unerhebliche, öffentlich beſprochen zu ſehen, allein die beſeelte Anerkennung und faſt leidenſchaftliche Verehrung, die der junge Enthuſiaſt ausdrückte, beſonders wenn er die herrlichen Geſangſtimmen pries, die ihn hier entzückt hatten, erwarben ihm Verzeihung für eine Dreiſtigkeit, welche offenbar aus beſter Meinung hervorging. In der That war ſowohl die Fürſtin von Solms-Lich, als ihre beiden jüngern Schweſtern, mit großartiger, durch beſten italiäniſchen Unterricht zu höchſter Meiſterſchaft ausgebildeter Stimme begabt, deren mächtige Wirkung mit ſo vielem andern Zauber vereint den Hörer unwiderſtehlich hinreißen mußte.

Das geſellige Leben auf dem Schloſſe war anziehend und genußreich; das Bagno bot den täglichen Spaziergängen hinreichende Abwechſelung, auch Fahrten in die Nachbarſchaft wurden unternommen; der Austauſch von Meinungen und Erzählungen war lebhaft, Ernſt und Munterkeit fanden unerſchöpflichen Stoff. Der Sonntag war nach alter Sitte eine Art Hoftag, die gräflichen Beamten wurden zur Tafel gezogen, die angeſehenſten Herren und Frauen des Städtchens für den Nachmittag und Abend eingeladen. Dann erſchien auch regelmäßig der Maire, ein reicher Arzt Doktor Houth, der früher in Holland ſein Glück gemacht und darauf der Praxis überdrüſſig hieher ſich zurückgezogen hatte; in bequemem

Hauſe und ſchönem Garten genoß er nach ſeinem Sinne ruhige Tage, die er durch das ihm auferlegte Amt ungern unterbrochen ſah. Er hatte große Kenntniſſe, ſtudirte noch immer weiter, liebte Gemählde und Muſik, und war durch Denkart und Geſchmack ganz dem Schloß ergeben, wo man hinwieder die freiwillige Unterordnung und Dienſtwilligkeit eines Mannes, der durch ſein Amt unendliche Vexationen ausüben konnte, dankbar zu ſchätzen wußte.

Wir machten Ausflüge nach Borghorſt und nach Langenhorſt, zweien Fräuleinſtiftern, wo über das Schickſal der unverheiratheten alten und jungen Damen, denen nach der Abſicht fürſorglicher Vorfahren hier ein begünſtigtes Daſein bereitet ſein ſollte, die eigenſten Betrachtungen anzuſtellen waren. Mir kam es vor, als wenn die ältern und jüngern Damen mit einer Art von Verzweiflung dieſe Begünſtigung genöſſen, und durch die ihnen gelaſſene Freiheit auch des letzten Troſtes entbehrten, des Troſtes gezwungen zu ſein! Mehr aber, als das Schickſal dieſer Erwachſenen, zog mich das eines Kindes an, das ich an einem jener Orte kennen lernte. Die Mutter war eine Edeldame aus dem Münſter'ſchen, der Vater ein franzöſiſcher Emigrant, der jene verführt hatte, beide waren davongegangen, und das Kind von der Aebtiſſin aus Mitleid aufgenommen worden. Bei dem vornehmen und ſtrengen alten Fräulein galt aber die Erziehungsweiſe, welche Häring in ſeinem Cabanis ſo lebendig zu ſchildern gewußt; das kleine, zarte Mädchen wurde mit äußerſter Härte behandelt, mußte angeſtrengt arbeiten, bekam nicht ſatt zu eſſen, und erlitt bei dem geringſten Verſehen die grauſamſten Strafen;

oft blieb es Tage lang an einem finſtern Ort eingeſperrt. Urſprünglich von lebhaftem Naturell, war das arme Luischen doch ſchon ſo abgemüdet, daß es der härteſten Strafen gar nicht mehr achtete, ſondern ſie mit dumpfer Gleichgültigkeit als unvermeidliches Geſchick hinnahm. Um ſeinen Hunger zu ſtillen, ſtahl es freilich bei jeder Gelegenheit Brot, Zwieback und dergleichen, doch ohne andere Sachen, als nur Eßwaaren anzutaſten. Mehrmals war es ſchon fortgelaufen, aber immer bald wieder entdeckt und zurückgebracht worden, um die ſtrengſte Beſtrafung zu erleiden. Dabei klagte dann die Aebtiſſin, die ſich gegen das Kind ſelbſt und gegen Fremde immer einer abgöttiſchen Liebe für daſſelbe rühmte, über die ſchwärzeſte Undankbarkeit, eingeborne Bosheit und tückiſchen Trotz. Ich ſah das arme Kind, das mir im voraus als ein Ausbund von Verderbtheit bezeichnet worden war, und ließ mich näher mit ihm ein; es war bleich und mager, die Augen gutmüthig, doch unterdrückten Blickes, die Geſichtszüge ſchienen im Uebergange zur Verzerrung begriffen, ſie mußten mit der Zeit häßlich werden, die kleine Stirn war ſchon wie von Leid und Gram verwüſtet. Aus reinſter Wahrhaftigkeit, die keiner Heuchelei wie keiner Klugheit fähig war, hatte es ſchon mehrmals, das fünfjährige Kind, zur Aebtiſſin geſagt: „Gott! es ſterben ja immer Leute, warum ſtirbſt du nicht? Wenn du doch nur erſt todt wärſt!“ Als ich dort war, wollte es nach der Kirchmeſſe gehen, um die aufgebauten Buden zu betrachten, und ſich für einige durch Stricken verdiente Stüber etwas Kuchen zu kaufen, aber ein Regen trat ein, und nun mußte der Ausgang unterbleiben: „Ach! ich möchte ſo durch

die Luft hinfliegen!“ ſagte es am Fenſter ſtehend, die nun vergeblichen Stüber in der Hand, und betrübt der vielleicht nicht wieder zu hoffenden Gelegenheit nach- blickend; und doch konnte es mir gleich darauf wieder den ſo grauſamen Regen rühmen, daß er gut ſei für's Land und das Korn wachſen mache, das ſchon ſo hoch ſei, wie das gebreitete Händchen von der Erde auf zeigte. Ich war erſchüttert von den Eindrücken, die ich empfing. Dies war kein böſes Kind, vielmehr ein liebes, gütiges, aber tiefunglückliches! Eine Kindheit ohne Liebe und Hülfe, freudenlos, verkümmert, allen Wohlthaten entrückt, welche die Natur auch der Ar- muth noch ſpendet, und zwiſchen das Räderwerk falſcher Begriffe und Bildung geworfen, und ohn' Erbarmen von dieſem zerquetſcht und zerſtört! Vier Monate ſpä- ter hatte ich in der Wetterau ein anderes Kind zu ſe- hen Gelegenheit, von dem man mir gleichfalls geſagt hatte, es ſei ein Beiſpiel urſprünglicher Bösartigkeit, die durch keine Mittel ſich bezwingen laſſe. Die kleine Joſephine war nicht, wie Luiſchen, eine arme Waiſe, ſie lebte im Schoß der Familie, in hoher und reicher Sphäre, ſie genoß gütiger Behandlung, hinlänglicher Freiheit und zweckmäßigen Unterrichts; ſie hatte nicht zu klagen, aber Alle klagten über ſie; ein Mißverhältniß war allerdings vorhanden, und das achtjährige Mädchen konnte dies nicht aufheben. Ich fand auch dieſes Kind durchaus nicht böſe, im Gegentheil heiter und unbe- fangen, aber heftig, und, einmal geſtört, unbeugſam hartnäckig. Der erſte übereilte Ausſpruch, ſie ſei böſe, war ihr als eine unverdiente Beſchuldigung auf die Seele gefallen, und hatte ſie zu der Irrbahn getrieben,

auf der nun alles ſie befeſtigte, ſtatt ihr die Hand zu reichen, um wieder davon abzukommen. Für Joſephinen war ein verſtändigendes Wort einzulegen; Luischen konnte nur eine Schickung retten, zu der ich nicht das Werkzeug zu ſein vermochte! Aber im Schmerz über dieſe und ähnliche mir aufgeſtoßene Beiſpiele ſchrecklicher Kindermißhandlung und Verwahrloſung ging ich einige Zeit mit dem Gedanken um, unter dem Namen einer Pädodicee einige Blätter in die Welt zu ſchicken, an denen ſich vielleicht hin und wieder ein trübes Loos dieſer Art etwas erhellte. Das Vorhaben war indeß zu unreif, um nicht gegen näher anliegende Thätigkeit und Beſchäftigung zurückzuſtehen.

Wir hatten einen der ſchönen Herbſttage benutzt, um eine Fahrt nach Bentheim zu machen. In großen, ſchweren, aber je mit ſechs Pferden beſpannten Kutſchen legten wir die drittehalb Meilen ſchlechten Weges raſch genug zurück. Man fährt über die ſogenannte Brechte, eine wüſte Strecke, die noch während des dreißigjährigen Krieges ein ſchöner Wald war. Das Land wird in dieſer Richtung hügelig und romantiſch, man glaubt ſich aus der weſtphäliſchen Ebene weit weg in ein Gebirgsland verſetzt. Schon von fern ſieht man das alte Schloß auf ſeiner anſehnlichen Höhe aus dem großen, wohlhabenden Marktflecken hervorragen, der ſich am Fuße des Abhangs hinzieht; daſſelbe liegt auf einem weiten Felſenboden, der ſich bald mehr bald weniger erhebt, und giebt mit ſeinen mächtigen Mauern und ſtarken Thürmen ein Bild unbezwinglicher Feſtigkeit. Ganz glaublich hat ſchon Druſus hier ein römiſches Kaſtell erbaut, um die in dieſer Gegend wohnenden Tubanter

in Gehorſam zu erhalten, der Ort war zu einem feſten Kriegsposten vorzüglich geſchickt, und weit umher kein ähnlicher zu finden. Römiſche Münzen ſind hier öfters ausgegraben worden. Der Grundbau des jetzigen Schloſſes ſoll entſchieden römiſches Mauerwerk ſein, und auch die ganze ſüdliche Steinwand, die von ungeheuern Quadern hoch aufgethürmt die ganze Länge des Hauptbaues glatt abſchneidet, wird für älter als die eigentliche Ritterzeit gehalten. Dieſe gewaltige Wand dürfte keine Sturmleiter zu fürchten haben, und kaum durch das ſchwerſte Geſchütz zu zerbröckeln ſein; ein runder Thurm, der die ſüdweſtlichſte Ecke bildet, zeigt wirklich an ſeinen Mauern, die einige Ellen dick ſind, die Spuren abgeprallter Kanonenkugeln, welche von den Franzoſen in frühern Kriegen, als hannöverſche Truppen ſich hier feſtgeſetzt hatten, fruchtlos verſchoſſen worden, nur das Dach wurde zertrümmert. Ein viereckiger Thurm auf der ſüdöſtlichen Seite ſcheint noch feſter, doch hat der Blitz oben auf der Plattform eines der vier ſteinernen Wachthäuschen aufgeriſſen. Die nördliche Seite iſt ohne Thürme, weil der Felſen hier höher emporragt, und durch ſeine Steilheit jeden Angriff unmöglich macht. Ein alter Heidentempel iſt auf dieſer Seite mit in das Schloß verbaut, man weiß aber nicht, welche Gottheit hier verehrt worden. Durch zwei unterirdiſche Treppen, welche durch die Felſen durchgebrochen ſind, kommt man hier zu den ſchönſten Spazirgängen, die ſchon außerhalb der Burgmauer, aber noch ganz auf der Höhe liegen; uralte Bäume ragen hier empor mit gewaltigen Stämmen und ungeheuern Wipfeln, Epheu ſo ausgebreitet und dicht, wie ich es vorher nie geſehen; der ganze

Abhang, der ſich dann allmählig zur Ebene ſenkt, iſt mit Bäumen und Buſchwerk reich überwachſen. Von einer hohen mächtigen Vormauer eingeſchloſſen, und ganz noch zur Burg gehörig, liegt öſtlich ein geräumiger Obſtgarten, wo man nach allen Seiten die herrlichſte Ausſicht hat, nach Steinfurt, und weit in das Münſterland, während nach der andern Seite von den Thürmen das Auge tief in Holland eindringt. Weſtwärts dicht am Fuße des Schloſſes ſtehen noch einige ſonderbare glattgeſpülte Felſenmaſſen; die eine, oben flach, wie ein aufrecht ſtehender runder Pfühl, der von oben zuſammengedrückt worden, heißt des Teufels Ohrkiſſen, denn der Sage zufolge hat dieſer einmal mit dem Kopf auf dieſem Kiſſen geſchlafen, und einige oben bemerkbare Linien gelten für die Spuren ſeines dem allzu weichen Stein eingedrückten Ohrs. Die Macht des Pflanzenwuchſes zwiſchen all dieſen Felſen und Mauern war außerordentlich, ſeit undenklicher Zeit hatte ihm niemand gewehrt, aus allen Fugen der Steine ſchoß ellenhohes Gras, Bäume ſchwankten an der hohen Mauerbrüſtung, das mühſame Menſchenwerk war wieder im Uebergange zur Wildniß.

Einige Zimmer, zu ſolchem Behuf leidlich eingerichtet, dienten zu unſrer Bewirthung; wir hielten ein fröhliches Mahl unter lebhaften Geſprächen, denen der Ort und ſeine Eindrücke unerſchöpflichen Anreiz boten. Nachmittags beſuchten wir auch die unterirdiſchen Gemächer und das Innere der Thürme; ſeltſame und grauſame Gefängniſſe zeigten ſich, ein tiefes Burgverließ, in welchen die Hinabgelaſſenen verſchmachten mußten, eine Marterkammer, deren ſcheusliche Werkzeuge jetzt

verroſtet umherlagen, aber noch lebte ein alter Mann auf dem Schloſſe, der in ſeiner Jugend ſie hatte anwenden ſehen. Viele Rüſtungen, Lanzen, Schilde und Pfeile waren in einem dunkeln Gemach aufgehäuft. Eine Anzahl noch ziemlich erhaltener, zum Theil lebensgroßer Bildniſſe vergegenwärtigte die ehemaligen Häupter dieſer hingeſtorbenen Welt; das Bild der berühmten weißen Frau, die auch hier bei wichtigen Ereigniſſen, ſo fern ſie die Familie betreffen, und beſonders bei Todesfällen ihr Weſen treiben ſoll, wurde als durch die Zeit zerſtört angegeben, oder ſollte aus beſondern Gründen nicht gezeigt werden; die uralte kleine Schaffnerin aber, welche behauptete, mehr als zehnmal die ſchreckliche Erſcheinung geſehen zu haben, hätte ſich allenfalls ſelber dafür ausgeben können, ſo ſchauerlich und düſter war ihr ganzes Weſen. Nachdem wir noch im Wald unfern der Burg eine neuentdeckte reichhaltige Schwefelquelle beſichtigt, und einen Blick auf die nahegelegenen ungeheuren Steinbrüche geworfen, aus deren Steinen unter andern das Rathhaus zu Amſterdam erbaut worden, fuhren wir mit einbrechender Nacht zurück, und kamen durch die dunkle Wüſte ſpät und voll ſchauerlicher Betrachtungen in Steinfurt wieder an, das uns mit ſeinen Lichtern und bekannten Wohnräumen wie der neuſte, heiterſte Ort erſchien.

Noch vor Eintritt des Winters kehrte die Fürſtin von Solms-Lich mit ihren vier Söhnen nach der Wetterau zurück, und die Geſellſchaft in Steinfurt wurde merklich einfacher und ſtiller. Die naſſe Witterung erlaubte weniger, im Freien zu ſein, und man ſah ſich auf die Hülfsquellen winterlicher Unterhaltung beſchränkt.

Die Ausſicht, daß auch wir die Rückreiſe nach Wien und Prag bald antreten könnten, verhüllte ſich mehr und mehr, und wir mußten uns darin ergeben, einen Theil des Winters hier abzuwarten. Für mich und mein Bedürfniß war am leichteſten geſorgt, der frühere Abend ging mir in der herkömmlichen Geſelligkeit angenehm hin, und wenn dieſe Pflicht ſo weit erfüllt war, als die Neigung mit ihr Schritt hielt, zog ich mich gewöhnlich bei Zeiten auf mein Zimmer zurück, und fing mein arbeitſames Nachtleben wieder an. Die reiche Büchersammlung des Grafen war mir zum Gebrauch eröffnet, und ich ſchwelgte in den mannigfachſten Geiſtesrichtungen. Große Sammlungen, wie Schlözer's Briefwechſel und Staatsanzeigen, las oder blätterte ich durch, und merkte mir durch Auszüge vieles an. Ein näheres Eingehen in die Geſchichte von Weſtphalen führte mir in den langweilig ausgeſponnenen Einzelnheiten des Geſchichtſchreibers von Steinen unerwartet mein eignes, lange vergeſſenes Geſchlechtsregiſter wieder vor die Augen. Franzöſiſche Memoiren las ich in Menge, auch ſtrengere Geſchichtswerke und ſogenannte philoſophiſche Schriften. Was mich aber mehr als alles anzog und erfreute, und mir für die ganze Folgezeit eine Quelle tiefſter Befriedigung eröffnete, war die Bekanntſchaft, die ich hier zuerſt mit den Schriften des Johannes Tauler machte. Ich fand eine Ausgabe nicht nur der Predigten, von denen ich ſchon einige Kenntniß hatte, ſondern auch des ſeltneren und wichtigeren Werkes von der Nachahmung des armen Lebens Chriſti. Dieſe mehr wiſſenſchaftlich geordnete Darſtellung der myſtiſchen Wahrheiten hätte mir nicht zu gelegnerer Zeit kommen können. Ich werde

ſpäter davon im Zuſammenhange näher zu berichten haben, und ſage hier nur ſo viel, daß ſich mir durch dieſes Buch gleichſam die dunkeln Wände aufthaten, um mich in herrliche, weithin ausgebreitete Landſchaft blicken zu laſſen! —

Alles dies regte mich außerordentlich an, und ich verbrachte nun ganze Nächte leſend und ſchreibend. Hiebei jedoch konnte ich mich nicht erwehren, abermals, wie früher in Tübingen, der örtlichen Stimmung des Landes und der Menſchen, unter denen ich lebte, durch beſondere Eindrücke inne zu werden. Das katholiſche Weſtphalen im nördlichen Deutſchland ſteht nämlich in ähnlichem Verhältniſſe, wie das proteſtantiſche Würtemberg im Süden; das gleichſam in die Fremde verſprengte Glaubensweſen ſcheint die ihm eigenthümlichen Kräfte hier zu beſonderm Nachdruck zu ſteigern, und ſie in die äußerſten Auswüchſe wuchern zu laſſen. Daher in beiden Ländern, wie die ſtrengſte Lehre und der feurigſte Eifer, auch der entſchiedenſte Aberglaube und Wahn ſich eingeniſtet hat. Die Münſterländer ſind berühmt wegen der Stärke ihres Kirchen- und Volksglaubens; die wundervolle Nonne von Dülmen iſt das katholiſche Gegenſtück zu der proteſtantiſchen Seherin von Prevorſt; Vorherſagungen, Wundergeſchichte, Traumverkündigungen, Geiſterbegriffe, ſind in ganz Weſtphalen heimiſch und verbreitet, wie in Würtemberg. Und wieder möcht' ich einen Theil dieſer Hinneigung auf die Art und Weiſe des Landes, einen andern Theil aber auf den Volksſtamm rechnen. Hier iſt überdies die vereinzelte Lebensart in einſamer, oft öder Natur, und die dünne Bevölkerung ſolchen düſtern Einbildungen noch

beſonders günſtig. Zahlreich ſind hier die Leute, welche von Geſichten heimgeſucht werden, Fernſeher, denen Verborgenes offenbar wird, ſei es in der Vergangenheit oder Zukunft; ein vereinzeltes Bild ſtellt ſich dar, das aber auf ganze Reihen von Thatſachen ſchließen läßt, ſo werden Todesfälle, Hochzeiten, Feuersbrünſte, Glückserhöhungen vorhergeſehen, beſonders aber, und dies hauptſächlich in der neuern Zeit, politiſche Ereigniſſe, man ſieht fremde Truppen marſchiren, deren Uniform unbekannt iſt, oder ſieht wegen des Nebels die Mannſchaft nicht, wohl aber die Spitzen der über die Schulter ſchräg liegenden Gewehre, die in endloſen Zügen raſch vorüberziehen; auch ſchon in Kindern iſt dieſes Sehen noch nicht wirklicher Dinge häufig, man erzählte einen Fall, wo ein kleines gutartiges Mädchen, wegen langen Außenbleibens geſcholten, ganz unſchuldig ſich darauf berufen, ſie habe ja ſo lange ſtill ſtehen müſſen, bis all die Kanonen und Pulverwagen vorbei geweſen, und man hatte ſie wirklich geſehen, wie ſie auf der einen Seite der Straße gleichſam abgewartet, daß der Weg querüber frei würde. Die Menge und Mannigfaltigkeit und ſtete Wiederholung ſolcher Geſchichten muß am Ende, wo nicht den Glauben an ihre Wahrheit, doch einen unheimlichen Eindruck, eine Art Anſteckung erzeugen, gegen welche der aufgeklärteſte Verſtand nicht ſicher iſt; ich ſah manche Perſonen, die ſich durch Bildung weit über ſolchen Aberglauben hinweg dünkten, doch in einem geheimen Winkel der Seele davon ergriffen. Das Schloß zu Steinfurt war nicht frei von trüben Sagen und Verkündigungen; man fühlte, daß man auf altem Boden des Ritterthums lebte, und dieſe modern-gefälligen Zimmer mit ihren

harmloſen Tagesvorgängen auf düſtern Gewölben, blutigen Unthaten und grauſem Entſetzen ruhten. Der Gang durch die Schloßkapelle, welcher am ſpäten Abend zur Verbindung mit dem einen Schloßflügel nicht gut vermieden werden konnte, hatte jedesmal etwas Schauerliches, und ein unregelmäßiger, mit rothen Ziegelſteinen belegter Vorplatz, der gleichfalls zu durchſchreiten war, hat gewiß noch nie einen Fuß zum Verweilen angelockt. Am unbehaglichſten und ſtörendſten empfand ich bisweilen den Blick eines der Schloßdiener, den ich öfters dabei betraf, daß er mit finſterer Aufmerkſamkeit mich anſchielte; er war ein langer hagrer Menſch, von blaſſem trüben Geſicht, ſchweigſam in ſich gekehrt, und ohne daß man ihm etwas Beſtimmtes ſchuldig geben konnte, fand man ihn nicht ſonderlich aufgelegt zum Guten. Die Gabe des Vorherſehens, der Erſcheinungen und Ahndungen des Verborgenen, wurde ihm in hohem Grade zugeſprochen, und wegen mancher unangenehmen Vorgänge, wo dieſelbe ſich auffallend bewährt haben ſollte, vermied man ſorgfältig ſie herauszufordern. Einige meinten, er trage ſeine Gabe als ein Unglück, und um ſeinen Mißmuth zu vergeſſen, ergebe er ſich dem Trunk; der Erbgraf aber meinte kopfſchüttelnd, der Trunk möchte wohl eine der Hauptquellen ſeiner Geſichte ſein, und hielt überhaupt den Mann etwas feſter im Augenmerk.

Mit den Nachtſtunden von jeher vertraut, in anregender Geiſtesbeſchäftigung, und in meinem Innern entſchieden der Lichtſeite zugewendet, konnt' ich auch hier dergleichen Eindrücke wohl abweiſen, aber doch nicht völlig vernichten. Wie im Fluge ſtreifte mich bisweilen

die Unruhe, als würde ich belauſcht, als ſtünde jemand draußen vor meiner Zimmerthüre. Indeß ſetzte ich meine Lebensweiſe ruhig fort, und arbeitete allerlei, was mir Vergnügen machte oder auch zunächſt Nutzen bringen ſollte. Einige Erzählungen, die ich ſchon in Tübingen angefangen hatte, ſchrieb ich um; in manche geſchichtliche Stoffe ſucht' ich einzudringen. Täglich erneute ſich mir auch die Aufforderung, meine über Paris aufgezeichneten Merkworte und Andeutungen zu lesbaren Schilderungen auszuführen. Ich machte in dieſer Arbeit ziemliche Fortſchritte, theilte einiges davon im Vertrauen mit, und erhielt großen Beifall. Aber eines Tages entdeckt' ich, nicht wenig betroffen, daß mir mehrere Blätter fehlten; da ich ſehr klein und auch auf kleine Blätter ſchrieb, ſo konnten ſie allerdings leicht zwiſchen andre gerathen ſein, ſich verkrochen und verirrt haben, aber die ſorgfältigſte Nachforſchung entdeckte keine Spur davon, und wie ſie weggekommen ſein ſollten, blieb ganz räthſelhaft. Unglücklicherweiſe enthielten ſie ſtarke Aeußerungen gegen den franzöſiſchen Kaiſer, und auch das Poiſſarden-Lied auf ſeine Vermählung nebſt den beigeſchriebenen Muſiknoten, durch welche das eine der Blätter dem Auge ſogleich auffallend erkennbar war. Wer ſich jener Zeiten erinnert, dem kann über die Gefahr, ſolche Papiere verloren zu haben und nicht in ſichrer Hand zu wiſſen, kein Zweifel ſein. Und nicht ich allein war bloß geſtellt, ſondern eine ganze erlauchte und würdige Familie, die man für mein Vergehen mitverantwortlich zu machen nicht unterlaſſen hätte. Ich war in äußerſter Pein, und um nicht noch mehr angſtvolle Besorgniſſe aufzuregen, verſchwieg ich den Fall auf dem

Schloſſe gänzlich, vertraute ihn aber, ohne den Inhalt der Blätter völlig anzugeben, dem Doktor Houth; dieſer wohlwollende Mann nahm aufrichtig Theil an meinem Verluſt, wußte aber auch keinen Rath, als den ſonderbaren, mit dem er zögernd hervorrückte, er wollte den Seher auf dem Schloſſe befragen, vielleicht könne der vermittelſt ſeiner Gabe den Ort entdecken, wo die Blätter jetzt ſeien. Ich mußte an die bekannte Geſchichte Swedenborg's denken, und durfte den guten Willen nicht hemmen. Das Ergebniß war auffallend genug; der Seher hatte bei der Frage das Geſicht verdreht, anfangs gar nicht antworten wollen, endlich aber nach ſchlafähnlichem Hinträumen, die kurze Auskunft ertheilt, die Blätter ſeien weit weg, und ſonſt war nichts aus ihm herauszubringen. Dieſe Andeutung erſchloß eine Möglichkeit, die mir früher nicht eingefallen war, und jetzt einige Wahrſcheinlichkeit gewann; ich konnte die Blätter aus Verſehen einem Briefe nach Hamburg oder Berlin beigefügt haben; doch dieſerhalb deutlich anzufragen, war kaum rathſam in einer Zeit, wo kein der Poſt anvertrauter Brief ſicher dünkte, und je mehr ich es bedachte, je weniger konnt' ich mir jenes Verſehen zutrauen.

Mehr als dieſe Ungewißheit aber bekümmerte mich die allgemeine, in welche mein eignes Loos ſo tief verflochten war. Daß ein großer Strich des nördlichen Deutſchlands, und darin die bisher zu dem Großherzogthum Berg gerechneten Grafſchaften Steinfurt und Bentheim, ſo wie die noch mit einem Schatten von Freiheit beſtandenen Hanſeſtädte, nun unmittelbar mit Frankreich vereinigt, und in franzöſiſche Departements umgewandelt wurden, raubte mir die letzte Heimath, welche mir in

Hamburg noch geſchimmert hatte. Die Nachrichten aus Berlin, die ich nach langem Harren erhielt, waren ſpärlich und traurig, doppelt traurig für mich, da ſich darin auch eine Unzufriedenheit kund gab, die ich zu verſchulden ſchien, ohne daß ich dieſen Schein abwenden, noch die Wirklichkeit genügend aufhellen konnte. Je weniger ich Mittel und Freiheit hatte, für den Augenblick nach außen handelnd hervorzutreten, um ſo mehr befeſtigte ſich mein Inneres, und ich wußte und empfand, daß meine Hoffnungen und Vorſätze nicht zu zerſtören waren.

Der Froſt und Schnee des Winters eröffneten neue Vergnügungen; das Bagno wurde fleißig beſucht, und die Eisdecke des See's zum Schrittſchuhlaufen benutzt, woran auch die Damen mit größtem Erfolg Theil nahmen, und wobei man bekennen mußte, daß für die Schönheit und Grazie der Erſcheinung wohl keine andre Uebung dieſem ſchwebenden Wandeln den Preis ſtreitig machen kann. Dem Winterleben durfen einige Bälle, Muſik, Vorleſungen, und ſelbſt kleine dramatiſche Ergötzlichkeiten nicht fehlen, welche letztere, ganz aus dem Stegreif und nur als Spiel des Augenblicks behandelt, gerade hierin ihren Werth hatten.

Eine Fahrt nach Münſter gab Gelegenheit, ſich in dieſer merkwürdigen Stadt wiederholt umzuſehen. Die Geſchichte der Wiedertäufer, die ich ſo eben, zum Theil nach Handſchriften, mit Unmuth und Widerwillen bis in ihre Einzelheiten verfolgt hatte, iſt hier durch Denkmale erhalten, welche jener wahnſinnigen und gräßlichen Ereigniſſe würdig ſind, durch die ſchrecklichen eiſernen Käfige am St. Lambertsthurm, in denen die gemarterten und verſtümmelten Körper der drei Hauptwüthriche

zur Schau aufgehängt worden. Angenehmer weilt die Betrachtung auf den Bildniſſen der Geſandten, die einſt am weſtphäliſchen Frieden hier und in Osnabrück arbeiteten; es ſind darunter die bedeutendſten Phyſiognomieen, mit denen mancher Geſchichtszug ſich verwebt. Dieſe Sammlung ſollte durch treue und ſorgfältige Nachbildung vervielfacht werden, damit ſie dem Geſchichtsfreund überall zu Gebote ſtünde; ein Wunſch, der ſich auch lebhaft bei der von Gleim hinterlaſſenen Sammlung in Halberſtadt aufdrängt, wo die zum Theil vortrefflichen Bildniſſe ſeiner Freunde uns die theuerſten litterariſchen Namen gleichſam perſönlich vorführen. Wir beſuchten in Münſter den franzöſiſchen Präfekten Freiherrn von Mylius, der es in ſeiner Stellung beklagen mußte, gleich ſo vielen andern Weſtphalen auch ſeinen eignen Bruder noch in öſterreichiſchem Kriegsdienſte zu wiſſen. Wir ſahen dann auch die Familie Droſte von Viſchering, welche in Münſter durch ihre altbegründeten Verhältniſſe und ſtrengkatholiſchen Geſinnungen in höchſtem Anſehen ſtand, und dieſes unter den franzöſiſchen Behörden zu behaupten wußte. Zu dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der, bald nach ſeinem Uebertritt zur katholiſchen Kirche, hier hauptſächlich der Familie von Droſte wegen ſeinen Wohnſitz genommen hatte, mochte ich nicht mitgehen; es that mir leid, ihn zu verſäumen, und doch hatte ich keine Stimmung für ihn, ich konnte mir ſein ganzes Verhältniß zur Welt nur als getrübt und verſchoben denken. Was die Andern von ihrer mit ihm gehabten Unterhaltung nachher erzählten, veränderte dieſe Meinung nicht. Er zeigte ſich von dem ſtärkſten Haſſe gegen die Franzoſen und ganz be-

ſonders gegen Napoleon erfüllt; allein wie ſehr auch hierbei die Triebfedern rege waren, die er als Deutſcher, und wieder beſonders als deutſcher Graf empfand, ſo war ihm doch jetzt bei weitem die Hauptſache, daß Napoleon vom Papſte in den Bann gethan war, ein Umſtand, der damals im Münſterlande, trotz aller Aufſicht der Franzoſen, durch die Geiſtlichen heimlich im Volke recht bekannt und beſprochen wurde. Alſo wenn Napoleon, ſo durfte man fragen, nur den Papſt zufrieden ſtellte, und dieſer, etwa, wie er ihn ſchon krönen helfen, ihm einen geweihten Hut und Degen ſchickte, ſo mußten wir andre Augen für den Feind unſres Vaterlandes haben? Dieſe Folgerungsart ging mir nicht ein, und ich hätte mich ſchwerlich enthalten, ſie durch Anführungen, wie die obigen, zu unterbrechen. Stolberg war vortrefflich, wo ſein edler Geiſt und ſeine reichen Kenntniſſe im Feuer der Einbildungskraft und der Geſinnung glühen durften, und wo es auf nichts weiter ankam; zum eigentlichen Denken war er nicht begabt, und was er in dieſer Richtung, ſeinem Naturell entgegen, dennoch leiſten wollte, zeigte nur ſeine Schwäche. Das ganze Mißverhältniß, in welches er durch dieſen Mangel gerathen war, aufzudecken und in ſeinen Gründen und Folgen zu erörtern, war neun Jahre ſpäter dem alten Voß auferlegt, bei deſſen ſcharfer Anklage und Stolberg's bald nachher erfolgtem Tode ich doch wiederum bereuen mußte, der perſönlichen Anſchauung des letzten verluſtig geblieben zu ſein. —

Von den unheimlichen Anwandlungen, deren ich früher gedacht, merkt' ich im Verfolg des Aufenthalts in Steinfurt wenig mehr, und ſie waren faſt erloſchen,

als meine ihretwegen gefühlte Befangenheit plötzlich auf ein ganz anderes Feld überſprang. Ich hatte eines Abends mich auf mein Zimmer zurückgezogen, war aber noch zu dem Oberſten gerufen worden, und verweilte ziemlich lange bei ihm, während das Licht bei mir fortbrannte, meine Thüre aber verſchloſſen war. Als ich ſpät wiederkam, erſtaunte ich nicht wenig, einen Mann gebückt vor der Thüre ſtehen zu finden, der bemüht war, durch das Schlüſſelloch zu ſehen. Er war von der Dienerſchaft, hatte hier aber nichts zu ſuchen. Mein plötzliches Erſcheinen in ſeinem Rücken, da er mich im Zimmer glaubte, erſchreckte ihn ſo, daß mein ſcharfes Fragen nichts aus ihm herausbekommen konnte, ſondern nur ſeine Verwirrung mehrte. Doch war mit dieſer Neugier, über der ich ihn ertappt, eine ſträfliche Abſicht nicht grade zu verbinden, und ich ließ den Mann mit einem Verweiſe gehen. Daß ich ſchon öfter auf dieſe Art belauſcht worden, war ſehr wahrſcheinlich, und leiſe Bewegung und Menſchennähe überhaupt mochten bisweilen auf meine in der Nachtſtille empfindlichen Nerven gewirkt haben, da denn, eher als der Sinn, die Einbildungskraft ſich der unſichern Wahrnehmung bemächtigte. Die Entdeckung war mir ſehr unangenehm; ich dachte unwillkürlich an die Blätter, die mir weggekommen waren, und quälte mich mit argwöhniſchen Vermuthungen aller Art. Daß dieſe nicht ganz ungegründet wären, ſollte ſich bald durch neue Anzeigen beſtätigen.

Mittlerweile hatten vom Niederrhein und von Holland her allerlei Bewegungen unter den franzöſiſchen Truppen angefangen, und es war deutlich zu erkennen, daß dieſelben allmählig immer ſtärker nach den nördlichern

Gegenden ſich zuſammenzogen. Das langſame, aber anhaltende und übereinſtimmende Fortrücken in gleichmäßigen Richtungen ließ einen noch entfernten, aber entſchiednen Zweck vermuthen. Wirklich waren dies erſte vorläufige Zurüſtungen zu dem Kriege gegen Rußland, der in der Seele Napoleon's als unfehlbar vorausgeſehn und beſchloſſen, in den öffentlichen Verhältniſſen noch unter dem Schein der größten Feeundſchaft verhüllt war, und daher für grundloſen Wahn erklärt werden konnte. Die Beſtimmtheit ſolchen Abläugnens machte auch die Kundigſten wieder irre, und ſo wußte man oft ein Ereigniß lange vorher, aber kurz vorher nicht, weil man wieder aufgehört hatte, es zu glauben. Bei dieſen Truppenzügen durch Weſtphalen kam auch eine Abtheilung durch Steinfurt; ein franzöſiſches Regiment Jäger zu Pferde bezog daſelbſt für einige Zeit Quartiere. Dieſe Gäſte brachten in unſre Tage einen ganz neuen Schwung; der franzöſiſche Oberſt wohnte auf dem Schloſſe, er und die meiſten ſeiner Offiziere nahmen an der Geſellſchaft eifrig Theil; die Geſpräche konnten nicht immer unterhaltend ſein, und nahmen oft eine nicht angenehme Wendung, denn ſowohl der Uebermuth, mit dem die Franzoſen von ihren Siegen ſprachen, als die Kammeradſchaft, die ſie uns jetzt aufdringen wollten, waren in gleichem Maße peinlich, und kaum zu dulden. Daß in dieſer Zeit mehrere öſterreichiſche Offiziere, aus Weſtphalen gebürtig, das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich benutzten, um ihre Heimath wiederzuſehen, aber hier von den franzöſiſchen Behörden mißtrauiſch angeſehen und beobachtet wurden, mit den franzöſiſchen Offizieren aber ſchon mehrmals in

widrige Berührung gekommen waren, konnte auf beiden Seiten die Spannung nur vermehren. Zur Aushülfe, und um weniger Geſpräche führen zu müſſen, wurde das Spiel herbeigezogen. Nachmittags gingen einige Stunden im Billardſaale hin, Abends nahmen Karten oder Schach die Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Indeß traten auch hier bei näherem Umgange aus der anfänglichen Gleichmäßigkeit die perſönlichen Eigenarten ſichtbarer hervor. Der franzöſiſche Oberſt war nichts als ein Kriegsmann, in ſeinem Handwerk eifrig und ganz beruhigt, dem Kaiſer ergeben ſoviel als nöthig war, um nicht zurückzubleiben, übrigens von wenig Bildung, aber ſehr bemüht, dieſen Mangel zu verdecken. Ein paar jüngere Offiziere wollten bei jeder Gelegenheit ihren Ehrgeiz in der Begeiſterung für den Kaiſer befriedigen, einer derſelben von altadeliger Geburt, that nicht anders, als ſei Napoleon in grader Erbfolge der Fortſetzer der Bourbons. Ein alter Rittmeiſter gehörte der frühern Revolutionszeit an, hatte zuerſt unter Bernadotte und Moreau gedient, und verhehlte nicht, daß ihn der neuſte Zuſtand der Sachen wenig befriedige. Auf einem Spazirgange ſchloß er mir ſein Herz völlig auf, nannte Napoleon den Unterdrücker der Freiheit, und verabſcheute deſſen ganzes Regierungsweſen, das überall nur auf rohe Gewalt gegründet ſei und auf Entſittlichung hinwirke. Wenn mir bei ſolchen Reden noch einiges Mißtrauen geblieben war, ſo mußte dieſes völlig ſchwinden an dem letzten Nachmittage vor dem Abmarſch der Franzoſen. Ich ging mit dem Rittmeiſter im Bagno einſam ſpaziren, der nahe Abſchied bewegte ihn, er drückte mir die Hand, und verſicherte mich,

meine Denkart, ſo weit er ſie habe kennen lernen, freue ihn, ja ſie gebiete ihm für mich eine nähere Theilnahme. Dann plötzlich überraſchte er mich durch dieſe Anrede: „Sie ſind jung, Sie können noch viel erleben, bewahren Sie Ihre Denkart für beſſre Zeiten, aber deßhalb auch ſich ſelbſt! Sie ſind nicht vorſichtig, Sie ſtürzen ſich nutzlos in Gefahr! Was ſchreiben Sie für Briefe? Ich will nichts wiſſen, mißverſtehen Sie mich nicht, ich will Sie nur warnen! Hören Sie als Beweis meines Zutrauens, was ich Ihnen mittheilen muß! Als ich neulich in Münſter war, fragte mich ein alter Kammerad, der jetzt in einem höheren Bureau dort angeſtellt iſt, wie es mir in Steinfurt ginge, die Leute dort müßten uns recht haſſen, und als ich ihn fragte, was ihn zu dieſer Meinung beſtimme, erfuhr ich, daß man genaue Kundſchaft von dort habe, und das Schloß durch allerlei Spürhunde beobachtet werde; man wiſſe, daß hier gegen die franzöſiſche Regierung gearbeitet, daß ganze Nächte hindurch geſchrieben würde. Junger Freund, damit können nur Sie gemeint ſein, nehmen Sie ſich in Acht, Sie wiſſen nicht, was unſre Polizei für ſchändliche Mittel anwendet. Stellen Sie allen Briefwechſel ein, ſo lange Sie hier im Lande ſind!“ Ich wurde nicht wenig durch dieſe Mittheilung beunruhigt; zwar Briefe hatte ich nur wenige und ſehr unſchuldige geſchrieben, aber mir fielen meine vermißten Blätter ein, die ich nun gewiß böslich entwandt glauben mußte. Ich ſonderte nach dieſer biedern und dankenswerthen Warnung nun alles Verfängliche in meinen Papieren aus, und was ich nicht verbrennen wollte, brachte ich vorläufig in ſichren Verſteck.

Glücklicherweiſe trat bald nachher auch der Zeitpunkt unſrer Abreiſe ein, und wir verließen gegen Ende des Januars 1811 dieſe Gegend, um fürerſt einige Wochen in Lich zuzubringen, von wo wir auch Laubach und Utpha in der Wetterau beſuchten. Darauf brachten wir kurze Zeit in Frankfurt am Main zu, und reiſten dann ohne Aufenthalt, wiewohl nicht ohne Abenteuer, nach Wien.

Meine Blätter über Paris, ſobald ich ſie glücklich nach Oeſterreich gebracht, vervollſtändigte ich wieder, und nachdem ſie von mehreren Freunden mit Antheil waren geleſen worden, forderte ſie von mir, im Sommer 1811 zu Töplitz, der preußiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Graf von der Golz, aus deſſen Nachlaß ich ſie erſt im Jahre 1834 wiedererhielt. Von den entwandten Blättern aber fand ich eine Spur im Jahr 1813 in Hamburg. Man brachte in das ruſſiſche Hauptquartier Schriften und Bücher, die ſich in der Wohnung des franzöſiſchen Polizeihaupts Grafen von d'Aubignosc zurückgelaſſen fanden. In einem alten beſtäubten Pack fiel mir ein Blatt auf, welches ich bald als eine in's Franzöſiſche überſetzte Stelle von mir über Napoleon erkennen mußte, die als Extrait d'une lettre bezeichnet war. Dabei lagen zwei Abdrücke der Ode von Stägemann an den Kaiſer Alexander.

Die Nachbarſchaft war ehrenvoll, aber auch gefährlich. Zum Glück waren dieſe Anklageſtücke beiſeit geſchoben worden, und jetzt, in unſern Händen, nur Zeugniſſe, wie ſehr die Zeiten ſich verändert hatten! —

Frankfurt am Main, den 20. Februar 1811. Mein lieber Fouqué freut ſich, daß er ſeinen Brief mir in dieſe Gegend ſchickt, und wünſcht anſtatt des Blattes ſelber hier zu ſein. „Das mir ſehr liebe Frankfurt! — ſo ſchreibt er mir aus Nennhauſen, — das mir von langer Zeit wie ein freundliches Weihnachtsbild herüber ſieht. Der ſilberblaue Main, mit ſeinen milden Ufern! Zuletzt habe ich das alles auch im Winter geſehen, und es war dennoch ſo ſchön. Doch will ich freilich nicht mit Sicherheit behaupten, wie viel des eignen Lichtes von den Gegenſtänden ausging, und wie viel auf ſie hinſtrahlte aus meiner Jünglingsſeele, in allem Stolz auf den vollbrachten erſten Feldzug, in aller traumumglänzenden Hoffnung auf neue, weit glorwürdigere, in aller romantiſchen Erwartung unerhörter Abenteuer und Liebesgeſchichten. Ich taugte damals nicht viel. Die raſende Selbſtheit des Zeitalters mit ihren thörichten Schwindeln hielt mich ſchlimm beſeſſen; es war nur grade ſo viel des Rechten und Guten noch in mir wach, als taugte und nothwendig war zur Ausſaat in eine beſſere Zukunft. Ich dichtete auch wenig, und ſchlecht, weil ich mir mein Leben ſelbſt zu einem wunderbaren, höchſt prahlenden Epos ausſpann, aber eben deßhalb leuchteten die wirklichen Umgebungen wie goldne Feenſchlöſſer mit Demantengehängen verziert, und, wie geſagt, ich weiß nicht, ob alles ſo ſchön war, als es mir in der Erinnerung mit hellen Farben aufſteigt, ſobald einer ſagte: Frankfurt am Main!“ — Mit welcher Wehmuth erfüllt mich der Brief meines Freundes! Wie ganz anders fühl' ich mich jetzt hier, auch nach meinem erſten Feldzug, und auch noch jung (morgen werd' ich

fünf und zwanzig Jahr) um nicht des Alters wegen den ſüßen Einbildungen glücklicher Lebensgeſchicke entſagen zu müſſen! Unwillig von Schmerz und Zorn ergriffen, ohne Ermunterung irgend einer Art, jeder begeiſterten Stimmung fremd, in ſtetem Warten ohne Halt und Ruhe, ſeh' ich die flüchtigen Tage vorübergehen. Meine Wünſche für mich ſelbſt ſind beſcheiden, aber faſt hoffnungslos, ich ſehe mich ſtets auf's neue weitab verſchlagen! Und ſo auch liegt das Allgemeine, für das ich die kühnſten Wünſche mit feſtem Vertrauen hege, mir noch in dunkler, dunkler Ferne.

Wie jedes deutſche Land und jede deutſche Stadt früher auf eigne Weiſe die Kraft und das Gedeihen der Nation darſtellte, ſo auch jetzt wieder auf eigne Art ſpricht jedes Land und jede Stadt den allgemeinen Jammer aus. Welch' verſchiedene Bilder geben Hamburg, Münſter, Halle, Wetzlar, Hannover, Regensburg, oder Heſſen, Baireuth, Tyrol, überall iſt es ein andrer, ein eigenthümlicher Verluſt, und überall doch nur die eine Urſache dazu, die fremde Herrſchaft! Wie traurig ſteht auch dieſes einſt ſo glückliche und ſtolze Frankfurt da! Die alte Reichsſtadt, welche in ihren Mauern ehmals die Wahl und Krönung des Kaiſers geſchehen ſah, froh der Freiheit und des mit ihr verbundenen Wohlſtandes, wie ſehr iſt ſie geſunken! Zwar belebt ſind auch jetzt noch die Straßen und Märkte, mancher gute Erwerb iſt noch in den Händen der Bürger, ja ſogar auch neuer Reichthum entſtanden, und der Name der Stadt iſt auf das ganze Gebiet eines bedeutenden Großherzogthums ausgedehnt worden; allein der innere Kern deutſchen Lebens iſt angegriffen, und ſchwindet täglich mehr

dahin. Die Verfaſſung der Stadt war voller Mängel und Mißbräuche, das giebt jeder Verſtändige zu; aber nur aus eigner, einheimiſcher, freier Entwicklung können ſolche Fehler verbeſſert werden; die fremde Hand kann abſchaffen, aber nicht heilen, nicht verbeſſern. Das bezeugen auch hier tauſend Klagen, die laut den Arm des Rächers und Befreiers anrufen. So fordert eine ſtrenge Konſkription — an ſich die gerechteſte Maßregel, aber unter dem fremden Joche die ſchrecklichſte — nun auch das Blut der Unglücklichen, das in fremden Schlachten am Tajo und vielleicht an der Wolga ſoll verſpritzt werden, damit die Nachbleibenden um ſo ſichrer gefeſſelt ſeien! Eine billige Vorſtellung der Bürger, daß die Befreiung vom Kriegsdienſte durch Stellvertreter auf dieſelbe Weiſe, wie es in Frankreich geſchieht, eingeführt würde, iſt mit Härte abgewieſen worden, und die Behörde zieht das Loskaufgeld ein, während die übrigen Kriegspflichtigen nun doch die beſtimmte Anzahl zum Dienſte ſtellen. So haben es die Deutſchen in vielen Stücken ſchlimmer, als ſelbſt die Franzoſen, und ich habe ſchon von vielen Leuten hören müſſen, für das äußre Gedeihen müßte das Volk wünſchen, gleich völlig zu Frankreich geſchlagen zu werden. Doch iſt es wahrlich nicht der äußre Vortheil allein, der die Wünſche des Volks beſtimmt. Hier iſt ſeit langer Zeit gleichſam ein Stapelplatz des franzöſiſchen Weſens für Deutſchland, unzählige Bezüge reichen nach Frankreich hinüber, ſeit Jahren ſind hier franzöſiſche Truppen und Verwaltungen, aber ungeachtet alles deſſen hat ſich faſt nichts von franzöſiſchem Sinn hier feſtgeſetzt, vielmehr eine immer ſtärkere Gegenſtemmung erhoben. — Ich habe einem Balle des Caſino beigewohnt; die Geſellſchaft war zahlreich, alter Adel, Kaufleute,

Offiziere von der franzöſiſchen Beſatznng. Unter den Frauen waren bildſchöne Geſichter, die Anzüge reich und geſchmackvoll; man verſicherte mit Beſtimmtheit, ſeit fünfzehn Jahren habe keine namhafte Frankfurterin ſich mit einem Franzoſen verheirathet. Der Gouverneur der Stadt, Graf Taſcher, ſcheint ein gutmüthiger, muntrer Menſch, er befand ſich anſpruchslos in der Geſellſchaft, und man bekümmerte ſich wenig um ihn; aber andre Franzoſen wollten ſehr als Herren auftreten, und nahmen dem Gouverneur ſogar übel, daß er ſein Anſehn nicht ſtrenger behauptete. Sehr angenehm war mir die Bekanntſchaft des Herrn von Gontard, ehemaligen öſterreichiſchen Oberſtlieutenants im Klenau'ſchen Chevauxlegersregiment, der mich nach vielen ſeiner alten Kammeraden fragte. Wie ein romantiſches Land, von dem wüſte Meere trennen, lebt in dem öſterreichiſchen Heere noch das ſogenannte „Reich" in beſtem Andenken, und wiederum ſteht den Reichern eben ſo das ſchöne kaiſerliche Heer in der Erinnerung, welches in dieſen Gegenden ſo lange Zeit mit wechſelndem Glücke gekämpft. Wie viele Frankfurter ſprachen mit Entzücken von jenen frühern Jahren! Nun ziehen täglich hier unter unſern Fenſtern die franzöſiſchen Truppen vorbei, und lärmen mit ihren Trommeln und ihrer Muſik durch die Straßen. Ich ſollte deſſen ſchon gewohnt ſein. Ich werd' es nie gewohnt. —

Das Denkmal, welches Friedrich Wilhelm der Zweite vor dem Friedberger Thore den dort am 2. Dezember 1792 gefallenen Heſſen hat errichten laſſen, iſt mir noch werther und lieber geworden, als im Frühjahr 1809, da ich es zum erſtenmale ſah. Friedrich Wilhelm der Zweite hatte in Künſten hohen und edlen Geſchmack. Die Einfachheit

des Ganzen, der viereckige Stein, der auf Baſaltſchichten ruht, die großen ehernen Sinnbilder, Helm, Schild, Widderkopf und ſo weiter, alles zuſammen macht einen würdigernſten Eindruck, wie ſelten ſolche Denkmäler pflegen, die gar leicht in der Anlage verunglücken. Auch die Namen der Gemeinen ſtehen auf der ehernen Tafel. Solcher Steine ſollte man mehr in Deutſchland finden! Sie reden zu allem Volke, während Schrift und Erzählung nur in einem ſich ſtets verengenden Kreiſe fortbeſtehen. —

Ich will mich abwenden vom Staat und Krieg; Gottlob, das Vaterland hat noch andre Seiten, die nicht gleich jenen beſchädigt und verdorben ſind. Hier iſt Goethe geboren; deß will ich gedenken, und mich freuen! Die ganze Stadt iſt mir ſein geweihtes Denkmal: hier erblühten die kindlichen Sinne, hier ſogen ſie zuerſt die Lebensnahrung ein, die nachher aus ſeinen herrlichen Schöpfungen über die ganze Nation ſich verbreitete; dieſe Häuſer hat er betreten, dieſe Straßen dnrchwandelt, unſchuldig und ahndungsvoll, dieſer Glockenſchlag tönte ihm und maß ihm die Stunden ab, dieſe Mitbürger umwogten ihn! Wie im Zauberſchwunge rauſchen alle früheren Auftritte und Begegniſſe Wilhelm Meiſters neubelebt an mir vorüber, und die reine, blühende Seele Goethe's tritt daraus hervor. Geliebter Dichter, der du aus deutſchem Boden und Leben wie ein Rieſenbaum dich erhebſt, und den grünenden laubreichen Wald jüngerer Bildung um deinen mächtigen Stamm verſammelſt, ein Mittelpunkt und Urbild des Vaterlandes, laß mich hier dich in Gedanken als zartes Bäumchen umfaſſen, und deine junge Rinde küſſen! —

Harren und Streben.

Prag, 1811.

Nach dem wechſelvollen Leben, das ich ſo lange geführt, erſchien der herkömmliche Beſatzungsdienſt und überhaupt der ganze Aufenthalt in Prag ſehr beſchränkt und einförmig. Die drückenden Zeitläufte machten ſich überall fühlbar, der ſinkende Werth des Papiergeldes verurſachte auf allen Seiten Verluſt und Unſicherheit, der geſellige Zuſammenhang war ſchwach, und außer der ſchroffen Trennung der Stände wirkte hier auch der Unterſchied der Volksſtämme ſehr merklich. Doch ſtanden die deutſch und die böhmiſch redenden Eingebornen noch nicht ſo ſehr von einander ab, als von beiden wir deutſche Ausländer, die wir an Sinn, Richtung und Gewohnheiten hier entſchieden fremd waren, und trotz manches Bemühens nicht heimiſch wurden. Beſonders traf dies die zahlreichen Offiziere, welche aus Norddeutſchland wegen des Krieges nach Oeſterreich gekommen waren, und jetzt im Heere noch fortdienten. Auf einander angewieſen, hielten wir ſo viel als möglich zuſammen, erfuhren aber auch, daß die Gleichheit des

Aeußerlichen noch lange keine Gemeinſchaft bildet. Die mir am werthvollſten geweſen wären, hatte der Zufall entfernt, und der Nähe und Bereitwilligkeit mancher Anweſenden mocht' ich mich lieber entziehen. Dagegen hört' ich zwei deutſche Namen jetzt in Prag nennen, nach denen ich früher dort und anderswo vergebens gefragt hatte, und zu welchen ich mich lebhaft hingezogen fühlte. Der Hauptmann Ernſt von Pfuel, mir aus dem Lebenskreiſe von Nennhauſen ſehr wohl, aber noch nicht perſönlich, bekannt, war der eine dieſer Männer; der ehemalige preußiſche Miniſter Freiherr vom Stein, geächtet von Napoleon und hochgeehrt von allen deutſchen Vaterlandsfreunden, war der andre.

Stein war in Berlin durch die franzöſiſche Achtserklärung mitten in ſeinen Amtsgeſchäften überraſcht worden, und hatte ſeine Zuflucht nach Oeſterreich genommen. Hier waren während des Krieges ſeine Hoffnungen und ſein Haß heftig angeregt, und auch nach dem Frieden hielten beide ſich voll unmuthigen Eifers aufrecht. Er wollte jetzt in Prag möglichſt ruhig abwarten, wie die Weltereigniſſe ſich ferner entwickeln würden; der Ort war zur Beobachtung wohlgelegen, bot vielerlei Hülfsmittel, und auch geſelligen Anhalt genug für einen Mann, der durch Geburt und Würden überall zu den Kreiſen der hohen Ariſtokratie gehörte.

Von ſeiner unbeugſamen Geſinnung, der Schärfe ſeines Geiſtes und der ungemeinen Heftigkeit ſeiner Gemüthsart erzählte man vielerlei Züge, welche ihm überall, wo der Franzoſenhaß glühte, Bewunderung und Zutrauen erwarben, und einen Helden in ihm ſehen

ließen, auf den das Vaterland einſt würde rechnen dürfen. Zwar fanden ſich ſchon damals manche Stimmen, welche ſo raſchem Muthe nicht ganz vertrauen wollten, an den Grundſätzen des Staatsmannes vieles tadelten, ihn thörichter Vorurtheile für alles Alte beſchuldigten, und denen die Befreiung Deutſchlands weit eher durch maßvolle Klugheit und beſonnene Tapferkeit, als durch heftigen Ungeſtüm zu hoffen ſchien; ſolche Stimmen riefen dann auch wohl die Umſtände zurück, durch welche Stein in ſeine jetzige Lage gerathen war, und höchſt unzeitig einen Wirkungskreis verloren hatte, der ihm für ſeine Zwecke nicht ſchöner geboten ſein konnte. Dieſe Umſtände konnten allerdings ſeiner Beſonnenheit nicht zum Lobe gereichen; doch waren ſie damals nur ungefähr bekannt, der genauere Hergang aber war folgender. Von Königsberg ſollte der Aſſeſſor Koppe mit Aufträgen nach Berlin und weiter in das nördliche Deutſchland abgeſendet werden. Stein kam von einer Mittagstafel, wo viel getrunken worden war, und fand den ſchon Reiſefertigen, der ſich die letzten Befehle erbat; Stein hieß ihn einen Augenblick warten, trat an ein Pult, und ſchrieb ſtehend in Eile und Eifer noch an den Fürſten von Wittgenſtein einen Brief, den jener empfing, und dann abreiſte. Die Sache blieb ſo gut wie vergeſſen, als plötzlich die Nachricht kam, Koppe ſei von den Franzoſen aufgefangen und ſeiner Briefſchaften beraubt worden. In der Unruhe und Beſorgniß, welche dies erregte, bekannte der Graf von der Golz, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, er ſei in großer Angſt wegen einiger Briefe, in denen er ſich über Napoleon ſcherzend

ausgelaſſen. „Das war recht dumm von Ihnen!“ fuhr ihn Stein ſogleich an; und ſodann befragt, was er ſelber denn für Briefe geſchrieben, verſetzte er gutes Muthes: „O was ich geſchrieben habe, das dürfen die Franzoſen alles leſen!“ Bald nachher las er ſeinen Brief an den Fürſten von Wittgenſtein im Moniteur abgedruckt, und mußte nun den Inhalt, auf den er ſich vorher kaum hatte beſinnen mögen, allerdings für verfänglich und unbedacht erkennen. Bei dem lautgewordenen Unwillen Napoleon's konnte Stein nicht füglich preußiſcher Miniſter bleiben. Er reichte daher ſeine Entlaſſung ein, dachte indeß auch jetzt ſo wenig an Gefahr, daß er vorläufig nach Berlin zu reiſen wagte. Hier aber las er unerwartet im Moniteur ein Dekret Napoleon's aus Madrid, durch welches le nommé Stein, als Aufruhrſtifter gegen die Franzoſen, vogelfrei erklärt wurde. Für Stein blieb nun nichts übrig, als zu fliehen. Da die Wege nach England verſperrt waren, ſo konnte nur Oeſterreich eine ſichere Zuflucht bieten. Die franzöſiſchen Behörden hatten bei den preußiſchen bereits die Auslieferung des Geächteten nachſuchen müſſen, thaten jedoch nichts, was ſeine Flucht hindern konnte; in dem Dekrete war le nommé Stein nicht auch als der Miniſter bezeichnet, dieſe Unbeſtimmtheit kam ihm zu Statten, er behielt zwei Tage Zeit, ſeine Anſtalten zu treffen, und gelangte glücklich nach Oeſterreich.

In ſolchen Fällen aber zeigt ſich die Aechtheit eines Karakters im glänzendſten Lichte; die wahre Größe iſt von ihren ſie begleitenden Mängeln unabhängig, und Schwächen und Irrthümer werden ihr nicht ange-

rechnet; die Stimme des Volks, von richtigem Gefühl geleitet, hält ihre ächten Helden über Unfälle und Mißgeſchicke empor, und ſpricht ſie los von der Verpflichtung des Erfolgs. Daß Blücher bei Lübeck ſich mit ſeinen Truppen gefangen geben mußte, hat ihm in der Meinung nicht geſchadet, man ſah in ihm nicht minder den Helden, dem die Zukunft anzuvertrauen ſei. Eben ſo können wir von Stein ſagen, daß die erzählte Ueber-eilung, welche ſo große Entwürfe und Bereitungen zerrüttete, ihm in der Meinung eigentlich kaum geſchadet hat; man bedauerte das Vorgegangene, lächelte darüber, aber die Verehrung und das Zutrauen nahmen nicht ab, im Gegentheil, Stein's Unfall beglaubigte ihn als unwiderruflichen Feind der Franzoſen, dem keine Ausſöhnung möglich ſei, und deſſen Verſehen ſogar nur den Eifer kund gab, der in jeder auch kleinſten Gelegenheit ſich ſelber bloßzuſtellen kein Bedenken trug. In ſolchem Anſehen und ſolcher Würdigung lebte Stein bei den Beſten und Würdigſten auch in Prag.

Er ſtand mit den vornehmen Familien in hergebrachtem Verkehr, hielt ſich aber im Ganzen ſehr zurückgezogen, und hatte nur wenig Umgang, der auch ſelten ſeinen Anſprüchen genügen konnte. Denn er machte unausgeſetzt die größten Forderungen. Ehrenfeſt und deutſch wollte er die Menſchen, aber auch fein und wohlgeſittet, von wiſſenſchaftlicher Bildung, aber auch entſchloſſen und thatkräftig, wo möglich noch unterhaltend durch Geiſt und Witz. Freilich war er ſelbſt dies alles, aber nur ſelten wurde ihm dergleichen dargeboten, in Prag nur durch Pfuel, die Grafen von Sternberg, und vielleicht noch zwei bis drei Andere. Er war auch

ſchon zufrieden, ſolche Eigenſchaften theilweiſe vorzufinden, oder in ſolcher Richtung den guten Willen. Ich hatte über Paris und Napoleon mancherlei aufgeſchrieben, war kürzlich durch einen großen Theil von Deutſchland gereiſt, hatte ja auch ſchon gegen die Franzoſen gefochten, dies alles, wovon Stein hörte und angezogen wurde, verſchaffte auch mir die Gunſt, daß er mich kennen lernen wollte. Pfuel führte mich zu ihm.

Der Empfang ſollte freundlich ſein, die Abſicht war nicht zu verkennen, aber trotz derſelben gerieth er doch ziemlich ſchroff und rückſichtslos. Man ſah es dem Manne gleich an, daß er ohne viele Umſtände zu verfahren liebte, und faſt nur gezwungen, durch entſchiedenes Machtanſehen, wahre Geiſteskraft oder trotzige Selbſtſtändigkeit, einen andern Menſchen ſo gelten ließ, um mit ihm auf einer Art von gleichem Fuße zu verkehren. Ich werde mich nicht rühmen, gegen Stein irgend eine Poſitur behauptet zu haben; wie hätte ich daran denken und dies mir gelingen können. Aber ich kann ſagen, daß auch er mir im geringſten nicht imponirte, und daß ich ihm gegenüber meine Selbſtſtändigkeit irgend beſchränkt gefühlt hätte. Ich fand ihn einfach und ungezwungen, ganz ohne Stolz und Schein, und ſo war ich ebenfalls einfach und natürlich, ohne andere Unterredung, als welche der äußerliche Abſtand gebot. Gleich bei dem erſten Beſuche, bei Erwähnung mancher politiſchen Bezüge, in dem Urtheil über Perſonen und Schriften, thaten ſich merkliche Verſchiedenheiten der Anſichten hervor, und Stein ſchien verwundert, daß ich die meinigen nicht ſogleich berichtigen ließ. Doch reizte ihn der Widerſpruch nicht unangenehm, und

er lud mich lebhaft und dringend zu häufigen Beſuchen ein. Ich hatte dazu mehr als Einen Antrieb. Meine Verehrung war aufrichtig und unbegränzt; den hohen Werth eines ſolchen Mannes erkannte ich mit allem Eifer, mit entſchiedener Hoffnung künftigen Erfolgs, ſowohl für die allgemeine Sache, als für mich insbeſondere. Hier ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, ſchien in meinen Lebenszwecken ganz eigentlich begründet, früher oder ſpäter mußten wir doch in gleichen Richtungen zuſammentreffen, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß mir dabei nur Ehre und Vortheil erwachſen würde. Aber ich hatte noch ein anderes Anliegen. Für meine künftige Laufbahn mußte ich Studien unternehmen, die ich früher hatte vernachläſſigen dürfen, und für welche mir jetzt in Prag ſowohl Anleitung als Bücher fehlten. Mit völligem Vertrauen hatte ich dem kenntnißreichen Staatsmanne meine Unwiſſenheit aufgedeckt, und ſeinen Rath und Beiſtand erbeten, um auf kürzeſtem Wege in die Zweige praktiſcher Staatskunde einzudringen, deren ich am meiſten zu bedürfen ſchien. Sehr bereitwillig ſagte er mir Hülfe zu, ſowohl durch mündliche Belehrung, als durch den reichen Vorrath ſeiner Bücher, die er nach Prag hatte nachkommen laſſen.

So oft ich nun zu Stein kam, hörte ich gleichſam ein privatissimum über Gegenſtände der Staatswirthſchaft, erläutert durch Beiſpiele aus dem Geſchäftsleben ſelbſt, wobei zwar keine geordnete Folge herrſchte, aber doch die wichtigſten Anſichten und Thatſachen mir auf die lebendigſte Weiſe dargeboten wurden. Seine eigne Lebhaftigkeit riß ihn fort; jede Unkunde, die er wahrzu-

nehmen glaubte, jeder Zweifel, der ſich zu äußern wagte, ſteigerte ſeinen Eifer und er nahm ſich die Geduld, in die ausführlichſten Erläuterungen einzugehen. Bei ſolcher Gelegenheit fehlte es nicht an perſönlichen Bemerkungen, beſonders über preußiſche Staatsbeamte, und die Kritik ihrer Handlungen gab ihm noch mehr Herzenserleichterung, als mir Belehrung, wobei mir nicht entging, daß in der Sache und in der Form ſeine raſchen Ausſprüche als parlamentariſche Oppoſition oft von außerordentlicher Wirkung hätte ſein müſſen. In ſeinen Lieblingsvorſtellungen ganz ritterlich geſinnt, auf einen ſtarken und reichen Adel haltend, war Stein zugleich der eifrigſte Bauernfreund, und wollte den Landmann durchaus frei und ſelbſtſtändig wiſſen. In dieſem Betreff rühmte er die neue preußiſche Geſetzgebung, die zwar nicht, wie man faſt allgemein geglaubt, von ihm ausgegangen war, aber doch jede Förderung erhalten hatte. Hierbei kam er auf die Verdienſte des in Königsberg verſtorbenen Profeſſor Kraus, deſſen Schriften er mir gab und empfahl, und den er gegen neuere Angriffe mit Zorn vertheidigte. In Berlin nämlich gab damals Heinrich von Kleiſt deutſche Blätter heraus, in welchen Adam Müller den Werth von Kraus ſehr herabſetzte, und ihn für einen bloßen Nachſprecher Adam Smith's erklärte, deſſen Grundſätze, als den Gewerbefleiß zum Nachtheil des Adels begünſtigend, ſchon nicht mehr gelten ſollten. Stein aber ſagte von Kraus: „Der Mann hat mehr gewirkt und gethan, als dieſe Herren je vernichten werden. Die ganze Provinz hat an Licht und Anbau durch ihn zugenommen, ſeine Belehrung drang in alle Zweige des Lebens, in die Regierung und

Geſetzgebung ein. Hat er keine neuen glänzenden Ideen aufgeſtellt, ſo iſt er dafür auch kein ruhmſüchtiger Sophiſt geweſen, und die einfache Wahrheit klar und rein vorgetragen, auf ihren richtigſten Ausdruck gebracht, und Tauſenden von Zuhörern erfolgreich mitgetheilt zu haben, iſt ein größeres Verdienſt als durch Geſchwätz und Paradoxieen Aufſehen zu erregen. Aber ſo verhält es ſich nicht einmal; Kraus war kein Nachbeter, Kraus hatte eine unſcheinbare und doch geniale Perſönlichkeit, die ſeine Umgebungen mächtig ergriff, er hatte Blitze neuer Einſichten, großer Anwendungen, und ſetzte uns durch ſein unerwartetes Urtheil oft in Erſtaunen. Wenn er indeß ſein A. B. C. vortrug, ſuchte er das B. nicht hinter das C. zu ſetzen, und eine ſolche Neuerung als geiſtreich auszuſchreien. Leſen Sie ſeine Schriften, klar und einfach iſt da alles, und mehr brauchen Sie für jetzt nicht. Nebenher leſen Sie mir auch die Franzoſen, um zu vergleichen und zu prüfen, die Leute haben auch was gethan!" Wenn Stein ſo eiferte, gerieth ſeine Stimme und Gebärde in eine eigene Art von Zitterung, wobei er die Augen zudrückte, und die Worte zuletzt kaum noch ausklingen ließ. Aber wie traf gleich darauf ſein Blick groß und durchdringend den Zuhörer, welchem er dann jeden geheimen Widerſpruch auf dem Geſichte las, und mit neuem, oft hartem und verletzendem Anlauf entgegen drang! Mit ihm ein Geſpräch zu haben, war ein ſteter Kampf, eine ſtete Gefahr, wie konnte man ſicher ſein, durch eine plötzliche Wendung ſich feindlich behandelt zu ſehen, weil es ihm beliebte, den grade Anweſenden, mochte dieſer auch ganz einſtimmig ſein, ſich als Widerſacher vorzuſtellen; und dies

ohne üblen Willen, ohne perſönliche Abſicht, und ohne irgend einen bleibenden Eindruck in ihm ſelber. Dies gab dann auch dem Umgange Stein's einen eignen Reiz und ließ die Erregung, in welche ſein Geſpräch verſetzte, eher aufſuchen, als meiden; wie denn insbeſondere der Kaiſer Alexander ſpäterhin von dieſem rüſtigen und derben Weſen, das ſich den höchſten Perſonen gegenüber nur etwa durch einen Zuſatz von Laune mäßigte, ganz bezaubert war, und für Stein eben ſo große Zuneigung als Bewunderung empfand.

Durch Stein wurde ich auch mit mancherlei Zuſammenhang der politiſchen Dinge bekannt, der mir bisher entgangen war. Ich bekam Aufſchluß über allerlei, was in Berlin und im nördlichen Deutſchland vorbereitet wurde, und ſah nun Weg und Feld mit zahlreichen Fäden überkreuzt, die beim Weiterſchreiten nicht unbeachtet bleiben durften. Stein hatte thätige Verbindungen beibehalten, und war von allem, was in Berlin vorging genau unterrichtet. Scharnhorſt und Gneiſenau waren die Männer ſeines Herzens. Nächſt ihnen rühmte er Niebuhr, den er als praktiſchen Staatsbeamten und als gründlichen Gelehrten gleich ſehr ſchätzte, und deſſen Buch über die Geſchichte Roms er mir zuerſt mittheilte, wobei er in aller Bewunderung des Scharfſinns und der Gelehrſamkeit doch bedauerte, daß Niebuhr eigentlich kein Deutſch ſchriebe, ſondern im Deutſchen immer Engliſch werden wolle, durch deſſen frühes und eifriges Studium er ſeinen Stil verdorben habe. Von den deutſchen Gelehrten dachte er im Ganzen nicht vortheilhaft; doch lobte und empfahl er die Schriften von Heeren als gründlich und

praktiſch, und beſonders pries er Fichte'n wegen ſeiner Reden an die deutſche Nation; die Philoſophen mochte er ſonſt wenig leiden, und erklärte die damaligen neueſten geradezu für verrückt. Auch Schleiermacher's philoſophiſche Religion war ihm zu geiſtreich und in Betreff der Rechtgläubigkeit mehr als verdächtig. Große Stücken hielt er auf Juſtus Gruner, von deſſen Muth und Gewandtheit im Geheimkriege der preußiſchen Behörden gegen die franzöſiſche Polizei und Herrſchaft die merkwürdigſten Beiſpiele erzählt wurden. Von ihm wird ſpäter noch die Rede ſein.

Hatte ich bei dieſen Unterweiſungen und Aufſchlüſſen mich nur belehren zu laſſen und fügſam und dankbar zu erweiſen, ſo gab es dagegen andere Gegenſtände, bei welchen mir eine thätigere Rolle zugewieſen war. Um ſeine vielen Stunden würdig und zugleich fruchtbar auszufüllen, hatte Stein ein ernſtes Studium der franzöſiſchen Revolution vorgenommen, er wollte dieſen Ereigniſſen, aus welchen die Geſchicke der Welt noch unmittelbar herabſtrömten, Einmal auf den Grund ſehen, ihre ſtarken und ſchwachen Seiten kennen. Die damals erreichbaren Hülfsmittel lagen auf ſeinen Tiſchen, er las die Schriften aller Partheien, und ſcheute die großen Bände des Moniteur nicht, um die öffentlichen Verhandlungen aus der Quelle zu ſchöpfen. Seine Geſpräche lenkten natürlich jedesmal auch auf dieſen Gegenſtand ein, über den ſeine Empfindungen und Anſichten auszuſprechen er am liebſten ſelbſt eine Rednerbühne beſtiegen hätte. Jeder meiner Beſuche fand ihn fortgeſchritten, in dem Geſchichtsgange, und ich konnte die Eindrücke jeder Epoche genau wahrnehmen. Sein

Haß gegen die Revolution war gränzenlos, beſonders in den erſten Zeiten, wo noch ſo oft durch wenige Maßregeln und einige Entſchloſſenheit alles hätte gewendet werden können. Die Franzoſen von 1789 waren ihm ſchon die jetzigen, die Republikaner ſchon die von Napoleon unterjochten und den Deutſchen ſchmachvoll aufliegenden kaiſerlichen Kriegsknechte; die Vorgänge, in denen das Volk ſiegte, erfüllten ihn mit Grimm, er hätte dem Hof, den Miniſtern, den Generalen noch jetzt ſeine Kraft und Entſchloſſenheit leihen mögen. Wenn Mirabeau und Lafayette einige Gnade bei ihm fanden, ſo war es, weil ſie ſolche Kraft, die ſie zuerſt gegen den Hof wandten, zuletzt auch der Volksmeinung entgegenſetzten. Sonſt verwarf er alle Theilnehmer der Revolution in ein- und dieſelbe Verdammniß. Ich ſtimmte ihm hierin nicht bei, und faßte überhaupt die Ereigniſſe mehr in ihrer Beſonderheit auf, ſuchte ſie aus ihren eigenthümlichen Umſtänden und Antrieben zu erklären, und wollte eine unabwendbare Entwickelungsfolge in ihnen ſehen. Stein fand dies kleinliche Geſchichts-Sachwalterei, wollte von genauen Erwägungen wenig hören, und hielt ſich als Mann der That und des Kampfes an den kurzen Entſcheid: alles dort drüben ſei der Feind, und der müſſe in Summa geſchlagen und vertilgt werden.

Jedesmal hatten wir hierüber Streitigkeiten. Ich gab zu, daß im Schweben der Schlacht kein Unterſchied zu machen ſei, aber nach dem Kampfe folge die Geſchichte wie ein Lazareth, wo man auch den Feind ſchonend behandle und wohl Rückſicht nehme, ob er aus Wahl und Abſicht oder Zufall und Zwang es geworden ſei. Ich war in der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte,

beſonders in den Anfängen, nicht unbewandert, und konnte manche Thatſache, manchen Karakterzug anführen, welche Stein nicht ganz verwerfen durfte; bisweilen ließ er ſich den Widerſpruch gefallen, wie er denn überhaupt mit jeder Entſchiedenheit artiger umging, als mit feigem Nachgeben, welches er gewöhnlich mißhandelte. Allein ich ſtand in jedem Betracht hier zu ſehr im Nachtheil, um dieſe Erörterungen zu lieben, welche doch jedesmal den ganzen Umgang auf's Spiel ſetzten. Verſchweigen wollt' ich meine Meinung nicht, aber ſie ganz herauszuſagen war oft kaum thunlich. Ich erinnre mich, Einmal gereizt und gedrängt zu Stein geſagt zu haben, er ſei ein Reichsfreiherr, ein Adlicher und Vornehmer, und habe als ſolcher im gegebenen Fall ein beſtochenes Urtheil. Ich erſchrak, als ich dieſe Kühnheit ausgeſprochen. Stein aber ſchwieg einen Augenblick, wurde ganz gelaſſen, und ſagte mit mildem Ernſt und großer Würde: ich machte ihm da einen Vorwurf, der einigen Schein habe, jedoch um mir zu zeigen, daß er ihn im Allgemeinen doch nicht ſo ganz verdiene, wolle er mir beiſpielsweiſe nur ſagen, daß, wenn er auch zu dem älteſten Adel gehöre, und in adlichen Gewöhnungen und Anſichten herangewachſen ſei, doch die eigentlichen vertrauten Freunde, die er in ſeinem Leben gehabt, freilich aber ſpäter wieder habe aufgeben müſſen, beide bürgerlich geweſen; er meinte Rehberg und Brandes; „Nicht wahr?“ fügte er hinzu, „das haben Sie wohl nicht gedacht?“ Meine Beſchämung konnte mich ſo ſehr nicht beugen, daß nicht der Anblick des trefflichen und in ſolchen Momenten wahrhaft liebenswürdigen Mannes mich noch mehr erhoben hätte.

Eines Tages aber fand ich ihn wieder über dem Moniteur und ganz ungewöhnlich aufgeregt. Er ſprach mit Lebhaftigkeit über die Revolution, aber ſchimpfte nicht. Er war zu dem Nationalkonvent gelangt, und hier, wo ſein Haß den Gipfel erreicht haben mußte, wo die Verurtheilung und Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten, die gehäuften Gräuel und Schreckniſſe aller Art ihn empören mußten, ſah er ſich zu ſtaunender Bewunderung hingeriſſen durch die ungeheure Kraft und beiſpielloſe Macht, mit welcher der Wohlfahrtsausſchuß das innere Frankreich beherrſchte, und nach außen allen Feinden ſiegreich die Spitze bot. Dieſe gewaltſamen Maßregeln, dieſe furchtbare Strenge und faſt übermenſchliche Thätigkeit, imponirten ihm, dieſe waren ſeines Weſens und Geſchmacks, ſolche hätte er ſelber jetzt zur Rettung Deutſchlands gegen die Franzoſen anwenden mögen. Wie kräftig dieſe Leute geweſen, was ſie alles geleiſtet und durchgeſetzt, hörte er nicht auf zu preiſen, und hielt eine begeiſterte Lobrede auf jenen Ausſchuß, den er mir vorwarf nicht gehörig zu erkennen. Denn freilich konnt' ich auch diesmal ihm nicht beiſtimmen: manche Vorgänge der Revolution waren mir in günſtigem Licht erſchienen, ich hatte die erſte Nationalverſammlung bewundert, die talentvollen Girondiſten beklagt, aber von frühſter Zeit waren mir die Jakobiner und ihre Gräuel zum Abſcheu, und die Größe eines Danton und Robespierre nur ſchauderhaft. Schon bei dem nächſten Beſuche hatte auch Stein von ſeiner Bewunderung nur noch Abſcheu, und im weitern Verfolge der Revolutionsgeſchichte fand ich ihn nur noch Einmal beſonders aufgeweckt, als er zu den Unfällen des Direktoriums

gekommen war, wo es ihm wohlthat, ſeinem Haſſe auch einmal volle Verachtung beimiſchen zu können. Man wird mir zugeben, daß ich durch dieſe Geſprächsbegleitung des Stein'ſchen Studiums einen Kurſus über die neuere Zeitgeſchichte gemacht, wie er nicht leicht wieder vorkommt!

Mehr, als mit meinen mündlichen Aeußerungen war Stein mit meinen ſchriftlichen Aufſätzen zufrieden, in denen ich einen Theil meiner Reiſewahrnehmungen niedergelegt hatte. Er trieb mich unaufhörlich zum Schreiben an, zum Schreiben im deutſchen Sinn, zum Schreiben gegen die Franzoſen. Es könne nicht genug in dieſer Art geleiſtet werden, und der Augenblick, meinte er, wo dergleichen gedruckt werden könne, werde ſchon kommen. Er freute ſich, daß Graf Schlabrendorf, von dem ich viel hatte erzählen müſſen, durch ſein Buch über Napoleon dieſem den größten Schaden gethan, und die Augen der Welt enttäuſcht habe, er freute ſich der Blätter Arndt's, die zu ihm gelangt waren. Jede feindliche Aeußerung gegen das franzöſiſche Kaiſerthum that ihm durchaus Genüge. Ueberhaupt blieb das Vernehmen, ſo lange ſein Aufenthalt in Prag dauerte, ziemlich ungeſtört. Späterhin wurde der Abſtand in Meinungen nicht nur, ſondern auch in Rang und Stellung allzu trennend. Seine Heftigkeit hab' ich als auf mich perſönlich gerichtete nie erfahren, wohl aber oft peinlich beſtanden, wenn er ſich wider Andre tobend ausließ.

Stein's Raſchheit und Ungeſtüm hing ganz mit ſeiner körperlichen Organiſation zuſammen. Er fragte mich einmal nach der Zahl meiner Pulsſchläge, und hielt mir dann lachend die Hand hin, ich ſolle die

ſeinigen einmal zählen. Es waren über hundert in der Minute. Dies, verſicherte er, ſei von jeher ſein gewöhnlicher Puls, bei dem er ſich vollkommen wohlbefinde. Er ſchien ſelber dieſe Eigenheit als einen Freibrief der Natur anzuſehen, der ihm ſchon erlaube, etwas lebhaftere Aufwallungen zu haben, als andere Menſchen. Bei Gelegenheit Stein's, auf den ich in der Folge noch oft zurückkommen muß, hab' ich auch eines Staatsmannes zu erwähnen, den ich in Prag einigemal mit ihm zuſammen ſah. Dieſer war der ehemals mainziſche Domherr Graf Friedrich von Stadion, Bruder des öſterreichiſchen Staatsminiſters, zuletzt öſterreichiſcher Geſandter in München. In vielem Betracht war er das Gegentheil von Stein, ruhig, milde, tiefen und zarten Sinnes, dabei welt- und geſchäftskundig im größten Stil; an Rechtſchaffenheit aber und edler Geſinnung ſtand er wohl mit Stein zu vergleichen, ſo wie an Entſchloſſenheit und Kraft, wo es galt beſonnen und nachhaltig auf einen beſtimmten Zweck hinzuwirken. Die Wendung der öffentlichen Angelegenheiten hatte ihn von den Geſchäften entfernt, und er befand ſich, wie Stein, zu ſtiller Betrachtung und Erwartung verurtheilt. Sie achteten und liebten einander beide, und wenn man ſie zuſammen ſah, ſo verſchieden an Geſtalt und Art, aber beide ſo edel und tüchtig, ſo einfach und durchbildet, dann konnte man die würdigſte Vorſtellung von deutſchem hohen Adel faſſen, dem dieſe beiden Männer ſo ausgezeichnete Vertreter waren.

Nur allzuſchnell erlitt dieſer belehrende und unterhaltende Umgang eine Unterbrechung. Schon früher eingeleitete Geſchäfte veranlaßten, daß ich zu deren Betreibung nach Wien geſchickt wurde. Ich hatte den Erzherzog Karl, die Generale Grafen von Radetzky, Fürſten Aloys von Liechtenſtein, Grafen von Neipperg, und viele andre Perſonen hoher Stellung und Wirkſamkeit, anzugehen, und es geſchah meiſt mit glücklichem Erfolg. Dem Grafen von Metternich fand ich mich auf's neue verpflichtet durch das ausgezeichnete Wohlwollen, das mir ſeit Paris bei ihm unverändert fortbeſtand. Ich war beglückt, meine Freunde Williſen und Meyern wiederzuſehen, beſuchte eifrig das Humboldt'ſche Haus, verſäumte das Arnſtein'ſche nicht, hatte öftere Geſpräche mit Gentz, mit Friedrich Schlegel, und fand in der Wiener Geſellſchaftsfluth, welche der Jahreszeit gemäß eben am höchſten ſtand, alte und neue Bekannte in Menge.

In Betreff der allgemeinen Stimmung, welche richtig aufzufaſſen mir beſonders angelegen war, erſchien mir merkwürdig, wie hier das Leben zwei verſchiedene Richtungen, die keiner Vereinigung fähig ſchienen, ganz friedlich zuſammenflocht. Der äußerlichen Geltung nach war alles in Freundſchaft und Bündniß mit Frankreich, der öffentliche Ausdruck hievon war überall ohne Widerſtreit angenommen; in den Geſinnungen aber trat durchaus das Gegentheil hervor und alle nicht unmittelbar jenen Ausdruck angehörigen Regungen ſtrebten offenbar in entgegengeſetzter Richtung. Daß der Zwang jenes äußerlichen Verhältniſſes nicht dauern ſolle, daß er abgeworfen werden müſſe, darüber herrſchte allſeitiges

Einverſtändniß und zweifelloſe Zuverſicht. Nur über den Zeitpunkt und Anlaß konnten die Meinungen verſchieden ſein, daraus einige Partheiung entſtehen. Die Kriegsmänner und die geſchäftslos Wartenden, wie Stein, Stadion und viele Andre, waren ungeſtüm; die aber im Drange des Tages Ringenden fühlten die Nothwendigkeit klugen Zögerns. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten hatte hier die ſchwierigſte Aufgabe, die er bewundernswürdig löſte, indem er die fremde Gebühr und eigne Aufrichtigkeit in freier und ruhiger Haltung zu vereinigen wußte. Im Schreiben herrſchte große Vorſicht, und man vermied, in Briefen die politiſchen Gegenſtände zu berühren; die mündliche Mittheilung aber war frei und kühn, und hatte in der That wenig zu fürchten, da ein Verräther oder Angeber in dieſem Gedränge gleichartiger Geſinnung ſchnell erſtickt worden wäre. Die Nachrichten aus Spanien von den Unfällen der Franzoſen konnten in̄ England nicht freudiger aufgenommen, die Hoffnungen für Oeſterreich und Deutſchland nirgends eifriger genährt werden, als in dieſen Lebenskreiſen, und die Ausſicht eines Krieges zwiſchen Frankreich und Rußland erhöhte die Spannung der Gemüther durch die wichtigen Fragen, welche dieſer Fall für Oeſterreich zur Entſcheidung bringen mußte. Einen ſolchen Krieg an der Seite der Franzoſen mitmachen zu ſollen, dünkte Vielen unerträglich, während Andre behaupteten, im Vertrauen auf ein künftiges Ziel dürfe man keine Verläugnung ſcheuen, und müſſe jede Zwiſchenſtufe getroſt betreten. So ruhig, wie jetzt, ließen ſich aber dieſe entgegengeſetzten Meinungen damals nicht anſehen und verfolgen; in ihnen lag allerdings die

Möglichkeit, welche auch wirklich geworden, daß Männer, welche noch eben als Waffenbrüder denſelben Fahnen angehörten, künftig unter feindlichen mit dem Degen einarder gegenüber ſtünden, und ſo war es natürlich, daß in dieſem Zwieſpalt vielfach Anklage und Mißtrauen wechſelſeitig ausgeſprochen wurde. Der Gedanke, in ruſſiſche Dienſte zu treten, keimte ſchon in manchem Gemüth, und beſonders die Deutſchen aus dem ſogenannten Reich, welche nicht durch Geburt dem öſterreichiſchen Kriegsdienſte verbunden waren, glaubten ſich nicht verpflichtet, dieſem in allen ſeinen Wendungen zu folgen.

In dieſer Zeit kam die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom nach Wien, und das, wie nicht zu läugnen war, unabſehbar folgenreiche Ereigniß brachte die mannigfachſten Eindrücke hervor. Die Gegenſätze, welchen die damalige Epoche verfallen war, traten in das hellſte Licht. Die in den perſönlichen Verhältniſſen gegründete ächte Theilnahme durfte niemand anzugreifen wagen; die amtlichen Freudenbezeigungen und Feſtlichkeiten wurden dagegen um ſo feindlicher behandelt. Ich ſelbſt, durch des Grafen von Metternich ausdrückliche Fürſorge, wohnte dem großen Feſte bei, durch welches der franzöſiſche Botſchafter Otto die Geburt des franzöſiſchen Thronerben feierte, und wo der kaiſerliche Hof und hohe Adel Wiens in größtem Glanz erſchien; allein von achthundert Eingeladenen waren doch kaum ſechshundert erſchienen, und nachdem ſich der Kaiſer entfernt hatte, verſchwand auch ein merklicher Theil von dieſen. Für mich aber hatte dieſes Feſt noch einen beſondern Gegenſatz in einem andern, von dem

ich wußte und abſichtlich erzählte. Während ich, mir ſelber ſonderbar genug, am 20. Mai bei dem franzöſiſchen Botſchafter das Feſt des Königs von Rom mitmachte, war in Prag für den 21. zur Feier des Jahrestags der Schlacht von Aspern, ein Feſt bereitet, deſſengleichen man nicht geſehen hatte. Mein Oberſt, geſinnungsvoll und freimüthig, hatte es gerade in dieſer Zeit gelegen und zweckmäßig erachtet, dem neuſten Zuſtande der Dinge das Andenken dieſes noch ſo friſchen Sieges entgegenzuhalten, den man faſt gefliſſentlich vergeſſen zu wollen ſchien. Er gab daher ſeinem Regimente, welches in jener Schlacht mit Auszeichnung gefochten, ein militairiſches Feſt, an welchem, da die ſchönen öffentlichen Anlagen an der Moldau, der Bubnetſch oder Baumgarten genannt, der Schauplatz waren, die ganze Stadt Prag Theil nahm. Frei und ſelbſtſtändig ſchaltend, hatte er das Ungewöhnliche nicht geſcheut, und es erregte frohes Staunen und lauten Beifall, daß die Gemeinen hier in eine Ehrengenoſſenſchaft gezogen wurden, zu welcher meiſt nur die Offiziere ſich abzuſchließen pflegen. Einige Soldaten, welche von Aspern her die Ehrenmünze im Knopfloche trugen, wurden von dem Oberſten und den Stabsoffizieren in offnen Wagen abgeholt, mußten obenan ſitzen, und bekamen auch an der Tafel die Ehrenplätze. An der Bewirthung fehlte es nicht, an Trinkſprüchen, Anreden und Geſängen eben ſo wenig; die vortreffliche Muſik der böhmiſchen Regimenter iſt bekannt, und ſo bedarf es keiner Verſicherung, daß der Eindruck des Feſtes weit über deſſen Anlage hinausging, und das eine Regiment nicht mehr ſich ſelbſt, ſondern das ganze Heer und Volk zu vertreten ſchien.

Die friſche Kraft und Munterkeit dieſer Ausführung gefiel allgemein, und ſelbſt höheren Ortes wurden die kühnen Eigenheiten, welche doch gewaltig von dem Geiſte der Zeit zeugten, mit Lächeln belobt.

Bei meiner Rückkehr nach Prag fand ich noch alles erfüllt von dem erlebten Schauſpiel, und manche meiner jüngern Kammeraden ſo aufgeregt, daß ſie erwarteten, ich müſſe von Wien wo nicht ſchon die Kriegserklärung, doch die Gewißheit mitbringen, daß ein Ausbruch nahe ſei, und man hoffen dürfe, nächſtens wieder gegen die Franzoſen in's Feld zu rücken. Ich konnte ihnen freilich von allem dieſen nichts, ſondern nur berichten, wie ich ein Feſt zu Ehren des Königs von Rom mitangeſehen, worauf denn die Kriegserwartungen ſich für den nächſten Sommer noch in die friedlichen Ausſichten auf die herkömmlichen Waffenübungen verwandeln mußten!

Ich für mein Theil aber war auch dieſer glücklicherweiſe überhoben, und konnte ſeit langer Zeit wieder zum erſtenmal einem erſehnten Zuſammenſein mit Rahel entgegeneilen.

Töplitz.

1811.

Rahel hatte mir geſchrieben, ſie würde nach Töplitz in's Bad gehen, ich möchte ebenfalls dahin kommen, und, wenn es möglich wäre, ſie wenigſtens von Dresden abholen. Ich verließ Prag mit dem Gefühle friſchen Lebens und froher Hoffnungen; endlich ſollte mir gewährt werden, was mein Herz erſehnte; bisher hatten ſelbſt die Wege und Kämpfe, die ich deßhalb eingegangen war, um dieſem Ziele näher zu kommen, mich nur weiter von ihm abgelenkt, jetzt aber fuhr ich ihm geradeswegs zu, und mit raſchen Pferden war ich, eh' ich daran dachte, in Töplitz. Doch für jetzt konnte ich den Ort nur flüchtig grüßen, ſelbſt meine beſtellte Wohnung mochte ich kaum anſehen, ſondern eilte nordwärts weiter, und war am 1. Juni in Dresden. Hier fand ich den Maler Friedrich Meier aus Rathenau, wie auch den Grafen Alexander zur Lippe, welche mit mir erwartungsvoll der nahen Ankunft Rahel's entgegen ſahen, und durch ihre Theilnahme meinen Eifer nährten und mäßigten. Wir durchſtreiften die reichen Kunſt- und Naturſchönheiten, durch

deren vereinten, täglich erneuerten Reiz der Aufenthalt in Dresden ſo anziehend wird, und überließen uns ohne Rückhalt dem Austauſche der mannigfachſten Eindrücke und Strebungen, die das Leben uns ſehr verſchiedenartig zugeführt hatte.

Meier war ein tiefes Gemüth, in welchem ſich Schmerz und Heiterkeit zu der glücklichſten Laune gemiſcht hatten; er handhabte die Außendinge, die gewöhnlichen Vorkommniſſe des Tages, wie zuſammenzuſetzende Buchſtaben, man ließ ſich von ihm leicht in das Spiel mit hineinziehen, und ſtaunte dann, was für Worte bedeutenden und ſchönen Sinnes aus dem gemeinen Stoffe ſich herausbuchſtabirten; in dieſem Verfahren war er ſeinem und unſerm Freunde Harſcher nicht unähnlich; mit ſolchen Menſchen umzugehen, viele Stunden des Tages mit ihnen hinzubringen, wird ſtets als eine Annehmlichkeit empfunden und als ein Gewinn erkannt; nur hatte Meier den großen Vorzug, daß ſeine Schärfe nie verletzte, daß ſein Unmuth nie krankhafte Bitterkeit wurde. An letzterer ließ der Graf zur Lippe es nicht fehlen, der die Sprünge der flüchtigſten Laune plötzlich hemmte, und ſie nun in ſeltſamen, oft unmöglichen Stellungen als ſchweren Ernſt feſthalten wollte; die wunderlichſten Zänke, Entzweiungen und ſelbſt Bedrohungen ergaben ſich auf dieſe Weiſe, die zwar bald unſchädlich in freundliche Beſchwichtigung ausliefen, aber durch die Wiederholung und Folgeloſigkeit auch langweilig wurden.

Mit Meier hatte ich große Geſpräche über einen beſondern Gegenſtand; er war vor kurzem Freimaurer geworden und ganz erfüllt von den Angelegenheiten des Ordens, der durch den Philoſophen Krauſe, Bruder

Redner der Loge in Dresden, einen neuen geiſtigen Anſtoß erhalten hatte, einen Anſtoß, der das Ganze zu beleben verhieß, aber auch faſt aufzulöſen drohte. Krauſe fand, daß das Gehäge von Geheimniß, worin die Maurerei bisher einen edlen Kern eigenthümlicher Bildung ſicher bewahrt hatte, der allgemeinen Bildung gegenüber nunmehr ohne Bedeutung ſei, und ganz und gar wegfallen müſſe, er wollte den geſchloſſenen Bund der Brüder zu einem offnen Menſchheitsbund erweitern, und gab in dieſem Sinne eine Wochenſchrift heraus, die er „Tagblatt des Menſchheitlebens“ nannte, und worin die Fragen und Entwickelungen, welche ſpäter im Saint-Simonismus mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit ausbrachen, als geiſtige Erſchaue und Wünſche theilweiſe ſchon vorſpielten. Seiner Ueberzeugung gemäß, daß das Geheimniß nicht mehr an der Zeit ſei, hatte er auch ſchon angefangen, von den Myſterien manches bisher nur unter dem Siegel des Eides Mitgetheilte frei herauszuſagen, und ſein Buch: „Die drei Kunſturkunden der Freimaurerei“, das zwar eigentlich nur für Maurer gedruckt war, aber Einmal gedruckt nun unvermeidlich auch in profane Hände überging, erſchien als ein wahrer Verrath, über den ſich von allen Seiten arges Geſchrei erhob. Die Brüder von altem Schrot und Korn wollten den Neuerer nicht länger dulden, es erging hier Krauſe'n, wie in Berlin mehrere Jahre vorher Fichte'n, er ſcheiterte an den uralten, ehrwürdigen Formen, die er durch Philoſophie zu beleben und für philoſophiſche Entwickelung zu benutzen meinte, und ſah ſich abgewieſen und ausgeſchloſſen, ohne daß er für ſein Theil der Gemeinſchaft ganz entſagt hätte. Wenigſtens ſah er den Boden der Maurerei noch immer als

den ſeinigen an, und wirkte im Stillen unter den Brüdern fort, deren ihm viele anhingen. Zu dieſen gehörte auch Meier, der noch ein Neuling im Orden und doch faſt ſchon ein Abtrünniger war, von welchem Mißverhältniſſe er, bei ſeiner zarten Denkart, viel zu leiden hatte. Denn mit der Loge zu brechen, wo ihm noch eben die größte Zuvorkommenheit und Theilnahme von wackern, zum Theil hochgeſtellten Männern bewieſen worden, dünkte ihn unmöglich, und verläugnen wollte er doch auch ſeine Hinneigung zu Krauſe nicht; in dieſen Zweifeln ſprach er mit mir von ſeiner Verlegenheit, anfangs mit einigem Rückhalt, bald aber, da er mich als einen zwar nicht auf dem herkömmlichen Wege, aber doch genugſam Eingeweihten erkannte, ganz ohne Scheu, und der, was man auch ſagen und ſpotten mag, ſo ſehr anziehende, merkwürdige und wichtige Gegenſtand wurde von uns ausführlich erörtert. Wir befeſtigten uns gegenſeitig in der guten Meinung von der wunderbaren, aus dunklem Urſprung aufgeſtiegenen, in allem Wechſel der Zeiten erſtarkten, und mit eigenſinnigen, beſchränkten Formen doch das allgemeine Menſchliche rein umfaſſenden Genoſſenſchaft, die noch überdies das Freiſinnige habe, nicht zu verlangen, daß ihre Angehörigen zu jeder Zeit und an jedem Orte ſich zu ihr halten.

Sehr verſchieden von uns hatte dieſe Sachen ein andrer junger Mann aufgefaßt, deſſen Bekanntſchaft uns in Dresden zu Theil wurde. Sein Eifer war ganz auf das Geheimnißvolle geſtellt, und in dieſem lag ihm, wo nicht der Werth, doch der Reiz des Bundes. Er verhehlte nicht, wie wohlgefällig ihm der Gedanke ſei, einer ſo anſehnlichen und verbreiteten Geſellſchaft anzugehören,

Mitwiſſer ſo bedeutender Myſterien zu ſein, und er beklagte nur, daß zu viele Leute, und viel zu leicht, ebenfalls dazu gelangen könnten. Gegen Krauſe fühlte er den Unwillen Alexander's des Großen gegen den Ariſtoteles, als dieſer Weisheitslehren, welche nur Auserwählten gehören ſollten, der allgemeinen Kunde preisgegeben hatte. Wir vertheidigten Krauſe's Anſichten, ohne ſein perſönliches Verfahren in allen Stücken rechtfertigen zu wollen. Aber unſer Widerpart wollte davon nichts hören, und als er gar vernahm, daß ich ſelbſt wohl eingeweiht, aber nicht förmlich aufgenommen ſei, machte er Meier'n Vorwürfe, daß er ihn hievon nicht früher benachrichtigt habe, denn von ihm ſelber ſei nun gewiß manches ausgeſprochen worden, was nicht hätte geſagt werden ſollen, ſah ſich als Wiſſender aber nun auch weit erhaben über Alles, was ich ferner vorbringen mochte, wobei ihm nur unbequem fiel, daß Meier ſeine Würde als Wiſſender nicht gleicherweiſe geltend machte. Zuletzt mußte ich mir ſagen laſſen, ich ſolle mir nicht einbilden, Wilhelm Meiſter's Lehrjahre gründlich zu verſtehen, denn ohne Freimaurer zu ſein, könne das Niemand, ja nur erſt, wenn man Freimaurer geworden, vermöge man zu überſchauen, was alles Einem vorher unverſtanden geblieben! Auf dieſes Feld hätte der Gegner den Streit nicht ziehen ſollen, ich fühlte zu ſehr meine Vortheile, und war zu jung und zu ſcharf, um ſie nicht geltend zu machen; durch Ernſt und Spott gedrängt, gehetzt, außer Athem gebracht, verließ er hochrothen Geſichts den Kampfplatz, und es hat ſich ein leidliches Vernehmen in der Folge kaum hergeſtellt.

Meier und ich hatten in noch mehreren Richtungen die traulichſte Uebereinſtimmung. Seiner Liebe zu Jean

Paul Richter, den er nun auch perſönlich kennen gelernt und deſſen Bild er ſehr glücklich gemalt hatte, gab ich durch meine Erzählungen und Eindrücke neue Nahrung; eben ſo herzlich und liebevoll beſprachen wir die Vorzüge und Eigenheiten Harſcher's, beſonders aber den uns ſo lieben und vertrauten Kreis von Nennhauſen, wir waren in gleicher Weiſe innigſt eingenommen von Fouqué, und fühlten für Frau von Fouqué die größte Bewunderung, wir zählten ſie unbedingt den ausgezeichnetſten Frauen bei, und waren darin einig, daß in ihrer Schriftſtellerei noch lange nicht ihr höchſter Werth erſcheine, ſondern ihr Talent, wie groß es auch ſei, doch ihrem Gemüth und Geiſte weit nachſtehe. Wir beklagten für ſie, daß die Zeitläufte dem litterariſchen Gedeihen ſo wenig Hoffnung ließen, und daß ſie noch mehr eine großweltliche geſellſchaftliche Wirkſamkeit hinderten.

Ein großes gemeinſames Leid war uns die Nachricht, die wir in dieſer Zeit empfingen, daß unſer Freund Adolph Müller in Bremen geſtorben ſei. Er hatte lange hingekränkelt, als Arzt ſich nicht geſchont, ſondern durch einige magnetiſche Kuren ſich vollends erſchöpft, und war zuletzt ſtill entſchlafen, wie Novalis, unter lieblicher Muſik, die er ſich von ſeiner kunſtbegabten Schweſter ausgebeten hatte. Daß er, von einem tiefen Seelenleid ergriffen, ſich gern ſterben ließ, und wie der ganze Zuſammenhang ſeines Unglücks durch eigne Beſcheidenheit und fremdes Eingreifen ſich entwickelt hatte, wußten wir noch nicht. Er war der Erſte unſers jüngern Kreiſes, der aus dem Leben abgerufen wurde, für uns um ſo ſchmerzlicher überraſchend, als wir grade ihn auf der ſchönſten Lebensbahn, in geſundem und raſchem Fortſchreiten, und ihn

ſelbſt, wie durch ihn auch viele Andre, gegen den Tod noch lange geſichert glaubten.

Von einem Spazirgange über die Brücke heimkehrend, ſprachen wir in bewegter Trauer von dieſem ſo früh geſchiedenen Freunde, als uns ein andrer friſch lebender begegnete, den ich in dieſen Tagen ſtets verfehlt hatte. Der Maler Hartmann, mit dem ich aus früherer Zeit wohlbekannt war, und dem ich ſeine menſchlichen Eigenſchaften gern um ſo höher anrechnete, je weniger ich in die Bewunderung ſeiner künſtleriſchen einſtimmen konnte, hatte von meiner Anweſenheit in Dresden gehört, darüber die innigſte Freude geäußert, und Meier'n beauftragt, mir dringend auszuſprechen, wie heftig er verlange, mich zu ſehen. Dieſer beſtellte mir alles treulich, und fügte nur die Bemerkung hinzu, daß er bisher die Freundſchaft zwiſchen jenem und mir in ſolcher Kraft und Beeiferung gar nicht geahndet habe, wogegen ich denn die gute Meinung und Zuneigung, die jener verdiene, deſto lebhafter hervorhob, als ich wohl wußte, daß Meier nicht nur den Künſtler in ihm, ſondern auch den Menſchen gar nicht günſtig beurtheilte. Jetzt nun ſah Meier, ſchärferen Geſichts als ich, fern in der Straße Hartmann uns entgegenkommen, und wollte mich zu dem bevorſtehenden Wiederſehen allein laſſen. Ich aber, durch unſer Geſpräch traurig und verſtimmt, und durch das ironiſche Weſen Meier's noch kühler durchſchauert, hielt ihn feſt, und mit ihm zu einer Seitengaſſe einlenkend, geſtand ich, daß auch ich grade jetzt Hartmann lieber nicht ſprechen, ſondern ſpäter einen günſtigeren Augenblick wahrnehmen wolle. „Er hat uns ſchon geſehen", verſetzte Meier, brach aber in demſelben Augenblick in das lauteſte Gelächter aus.

„Ja, geſehen hat er uns“, fuhr er fort, „aber auch er weicht ſchon in einen Nebenweg aus, auch er ſcheint das Wiederſehen auf beſſere Zeit verſchieben zu wollen; nun ſeh' ich erſt recht, wie groß eure Sympathie iſt, auf beiden Seiten völlig daſſelbe Gefühl!“ Und nun hatten wir wohl Stoff der Erheiterung genug, aber einer gewaltſamen, die für mich den Reiz der Neuheit ſchon gar nicht mehr hatte, denn mir waren die Widerſprüche zwiſchen der äußern und der innern Welt ſchon geläufig genug, und ich wußte längſt, daß die Uebertreibung der Worte oft nur einen Mangel der Empfindung decken ſolle, ohne daß letztere darum ganz zu fehlen brauche, wie ich denn ſelbſt in dem vorhandenen Falle noch behaupten konnte, daß dieſe beiderſeitige Anwandlung des Vermeidens noch gar nicht die Aufrichtigkeit des früheren Eifers in Zweifel ſtellen dürfe.

Wie unbequem aber auch die Aufrichtigkeit bisweilen werden könne, und wie nöthig Zurückhaltung und Vorſicht ſei, wurde mir durch ein Beiſpiel eingeſchärft, deſſen ich kürzlich erwähnen muß. Ich hatte in Dresden einen öſterreichiſchen Offizier getroffen, und ihn als Kammeraden begrüßt, er war aus Sachſen gebürtig, und gleich mir erſt während des letzten Krieges zum Heer gekommen. Einen andern Antrieb, als einen deutſch-vaterländiſchen, hiebei vorauszuſetzen war mir unmöglich, und ich ſprach in dieſem Sinne unverhohlen die Meinung aus, daß nun, nach dem Abtreten Oeſterreichs vom Kampfplatze, vielleicht Preußen zunächſt wieder an die Reihe kommen, gegen die Unterdrückung ſich erheben und uns zu ſeinen Fahnen rufen würde; doch hiemit verſtieß ich gewaltig gegen die Geſinnung meines Gefährten, der ſeinen be-

ſchränkten Widerwillen gegen Preußen einem höheren, allgemeinen Geſichtspunkte nicht aufopfern wollte, und entſchieden betheuerte, keinerlei Freiheitsidee habe ihn nach Oeſterreich geführt, ſondern Familienverhältniſſe, die ihm ein günſtiges Aufſteigen dort verhießen, und mit der Wendung der Dinge, daß Frankreich uns befreundet worden, ſei er von Herzen zufrieden. Der Streit wurde lebhaft, einige ſächſiſche Offiziere hörten ihn theilweiſe mit an, und ich war um ſo mehr im Nachtheil, als ich ohne höheren Urlaub mit einem Bürgerpaß über die Gränze gegangen war, und vor Fremden meinen Stand gar nicht bekennen durfte, wenn ich nicht zugleich meinen Oberſten und die Paßbehörde den größten Unannehmlichkeiten bloßſtellen wollte. Doch der unangenehme Auftritt erfuhr eine lächerliche Wendung, mein Gegner wurde plötzlich abgekühlt, und empfahl ſich mit eiliger Höflichkeit, die ſächſiſchen Offiziere aber begrüßten laut einen neuen Ankömmling, dem ſie lachend den eben Weggegangenen noch zeigten; der Angekommene, den ich nicht kannte, war, wie ich ſpäter hörte, der Major von Boſe, berühmt durch ſeine launigen und trotzigen Reden, mit denen er nicht aufhörte, die deutſche Sache zu preiſen und die franzöſiſche zu ſchmähen, und auch jenen Landsmann ſchon hart bedrängt haben mochte; er diente trotz ſeines Ingrimms bei den von Frankreich abhängigen ſächſiſchen Truppen fort, um ſeine Geſinnung unter ihnen geltend zu erhalten. In ſolche Widerſprüche waren damals die Deutſchen gewaltſam eingedrängt!

Eine öffentliche, den vaterländiſchen Geſinnungen gemäße und doch dem Feinde keinen Argwohn gebende Stellung war in jener Zeit ein ſeltnes Glück, und ein

ſolches hatte der ſachſen-weimariſche Major Rühle von Lilienſtern, welcher dem jungen Prinzen Bernhard von Sachſen-Weimar zur Seite ſtand und mit demſelben in Dresden lebte. Der tägliche Umgang mit dieſem trefflichen Manne gereichte mir zu Troſt und Erheiterung, bei ihm fand ich ungebeugte Hoffnung und Zuverſicht auf die Sache des Vaterlandes mit reifer Beurtheilung der Staats- und Kriegsverhältniſſe im lebendigſten Verein. Seine kriegskundigen Erörterungen waren höchſt lehrreich, und erweckten die Vorahndung einer Zeit, die ſolche Kenntniſſe und Einſichten einſt für unſere Sache in thätige Anwendung rufen könnte. Er hatte das Buch von Carnot über die Vertheidigung feſter Plätze, welches ich mir in Paris nicht hatte verſchaffen können, durch den Herzog von Weimar erhalten, und nicht nur eine Ueberſetzung, wie ich ſie beabſichtigt hatte, ſondern auch eine kritiſche Würdigung des Ganzen, alſo weit mehr geliefert, als mir möglich geweſen wäre, und ich kann es betheuern, daß ſeine gediegene Arbeit mich mehr freute, als wenn ich die meine vor Augen gehabt hätte. Ich bezeigte meine aufrichtige Theilnahme wenigſtens durch eine rühmende Anzeige, die ich für den Oeſterreichiſchen Beobachter aufſetzte, wo ſie jedoch nur unter Weglaſſung der beſten Stellen erſcheinen durfte.

Unter ſolchen Anregungen und Zerſtreuungen, zu denen noch der tägliche Beſuch der Bildergalerie und bei dem anhaltenden ſchönen Wetter die ſchönſten Spazirgänge kamen, vergingen zehn Tage ſehr ſchnell, doch mir keineswegs unbemerkt, denn mit großer Ungeduld zählte ich immerfort jede Stunde, um die ſich die erſehnte

Ankunft meiner Freundin verzögerte, und als endlich die Nachricht eintraf, ihre Abreiſe ſei aufgeſchoben, und ich berechnet hatte, noch vor derſelben in Berlin ſein zu können, eilte ich ohne Säumen dorthin. Ich traf noch eben zu rechter Zeit ein, denn ſchon am Tage nach meiner Ankunft war ich mit Rahel und einer Freundin, die ſich ihr als Reiſegefährtin angeſchloſſen hatte, wieder auf dem Rückwege nach Dresden. Noch zwei andre Damen aus Berlin, Frau von Crayen und ihre Tochter, machten dieſelbe Reiſe; bei den Mahlzeiten und Nachtlagern trafen wir immer zuſammen, und die Geſellſchaft war äußerſt unterhaltend. Frau von Crayen, geboren zu Berlin am Tage des Erdbebens von Liſſabon, war ſchon weit in den Funfzigen, aber ihr Geſicht zeigte noch unverkennbar, daß ſie eine große Schönheit geweſen. Sie ſtammte aus einer achtbaren Familie der franzöſiſchen Réfugiés, und hatte die ſorgfältige Erziehung empfangen, welche in dieſem Kreiſe herkömmlich war; doch ſchloß dieſer ganz franzöſiſchen Bildung ſich nothwendig eine deutſche Lebensſeite an, worin die ungekünſtelte Natur geſunder Volksthümlichkeit waltete. Der Verein beider Elemente war der Entwickelung munterer Geiſtesgaben beſonders günſtig. Im Rufe dieſer letztern und zugleich der größten Schönheit wuchs Fräulein Leveau glänzend heran, und empfing frühzeitig die ſchmeichelhafteſten Huldigungen, auch von den höchſten Perſonen, deren Aufmerkſamkeit ſie nicht entgehen konnte. Nach Leipzig verheirathet, ſtrahlte ſie dort viele Jahre als die ſchönſte und geiſtreichſte Frau der Stadt, alle hohen und ausgezeichneten Perſonen, welche dorthin kamen, drängten ſich zu ihrem belebten Geſellſchaftskreiſe. Als Witwe zog ſie wieder

nach Berlin, und lebte dort in der großen Welt als eine der namhafteſten, witzigſten und unterhaltendſten Frauen, die man begierig aufſuchte, und nirgends miſſen wollte. Sie hatte noch alle jugendliche Lebhaftigkeit des Geiſtes, und das thätige Gedächtniß, welche ihrer Erzählungsgabe und ihrem Witz unerſchöpfliche Stoffe und Bezüge lieh; jeder leiſeſte Anſtoß erregte ihren ſatiriſchen und pikanten Humor, der ſeine Wirkung nie verfehlte, und eben ſo beliebt als gefürchtet war. Sie ſtand in freundſchaftlicher Verbindung und vertraulichem Briefwechſel mit den geiſtreichen Herzogen von Gotha und Weimar und mit dem auch im hohen Alter noch lebensfrohen Fürſten von Ligne; dieſer und der Herzog von Weimar waren als Gäſte in Töplitz angekündigt, und ſolche Verehrer mußten den Reiz des Aufenthaltes im voraus erhöhen; doch hatte Frau von Crayen dort eine noch ſtärkere Anziehung, ihr Herz freute ſich vor allem auf das Wiederſehen eines Sohnes, der bei den weimariſchen Truppen diente, und jetzt mit dem Herzoge kam, um für ſeine in Spanien empfangenen Wunden die Heilkraft der Bäder zu verſuchen.

Günſtig genug war unſre kleine Reiſegeſellſchaft zuſammengeſetzt, und Witz und Laune, welche in Rahel und Frau von Crayen immer gutwillig bereit waren, erhielten uns in beſter Stimmung; doch die öde Einförmigkeit der Gegend und die Langeweile des Hinſchleppens auf ſchlechten Wegen übte auch ihr Recht, und ich beſonders mußte mir ſagen laſſen, mein Geiſt und Sinn würden in Töplitz wohlerhalten ankommen, denn ſie ſeien ſehr gut eingepackt. Doch waren ſie letzteres nicht ſo vollſtändig, daß ich nicht manche kleine Züge beobachtet

hätte, in denen ich die Keime künftiger Mißhelligkeiten wahrzunehmen glaubte. Der Fürſt von Ligne hatte nicht Frau von Crayen allein durch gedruckte Briefe gehuldigt, ſpäter gekommene Anſprüche hielten ſich für beſſer berechtigte, und bei perſönlichem Zuſammenſein konnte das Gleichgewicht unmöglich erhalten bleiben. Rahel hörte meine Bemerkungen lächelnd an, hielt ſich aber bei ſolchen Gegenſtänden wenig auf, und wandte lieber den Blick in's Freie. „Sind nicht", ſagte ſie, „der Himmel, die Sonne, das Grün des Feldes und der Bäume auch in der dürftigſten Gegend ſchön?" Sie war dankbar und freudig bei der geringſten Darbietung, und wer ihr Entzücken ſah über herrliche Bäume und ſaatenreiches Feld im glänzenden Abendſcheine bei Dobrilugk, der hätte glauben können, ſie habe nie begünſtigtere Gegend erblickt!

In Dresden verweilten wir zwei Tage, im vergnügten Umgang mit Lippe, Meier, Rühle von Lilienſtern und noch andern Bekannten, theils anſäſſigen, theils durchreiſenden, die man leicht und angenehm, bei den Sehenswürdigkeiten, oder auf der Brücke und andern Spazirgängen traf. Einen Wagen voll liebenswürdiger und ſchöner Berlinerinnen, den wir mit Freudigkeit im Thore anhielten, mußten wir zwar nach Karlsbad abfahren laſſen, doch nicht ohne die Zuſage, ſpäter auch in Töplitz einzuſprechen. Von bleibendem Eindruck und dauerndem Gewinn war uns die Bekanntſchaft von Sulpiz Boiſſeree aus Köln, der eben aus Weimar kam, wo er ſeine herrlichen Zeichnungen des Kölner Doms Goethe'n vorgelegt hatte. Dieſe Zeichnungen, ſo wie vier ſchöne Blätter von Cornelius zu Goethe's Fauſt, wurden auch vor unſern Augen ausgebreitet, und erweckten unſern Beifall, unſere

Bewunderung. Wenn dieſe Wirkung noch heute wie damals Statt findet, und es unnöthig ſcheinen könnte, dergleichen noch beſonders auszuſprechen, ſo ſei hier ſogleich bemerkt, daß in jenen Tagen der noch nicht überſättigte Kunſtſinn eine friſche Empfänglichkeit hatte, die ſeitdem immer ſeltner geworden, und daß ſich mit den erwähnten Bildern lebhafte Empfindungen noch ganz andrer Art verknüpften, von denen die Gegenwart glücklicherweiſe nur eine ſchwache Vorſtellung haben kann. Von jenſeits des Rheins, aus den an Frankreich verlorenen deutſchen Ländern, herrliche Zeugniſſe alten und neuen deutſchen Lebens zu empfangen, das große Denkmal volksthümlicher Kunſt und Beeiferung aufgefaßt zu ſehen, und zwar durch ein Werk, das ſelber als ein ſolches Denkmal in bei uns ſeltner Würde und Pracht erſchien, — das ſchlug damals wie ein mahnender Vaterlandsruf in jedes Herz, und durchzuckte den Sinn mit Schauern der Rührung und der Zuverſicht. Wie ein Sendbote froher Verkündigung ſchien mir Boiſſeree mit ſeinen Bildern durch das Land zu ziehen, und es war mir Pflicht und Freude, ihn nach Kräften zu fördern. Ich gab ihm Briefe nach Prag an den Grafen zu Bentheim, ich ſchrieb nach Wien und Berlin, und wenn auch die Sache mein Bemühen gar wohl entbehren konnte, ſo wollte ich meinerſeits doch dieſes nicht ſparen. Die Art, wie Rahel von dieſen erhabenen Gegenſtänden ergriffen und bewegt wurde, gewann ihr für immer das freundliche Zutrauen Boiſſeree's und das ganze Herz Meier's. Der Kölner Dom führte natürlich das Geſpräch auf Friedrich Schlegel, der über altdeutſche Bauwerke geſchrieben hatte, und deſſen Zögling Boiſſeree geweſen war. Dieſer wunderte ſich nicht

wenig, von mir zu hören, daß Schlegel jetzt in der altdeutſchen Baukunſt überall Allegorie und Symbolik erkenne, und in allen ihren Gebilden die Andeutung von Geheimlehren geheimer Geſellſchaften ſuche, eine Richtung, die ihm durch Franz von Baader gegeben war; Boiſſeree ſtellte dagegen auf, wie gut er ſich erinnere, daß Schlegel früherhin jede ſolche Deutung unbedingt verworfen und bei jenen Wunderwerken die Kunſt rein in ihren eignen Zwecken abgeſchloſſen habe. Doch ſollten dergleichen Widerſprüche dem verehrten Meiſter nicht zum Tadel oder Spott gereichen, Boiſſeree hatte den ſchönſten Erklärungsgrund dafür, er meinte, dieſe gänzliche Hingebung an ein Aeußerſtes und dieſes Uebergehen in das Entgegengeſetzte ſeien bei Schlegel nur Wirkungen ſeines tiefen Ernſtes, er ſei jedesmal einſeitig und übertrieben aus Gründlichkeit, man müſſe ihn nur ſeine Schulen alle ruhig durchmachen laſſen, zuletzt würden doch die reifſten, maßvollſten Ergebniſſe daſtehen. Wenn auch dieſe Verſicherung durch die Folge ſich nicht ſo recht beſtätigt hat, ſo liegt ihr doch eine richtige Wahrnehmung zum Grunde, und wie mich vor dem Jahre in Halle Eichhorn's ſinnreiche Apologie eines wortbrüchigen Freundes eingenommen und entwaffnet hatte, ſo durfte mich auch dieſe gleich beſtechen, da mir ohnehin ſchon immer Urtheil und Kritik ihren beſten Vortheil — ganz im Gegenſatze vom Krieg — nicht im Angriff, ſondern in der Vertheidigung zu haben ſchienen.

Wir kamen im ſchönſten Wetter in Töplitz an, und hatten uns in unſern verſchiedenen Wohnungen bald eingerichtet. Rahel war aus früherer Zeit mit der Oertlichkeit ſchon vertraut; für mich war ſie eigentlich neu, und

mit großer Befriedigung durchſtreifte ich an der Seite der Freundin die nahen Bergeshänge, den großartigen Schloßgarten, die mannigfachen Anlagen und Vergnügungsorte. Vom Wetter fortdauernd begünſtigt, begannen wir auch bald die anmuthigen Fahrten, die ſich in dem vielgeſtaltigen ſchönen Lande ſo reich darbieten, daß deren Reihe faſt unerſchöpflich erſcheint. Doch darf ich auf nähere Schilderung der bekannten und oft beſchriebenen Gegend nicht eingehen, und wende mich ſofort zu den Lebensbezügen, welche hier verſammelt und thätig waren.

Zuerſt muß ich von der Fürſtlich Clary'ſchen Familie ſprechen, als der Herrſchaft des Ortes, und als deſſen höchſtem geſelligen Mittelpunkte. Der Fürſt Johann Nepomuk war ein ſtiller verſtändiger Herr, von ſchlichtem und würdigem Aeußern, geiſtreicher Geſelligkeit gewohnt, mit Litteratur und großer Welt wohlbekannt; allein ſein eigentlicher Sinn ging auf zweckmäßiges Anordnen und Erhalten; er verwaltete ſeine ſchönen Beſitzungen mit guter Einſicht, hatte als Haushalter neben dem Nützlichen aber auch vorzüglich das Edle und Schöne zum Augenmerk, und es wirklich durch unabläſſige, geräuſchloſe Sorgfalt dahin gebracht, daß ſein Schloß und Park, ſeine Gärten und Luſthäuſer, ſeine Meierhöfe, ſeine Forſten und Jagden, ſo wie alle Anſtalten wirthlichen und geſelligen Lebens, immerfort in dem beſten Zuſtande erſchienen, daß alles für den Anblick friſch und ſauber, für den Gebrauch behaglich war. Durch ſein Verdienſt war der anſehnliche Schauplatz, auf dem ſich ein reiches häusliches Leben bewegte, und unaufhörlich eine glänzende fremde Welt mitwogte, ſtets wohlgefällig und den Um-

ſtänden angemeſſen, und Jedermann in dieſem Kreiſe hatte die Wirkung eines fürſorglichen Waltens mitzugenießen, das doch in ſeiner Anſpruchsloſigkeit kaum von dem Zehnten eigentlich bemerkt wurde. Neben dieſem trefflichen Manne ſtand als Gattin die Tochter des Fürſten von Ligne, Chriſtine, eine gute, harmloſe Dame, die nur franzöſiſch ſprach, weder Sorge noch Leid kannte, mit Geſchmack an ſchöner Litteratur den Sinn für Witz und Geiſt und die Luſt muntrer Spiele verband, in ihrem Leben wenig Leid erfahren und gewiß mit Abſicht keins verurſacht hatte; alles war bemüht, ihre Wege zu ebnen, ihren heitern Eigenheiten nachzugeben, und ſo war ſie in der That, wie ihr Vater bemerkte, bis in's Alter ein verzogenes Kind geblieben, dem der Ernſt des Lebens ſelten einmal hatte nahen dürfen. Ihr ſtand dieſe Art gut an, und den Andern nicht minder, welche liebevoll ſie umgaben: zuerſt dem Gatten, und ſelbſt dem Vater, dann dem treuen Sohne, Grafen Karl, und deſſen edler, jedes Lobes würdigen Gemahlin, gebornen Gräfin von Chotek, unter deren Obhut ſchon ein neues Geſchlecht lieblicher Kinder heranwuchs; ein jüngerer Sohn der Fürſtin war im Kriegsdienſt abweſend; noch zwei Töchter Ligne's, Euphemia, dem Grafen Palffy von Erdöd, und Flora, dem Oberſten Freiherrn von Spiegel verheirathet, waren heimiſche Gäſte des Hauſes und demſelben im beſten Sinne angehörig, die erſte von lebhaftem, doch maßvollen und ſogar ſtrengen Weſen, die letztere bisweilen in ihrer ruhigen Verſtändigkeit durch Züge tiefen Nachdenkens überraſchend. Der Hauptglanz in dieſem reichen Schimmer war aber der Fürſt von Ligne ſelbſt, von ihm ſtrömte Leben und Munterkeit in jedem Wort,

in jeder Miene, alles war heiter und mild um ihn her, alles beugte ſich ihm lächelnd, alles beeiferte ſich für ihn. Ich darf hier auf die Schilderung verweiſen, die ich ſchon anderwärts von ihm zu geben verſucht habe, und will nur noch bemerken, daß in der Liebenswürdigkeit ſeiner Erſcheinung die dreifache Würde der hohen Geburt, des höchſten Dienſtranges und des hohen Alters zwar immer ſchwinden wollte, aber doch ſtets fortwirkte, weil man nicht vergeſſen konnte, daß dieſe weltlichen Ueberlegenheiten nur der noch größern des Geiſtes den Rang ließen. In dieſem ganzen Kreiſe herrſchte ein froher Lebensſinn, der auch Unglück und Widrigkeit nicht allzuſchwer nehmen wollte; nur Ein großes Leid hatte tiefer eingegriffen, und ſtand ſeit Jahren als dunkles Bild feſt, auf das man nicht hindeuten konnte, ohne ſchmerzliche Trauer zu erregen. Der Fürſt von Ligne hatte im Revolutionskriege ſeinen älteſten, heißgeliebten Sohn verloren, in der Blüthe des Lebens, inmitten der ſchönſten Hoffnungen. Aber auch dieſer Schmerz hatte einen Uebergang in tröſtlichen Liebeseifer gefunden, der ſich auf die hinterlaſſene Tochter des jungen Mannes wandte, Titine Gräfin von Odonnel, deren Geiſt und Liebenswürdigkeit den Stamm, aus dem ſie entſproſſen war, nicht verkennen ließen, und die von der ganzen Familie auf Händen getragen wurde; es iſt dieſelbe, an welche Goethe freundliche Verſe gerichtet hat.

Der Fürſt von Ligne war noch nicht angekommen, die übrige Geſellſchaft aber bewegte ſich ſchon zahlreich und munter; der Herzog Ferdinand von Würtemberg, öſterreichiſcher Feldmarſchall, brachte gern dem Vergnügen der Geſelligkeit die kleinen Opfer, welche ſie ſeiner Gut-

müthigkeit auferlegte, und ſein ächtes Wohlwollen wie ſein redlicher deutſcher Sinn wurden von Allen anerkannt, die ihm nahten; die Königswürde ſeines Hauſes durfte ihn freuen, ohne daß er darum die Verbindung deſſelben mit Frankreich weniger gehaßt hätte, er ſah dieſe Verbindung, wie für Würtemberg ſo auch für Oeſterreich als ein vorübergehendes Mißgeſchick an, aus dem ein reinigendes Hervorgehen zu hoffen ſei.

Ein entſchiedener Anhalt aber und ſtarker Träger ſolcher Hoffnungen war vor allen der Herzog von Weimar, der hier im ſichern Böhmen manchen Zwang abwarf, und unter Freunden ſeine politiſche Geſinnung gar nicht verläugnete. Mein eignes vorjähriges Bekanntwerden mit ihm hatte mich hierüber ſchon in's Klare geſetzt, er war nicht ängſtlich im Vertrauen, und iſt bei ſeiner unbefangenen Zuverſicht vielleicht beſſer bewahrt geblieben, als Andre bei allzu befliſſener Verſtellung. Mir iſt nicht bekannt, daß er dem franzöſiſchen Kaiſer wäre verdächtigt worden und von dieſer Seite ernſtlich wäre gefährdet geweſen; gleichwohl hatte er nicht geringe Wagniſſe auf ſein Haupt genommen. Noch kürzlich, in dem letzten Kriege, als die Sachſen mit den Franzoſen gegen Oeſterreich fochten, hatte nach der Schlacht von Aſpern ein bedeutender Kern ſächſiſcher Kriegsmänner ihm eröffnen laſſen, daß in gewiſſen möglicherweiſe zu erwartenden Fällen die ſächſiſchen Truppen den verhaßten Bund, der ſie mit den Franzoſen vereine, zerreißen, für Deutſchland kämpfen, und den Herzog an ihre Spitze rufen würden; die Wendung der Ereigniſſe ließ jene Fälle nicht eintreten, aber die Verbindungen und Verabredungen dauerten fort, und wir ſehen aus dieſen Angaben, wie früh die

im Jahre 1813 endlich hervorgetretenen Ereigniſſe vorbedacht und bereitet waren; wir ſehen darin auch für unſre Zeit den Troſt, daß dem ächten Streben ſein Ziel nicht ausbleibt, auch wenn die Gegenwart es für den Augenblick ſtreng verneint. Die Perſon des Herzogs übte eine ſtarke Anziehung; unter dieſem muntern, ſinnlich-kräftigen, ſcheinbar nur dem Tag und dem Augenblicke gewidmeten, aber nach allen Seiten aufmerkſamen und thätigen Behaben erkannte der Schärferſehende leicht die großen Eigenſchaften des geiſtesregen, ſchaffenden Fürſten, den klaren Blick über Welt und Menſchen; beſonders aber fanden die Kriegsleute ſich zu ihm hingezogen, ſie fühlten, daß ihr Handwerk in ihm einen Genoſſen, einen Gönner hatte, der auch hier das Schätzenswerthe und Verdienſtliche leicht erkannte, und dem in deſſen Umgebung behaglich zu Muthe war. Die öſterreichiſchen Offiziere hielten ſich zu ihm mit wahrer Liebe, wie zu einem ihnen angehörigen Kriegsobern, es war eine Freude und eine Pflicht, ihm zu huldigen. Dieſe Beziehung wäre genug geweſen, auch mich dem Herzoge innig zu verknüpfen. Nun aber kam für mich noch hinzu, daß er Goethe's Herzog war, und ſchon deßhalb auch Rahel's. Entſtanden bei dieſer Betrachtungsweiſe auch bisweilen auffallende Gegenſätze, und mußte die ideale Anforderung oft gegen die reale Darbietung zurücktreten, ſo konnte doch dies den Geſammteindruck nicht verändern, und nicht ſelten mußte man ſogar ſich freuen, daß der Fürſt kein bloß litterariſcher, ſondern ein recht wirklicher, der Welt angehöriger war. Der Herzog war Rahel's Nachbar, und konnte mit ihr von Fenſter zu Fenſter ſprechen, ich wohnte ihm ebenfalls nah, und ein behaglicher, täglicher

Verkehr ergab ſich hiebei um ſo leichter. Gleich das erſte Geſpräch mit dem Herzog ließ uns leider wenig Hoffnung, Goethe'n dieſes Jahr in Töplitz zu ſehen; er wollte von Karlsbad, hieß es, unmittelbar nach Weimar zurückkehren. Auch auf Gentz hatten wir uns vergebens gefreut; er ſchrieb, daß er Wien nicht verlaſſen, oder höchſtens auf einige Wochen nach Baden gehen würde.

Andre Gäſte von Rang und Namen fanden ſich zahlreich ein. Ich erwähne die Gräflich Bucquoy'ſche Familie, der auch der Graf ſelbſt bald folgte, bekannt ſchon damals durch ein ernſtes wiſſenſchaftliches Streben, das auch in techniſche Ausübung überging, und hier, ganz im Gegentheil der gewöhnlichen Annahme, ausgezeichnetes Gelingen hatte, während im reinen Denken das Autodidaktiſche doch allzu abgeſchloſſen blieb. Fürſtin Jablonowska, Graf und Gräfin Eſterhazy, Graf Feſtetics, Graf von Khevenhüller, der preußiſche Staatsminiſter von Brockhauſen, Baronin von Grotthuß aus Berlin, verweilten längere oder kürzere Zeit. Von bedeutenden Kriegsmännern iſt zuvörderſt Fürſt Alfred von Windiſchgrätz hier zu nennen, damals Oberſt eines Reiterregiments, und unter den jüngern ritterlichen Anführern, auf welche die kriegeriſchen Hoffnungen der Zukunft ſich stützten, einer der glänzendſten. Ihm hatte ſich der Graf von Trogoff angeſchloſſen, Major im Regimente Vogelſang, aber faſt immer beurlaubt, ein geborner Bretagner, der bei den erſten Revolutionsſtürmen mit dem Grafen von Artois Frankreich verlaſſen hatte, und als leidenſchaftlicher Anhänger des Königthums das kaiſerliche wie das republikaniſche Frankreich mit gleichem Haſſeseifer anſah, einer der witzigſten und beredteſten Franzoſen der alten Zeit,

der unerſchöpflich in beißenden und luſtigen Antworten war, und die Unterhaltung auch über ernſte Gegenſtände nicht leicht ſtocken ließ; ich hatte mit ihm viele und ausführliche Geſpräche, in denen wir uns aufrichtig eingeſtanden, daß wir durch die Stellung der Dinge für den Augenblick zwar in gleicher Richtung ſtänden, unſre Denkart aber völlig verſchieden ſei, und uns, bei geringer Aenderung der Sachen, leicht einander entgegenſtellen könne; übrigens war er in allem, was nicht die Bourbons anging, äußerſt freiſinnig, ſpottete über die Vorurtheile, die in Staat und Kirche und Geſellſchaft noch herrſchten, und ertheilte mir, da er mich ſehr gern hatte und fördern wollte, ſeine beſten Rathſchläge, wie ich in kurzem aufſteigen, und die zahlreichen vornehmen Unfähigkeiten, von denen es wimmele, überflügeln müßte, wobei es nur ſchade war, daß ſeine Klugheit noch wenig an ihm ſelber ſich hatte bewähren wollen! Bald erſchien auch der durch ſeine großen dem Vaterlande gebrachten Opfer wie durch ſeine bei Aſpern bewieſene Tapferkeit rühmlichſt namhafte Fürſt Ferdinand von Kinsky, Oberſtlieutenant im Klenau'ſchen Chevauxlegersregiment, das in der Nähe ſeine Standquartiere hatte, und deſſen Offiziere in Töplitz ab- und zugingen. Ein vollkommenes Bild deutſchen Ritterſinnes war der General Fürſt Aloys von Liechtenſtein, dem ſein älterer Bruder, der Fürſt Moritz, in Tapferkeit und Treue würdig zur Seite ſtand. Durch meinen Oberſten, der durch Kriegstüchtigkeit und Adel der Geſinnung wie durch Geburt und Verhältniſſe ſich den Beſten gleichſtellen durfte, wurde auch ich dieſem Kreiſe näher gerückt, und die faſt täglichen traulichen Unterhaltungen, welche die Vergangenheit kriegsgeſchichtlich er-

örterten und hoffnungsvolle Blicke und Plane in die Zukunft warfen, erfriſchten und ſtählten den Muth, der in der troſtloſen Oede der öffentlichen Zuſtände kaum durch die Nachrichten, die uns verkümmert aus Spanien und Portugal zukamen, noch einige Labung empfing. Ich erinnere mich, mit dem Fürſten Aloys von Liechtenſtein einmal die Schlacht von Wagram ausführlich durchgeſprochen zu haben. Ich erwähnte dabei, daß mir in Betreff dieſer Schlacht eine wahre Seltſamkeit kund geworden; in Oeſterreich gebe es, ſchon ſeltſam genug, außer den Dienſtvorſchriften für die untern Grade, ſo auch eine Anleitung für die Generale, und dieſes Lehrbuch, mit Karten und Planen ausgeſtattet, befinde ſich in den Händen aller Generale und Oberſten; keinem einzigen aber ſcheine bekannt geweſen, wenigſtens hätten wohl zwanzig und mehr mit Staunen meine Entdeckung vernommen, daß eine Schlacht bei Wagram in dem Buche prophetiſch vorkomme, nämlich eine erdichtete Schlacht, in die wirkliche genau wiedergegebene Gegend von Wagram hineingezeichnet, nur daß die Namen der Ortſchaften, Inſeln u. ſ. w. in willkürliche verwandelt wären. Der Fürſt räumte die Seltſamkeit ein, meinte jedoch, wenigſtens ihm ſei der Plan nur allzu gut bekannt geweſen, und er habe ihn, als er verwundet den Kanonendonner der Schlacht gehört, auf dem Tiſche vor ſich liegen gehabt, mit heftiger Unruhe den Gang verfolgend, den die Dinge nahmen und nehmen konnten. Erörterungen dieſer Art wurden für mich ungemein lehrreich und förderlich. Außer meinem Eifer, der ſich entſchieden darlegte, mußten, ich geſtehe es, auch die Geſichtspunkte, die ich hatte, mich bei ſolchen Gelegenheiten höher ſtellen, als meinem Dienſt-

verhältniſſe irgend zukam, und ich weiß nicht, ob anders- wo, als in Oeſterreich, ein junger Offizier mit Generalen ſo hätte ſtreiten und auf ſeinen Meinungen beharren dür- fen. Den Vortheil einer großartigen Unbefangenheit grade bei den höchſten Ständen in Oeſterreich habe ich noch oft auch in andern Zeiten und Beziehungen anerkennen müſ- ſen. Daß aber die Vertraulichkeit der Höheren nicht im- mer Gewinn oder Genuß bringt, mußte ich augenblicklich miterfahren, denn ein alter Feldmarſchalllieutenant, Frei- herr von Ulm, der mich ſo gut angeſchrieben ſah, wollte auch ſeine Gnade mir nicht fehlen laſſen, und hielt mich ſtundenlang an ſeiner Seite feſt, mir ſeine Anſichten vor- zutragen, mich von dem Werthe ſeines alten Adels zu unterrichten, Titel und Würden der Andern in ſcharfe Prüfung zu nehmen, und mehr dergleichen, was mir alles völlig ſchmacklos war. Dabei mußte ich mich ſehr in Acht nehmen, ihn nicht Excellenz zu nennen, denn wenn mir dies Wort entſchlüpfte, ſo erfolgte jedesmal eine große Strafpredigt und Auseinanderſetzung, wie in Oeſterreich einem Feldmarſchalllieutenant ſolch Prädikat nicht gebühre, und es eben ſo eine Beleidigung ſei, jemanden zu hoch, als ihn zu niedrig zu betiteln, die Ehre gebiete, genau nur das zu geben und zu empfangen, was der Perſon zukomme. Die Andern beſchuldigten ihn, mit dieſer wie- derholten und ſehr läſtigen Ablehnung nur zu bezwecken, daß man höhern Orts erinnert würde, ihm jenes Prä- dikat vermittelſt der Würde eines Wirklichen Geheimen Rathes rechtmäßig beizulegen, woran aber niemand zu denken ſchien. Auch wurde ich wegen dieſer großen Zu- neigung, die ich zu tragen hatte, genug verſpottet, indem jedermann frei und ſcharf über den Alten urtheilte; was

mir doch wenig half, denn immer blieb er für mich der Feldmarſchallieutenant, und wenn er mich faßte, konnte ich ſo leicht nicht loskommen, und in dieſem Falle waren auch die Generale und Oberſten nicht beſſer daran; ihnen wie mir war das einzige Heil, ſich nicht fangen zu laſſen.

Meine Damen hatten die Bekanntſchaft einer liebenswürdigen Baronin von Heer gemacht, gebornen Prinzeſſin von Hohenzollern-Hechingen, deren Schwiegervater, geweſener Hofmarſchall am Hofe zu Hechingen, mir von Tübingen her bekannt war. Bald erſchien auch deren Schweſter, Gräfin von Waldburg-Truchſeß, die als Oberhofmeiſterin am weſtphäliſchen Hofe zu Kaſſel gelebt hatte, aber kürzlich aus dieſen verworrenen und ſich täglich mehr verwirrenden Verhältniſſen ausgeſchieden war. Sie hatte eine jüngere noch unverheirathete Schweſter bei ſich, doch ſie ſelbſt verdunkelte alles um ſich her. In der That, eine glänzende Erſcheinung, die man nicht ſehen konnte, ohne ihr zu huldigen! Schönheit, Reiz, Gewandtheit, Sicherheit, alles was Natur und Weltleben verleihen kann, hatte ſie in hohem Grade. Dabei zeigte ſich im Hintergrunde eine Karakterkraft, die über den eitlen Zoll der Anbetung, an welchem ſo manche Frauenſchönheit ſchwächlich ſich genügen läßt, hinauszublicken und höhere Zwecke zu faſſen und zu verfolgen vermag. Der Herzog von Weimar fühlte lebhaft die Anziehung dieſer ausgezeichneten Eigenſchaften, die bald in dem größeren Kreiſe walteten, der ſich vorzugsweiſe um Frau von Crayen her bildete. Für uns zu keinem Gewinn! Denn die Keime von Mißhelligkeit, die ich auf dem Wege von Berlin nach Dresden bemerkt hatte, waren indeß auf dem heißen Boden

des Badeorts ſchon aufgegangen, und daraus eine Kälte entſtanden, die auch mich ihre Wirkung empfinden ließ. Ich ſah mich zu jenem Kreiſe bald in eine Stellung gebracht, von der mir die entgegengeſetzte natürlicher und anmuthiger geweſen wäre. Doch war die Trennung wenigſtens zwiſchen Rahel und Frau von Crayen weder feindlich noch ſchroff, ſondern behielt mehr das Anſehn einer Zufälligkeit, wobei man noch oft genug zuſammentraf, und ſo that und ſprach, als wenn alles in ſchönſter Ordnung wäre.

Auf dem Clary'ſchen Schloſſe fand ohnehin die höhere Geſellſchaft ihre ungeſtörte Vermittlung und Vereinigung. Man brachte die behaglichſten Abende dort in größter Freiheit und beſtem Anſtande hin. Ich hatte meine Sache am meiſten mit des Fürſten älteſtem Sohne, dem Grafen Karl — nach öſterreichiſcher Weiſe gewöhnlich nur Lolo genannt —, der mit einer edlen, wohlwollenden Gemüthsart die feinſte Weltbildung und einen ausgezeichneten litterariſchen Geſchmack vereinigte. Alles Neuſte aus der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Litteratur war bei ihm zu finden. Er urtheilte mit Feinheit, und in ſeiner Sphäre mit Sicherheit. Er hatte Sinn für Naturgenuß, für Landſchaft und Gegend, die er mit Künſtlerblick auffaßte, ſeine Zeichnungen, oft nur leicht mit der Feder entworfen, verriethen ein ſchönes Talent. Alles Menſchliche ſtand ihm nah, das Intereſſante, das Eigenthümliche und Sonderbare war ihm meiſt nur dafür eine Form. Ueber manche ſeiner Reiſen hatte er Tagebücher ausgearbeitet, leichte, den Gegenſtänden und der Stimmung des Tages angehörige Schilderungen, durch raſche Federſpiele und andre Bildchen verſinnlicht, von natür-

licher Anmuth und friſcher Eleganz, in dem reizendſten Franzöſiſch. Er vertraute mir viele dieſer Hefte, und ich las ſie mit großem Vergnügen, ſchon damals von der Wahrnehmung durchdrungen, die ſich ſo oft beſtätigt, daß nicht immer die Schriftſteller es ſind, die am beſten ſchreiben. Der Graf von Clary war aus franzöſiſcher Bildung hervorgegangen, er hatte in ſeiner Herkunft und Stellung kaum rechten Grund ein Deutſcher zu ſein; um ſo angenehmer war es, ihn doch wirklich als ſolchen zu finden; ſeine Denkart und Geſinnung waren ganz deutſch, nur ſein Witz hing nach Frankreich hinüber, ſein Gefühl aber nach Italien, deſſen weiche, genußvolle Muße ihm als das ſchönſte Glück vorſchwebte. Sage man was man wolle, ſolche Menſchen ſanften Sinnes und ſtiller Muße ſind der Welt eben ſo nöthig und wohlthätig, als die Männer raſtloſer Thätigkeit. Gewährt nicht Frau von Sevigné noch heutiges Tages vielen Tauſenden heitern Genuß und erhebenden Troſt, und leiſtet ſie damit nicht mehr, als wenn ſie für ein Dutzend Hausleute genäht und gekocht hätte? Wer weiß, was einſt noch die Clary'ſchen Reiſe- und Tagebücher leiſten! So viel weiß ich, hat er deren über das Jahr 1811 geſchrieben, ſo könnten ſie einſt das reichſte Hülfsmittel zur Erhellung und Berichtigung meiner Angaben darbieten, und es iſt vielleicht verwegen, daß ich ihrer herausfordernd Meldung thue. Doch thue ich es unbedenklich. Noch muß ich von ihm ſagen, daß er es vermied, über Menſchen entſchiedene Urtheile auszuſprechen, nicht weil er nicht urtheilte, ſondern weil er glaubte, es ſei Unrecht, ſich und Andern die Unbefangenheit zu nehmen, mit der man doch jeden, auch den ſchon verurtheilten, aufnehmen und behandeln

müſſe, als ſei er ein noch unbekannter, friſcher Menſch; eine Ausdehnung des Princips der Höflichkeit und guten Lebensart, wie nur der menſchenfreundlichſte Sinn ſie eingeben konnte, und zu der beſonders Rahel aus vollem Herzen einſtimmte!

Wir hatten eine Reihe der ſchönſten Tage. Morgens, nach Bad und Frühſtück, oder ſchon vom Spazirgange zurückgekehrt, verſammelte man ſich im Clary'ſchen Garten, wo gewöhnlich die Fürſtliche Familie und ein Theil ihrer Geſellſchaft einem an ſich reizloſen Kugelſpiel oblag, das aber als Vereinigungspunkt im Freien angenehm war. Der Graf Karl verlor ſich bald mit ſeinem Buche in einſame Gänge, oft auch ſchloſſen Begleiter ſich an, oder Zeichenbrett und Griffel traten an die Stelle des Buches, die vorbehaltenen Theile des Gartens wurden beſucht, in Gondeln der ſchöne Teich beſchifft, alles bewegte ſich in traulichem Behagen, in zwangloſer Artigkeit. Die Nachmittage waren den größeren Spazirfahrten gewidmet, ſelten kehrte man zu rechter Zeit zurück, um noch das Schloßtheater einen Augenblick beſuchen zu können, wo eine kleine Truppe aus Böhmen tägliche Vorſtellungen gab, und der unvergleichliche, witz- und launenreiche Swoboda bisweilen die komiſche Kunſt in eigenthümlichſter Vollendung zeigte, ſo daß ſelbſt die große Schauſpielerin Madame Bethmann aus Berlin nicht Anſtand nahm, ihn den größten Talenten der deutſchen Schaubühne beizuzählen. Die Abende waren im Schloßgarten beſonders lebhaft und mannigfaltig an Gruppirung und Bewegung. Wenn nicht Ball oder ſonſtige Verabredung die Geſellſchaft in dem großen Gartenſaale zuſammenhielt, ſo vereinigte ſich ein ausgewählter Kreis gewöhnlich noch

zuletzt im Clary'ſchen Salon. Oft, wenn wir zu ſpät nach Hauſe kehrten, war es ſchwer, das Freie ſchon zu verlaſſen, die hellen Sterne am dunkeln Himmel, die mächtigen Baumſchatten, die Stille der lauen Luft, alles wirkte wie Zauber auf das Gemüth, und wenn dann bei offnen Fenſtern Caroline Longhi, eine ſchöne Harfenſpielerin aus Neapel, ihre Uebungen vornahm, oder unter den Fenſtern des Herzogs von Weimar böhmiſche Muſiker meiſterhaft ſpielten, ſo war es unmöglich, ſolchem nächtlichen Zauber nicht ſelbſtvergeſſen zu lauſchen. Noch ein beſonderer Reiz wirkte hiebei mit. Den Norddeutſchen war damals das Jodeln der Tyroler und Steiermärker größtentheils unbekannt, und die eigenthümliche Sangesweiſe machte den wunderbarſten Eindruck. Ein junger böhmiſcher Offizier hatte darin die größte Meiſterſchaft erlangt, und wenn er, allein, oder von einigen Kammeraden unterſtützt, vor der Wohnung des Herzogs die ſeltſamen Liedertöne erſchallen ließ, öffneten ſich alsbald die Fenſter der ganzen Nachbarſchaft, und der geſellige Herzog ſpann neue muntre Geſpräche an, und Einmal, verwundert, von Rahel zu hören, daß ſie ſo ſpät noch Kaffee trinke, begehrte er dieſe intereſſante Neuigkeit, die ſich der des Jodelns ſo trefflich geſellte, auf der Stelle durch eigne Erfahrung mit zu erproben.

Die Badegäſte mehrten ſich täglich, außer den Oeſterreichern waren beſonders die Preußen und Sachſen zahlreich, man ſah wenige Ruſſen und Polen, nur ein paar Franzoſen und keinen Engländer, wie denn das ganze Feſtland keinen aufwies, außer gefangene in Frankreich, und kämpfende in Spanien und Portugal; ein ſchon lange in Prag einheimiſcher engliſcher Sprachmeiſter, der

mit dem Grafen von Bentheim nach Töplitz gekommen war, mußte hier wie dort, der Sicherheit wegen, für einen Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika gelten. Im Allgemeinen waltete großes Vertrauen unter den Leuten, es genügte, daß man ſich unter Deutſchen wußte, um ohne Hehl politiſche Geſinnungen zu äußern, die, am ſchlimmen Orte angezeigt, die ſchwerſte Ahndung erwarten konnten. Wenn es Schlechtgeſinnte und ſelbſt Verräther unter den Deutſchen gab, ſo hielten auch dieſe noch einige Mäßigung, und ſcheuten ſich die Fäden anzutaſten, die nicht gefahrlos zu verfolgen waren, denn ſie umſtrickten mit den Niedern auch die Hohen, und verloren ſich bisweilen ſogar in den innerſten Kern der Fremdherrſchaft. Der Franzoſenhaß verknüpfte die verſchiedenſten Stände, irgend ein Handelsdiener wurde der Vertraute und Briefbeſorger einer Fürſtin, eines hohen Beamten; der Schauſpieler Bethmann theilte die mehr ſchmeichelhaften als zuverläſſigen Neuigkeiten, an denen er nie Mangel hatte, täglich der hohen Ariſtokratie mit, die ihn dafür mit lächelnder Gunſt beehrte, und wer ſein Ankläger geworden wäre, der hätte noch viele andre Namen nennen müſſen, von denen arge Rückſchläge zu befürchten waren.

Als der Jahrestag des Todes der ſchönen Königin Luiſe von Preußen zum erſtenmal wiederkehrte, waren alle Preußen beeifert, dieſen Trauertag mit würdiger Feier zu begehen, und auch die Nichtpreußen verhehlten den Antheil nicht, den ſie dem Gedächtniſſe der herrlichen Fürſtin aufrichtig widmeten. Doch die heftigſten der Eiferer wollten aus dem Feſte vor allem eine Darlegung ihres Franzoſenhaſſes und ihrer Deutſchgeſinnung machen,

und, wie es zu geſchehen pflegt, die Unberufenſten waren hiebei die Thätigsten. Die Gemäßigten und Beſonnenen zogen ſich von dem Unternehmen, das ungeſchickt anhob und geſchmacklos ausging, allmählich zurück, und es war in der That ſchwer zu ſagen, wer dabei eigentlich befriedigt ſein ſollte, daß es hieß, Berliner Juden hätten für die reformirte Königin ein katholiſches Hochamt halten laſſen! Doch war derſelbe Eifer, der ſich in dieſes Unternehmen verirrt hatte, gar nicht abgeneigt, diejenigen Preußen, welche der ungeſchickten Aufforderung nicht gefolgt waren, wenigſtens lauer Geſinnungen zu beſchuldigen.

Von der preußiſchen Seite her kam inzwiſchen immer neuer Zuſchuß. Als Durchreiſender von Berlin nach Prag beſuchte mich Clemens Brentano, der mir von allen meinen Freunden die genaueſten und unterhaltendſten Nachrichten brachte. Ich ſah ihn zum erſtenmal, und war ganz bezaubert von ſeiner geiſtreichen Laune, ſeinen überraſchenden, oft das Tiefſte aufſchließenden, immer feuerwerkartigen Bemerkungen. Doch weil er den Boden ſicher und empfänglich fand, fing er bald die ihm willig zugeſtandene Freiheit zu mißbrauchen an, und alle meine Freunde der Reihe nach zu lächerlichen und widrigen Geſtalten zu verzerren, wogegen ich ſolche Einſprache thun mußte, die unſrer Bekanntſchaft ein ſchnelles Ende gebracht hätte, wenn er nicht ohnehin gleich am nächſten Tage weitergezogen wäre. Willkommen und kernhaft ſtärkend war mir das Erſcheinen Fichte's, ſo wie Friedrich Auguſt Wolf's, deren Gegenwart mich in die glücklichſten Studienzeiten zurück verſetzte. Mit Wolf entſpannen ſich ſogleich proſodiſche Erörterungen, er hatte ſchon

ſeine erobernden Ueberſetzerzüge begonnen, und glücklich wie niemand vor ihm die halsbrechenden Schwierigkeiten des Ariſtophanes überwunden; man mußte geſtehen, daß er die Kunſt der Silbenmeſſung und des Versbaues auf den Gipfel geführt habe. Doch indem ich meine Bewunderung nicht verſchwieg, erhob ich leiſe Zweifel, ob die Dichtkunſt auf dieſer philologiſchen Höhe ſich erhalten könne, ob nicht für den ächten Dichter die Läſſigkeit des Goethe'ſchen und Schiller'ſchen Hexameters vorzuziehen bleibe, wovon aber Wolf nichts hören wollte, im Gegentheil meinte er, jene Dichter ſeien in Gefahr, bei fortſchreitender Ausbildung der deutſchen Proſodie, durch grammatiſche Meiſterhand in die Formen ſpäterer Anforderung umgeſetzt zu werden! Doch das Beiſpiel ſchon der Homeriſchen Geſänge war ihm entgegen, die mit allen Mängeln der Form richtig auf die Nachwelt gekommen ſind. — Wolf war nicht eigentlich krank, ſondern lebensfroh und geſellig, wie er denn an allen Fahrten und ſonſtigen Verabredungen gern Theil nahm. Bei Fichte, der an rheumatiſcher Lähmung litt, war dies ganz anders; er blieb auch hier der einſame Denker, der ſtrenge Waller, unbekümmert um Geſellſchaft und Welt. Der Druck, unter dem Deutſchland ſeufzte, beſchäftigte ihn ſehr, und da er alles in die Tiefe führte, ſo ſuchte er auch den geheimen Vereinen, welche für die deutſche Sache thätig waren, eine Geſtalt und Bedeutung zu finden, wobei die Philoſophie mit der Politik zuſammen gehen könnte. Wir kamen von dieſen Vereinen natürlich auf die Freimaurerei, welche als ſchon fertiges und ſicheres Werkzeug ſehr brauchbar ſchien, manche Anſichten und Geſinnungen im Stillen auszubreiten. Sie wurde franzöſiſcherſeits auf dieſe Weiſe ſchon

gebraucht, in manchen Logen höherer Grade zu Paris gelobte man, für Napoleon und ſeine Dynaſtie Gut und Blut einzuſetzen, warum ſollte nicht auch deutſcherſeits verſucht werden, unſre politiſche Zwecke vermittelſt der Logen zu fördern? Fichte hielt die Maurerei ihrem Weſen nach ſehr hoch, und ließ das Ganze nicht entgelten, daß ihn die Berliner Logen mit ſeinen Vorſchlägen zur Erneuung und Erhöhung ihrer Grundlagen ſchnöd abgewieſen hatten. Er rühmte, daß die Maurerei für viele Menſchen, denen ſonſt keine allgemeine Bildung zugekommen wäre, eine Schule edler Menſchheit geworden ſei, und in der Zeit nach dem ſiebenjährigen Kriege hätten Hunderte von preußiſchen Offizieren ihre geiſtige Erhellung einzig aus der Loge geſchöpft. Er deutete an, daß in der Geſchichte der geiſtigen Entwicklung neben dem exoteriſchen Zuſammenhange der Wiſſenſchaft — „Ich habe es nie geläugnet", ſagte er, „daß ich durch Kant angeregt worden, wie Kant es von Hume geweſen, und ſo weiter zurück" — auch ein eſoteriſcher Zuſammenhang denkbar ſei, deſſen Vermittlung und Erhaltung ſehr wohl das Geſchäft und der Beruf einer geheimen Geſellſchaft ſein könne; wiefern dies der Maurerei wirklich obgelegen oder durch ſie geſchehen, wolle er jetzt nicht unterſuchen, es genüge, die Möglichkeit anzunehmen, daß ſie eines ſolchen Gehaltes fähig ſei. Er wollte überhaupt nur geiſtige Stärkung und Erhebung, aus der die kühne That dann von ſelbſt hervorgehen würde, und verwarf die äußerliche Feſtſetzung einer ſolchen, zu der man ſich verſchwören und deren beſonderem Zwecke man alles opfern ſolle. Fichte's Einſichten in die Maurerei waren offenbar nicht aus ihr ſelbſt, ſondern aus ſeinem philoſophiſchen

Standpunkte genommen, auch hatte er es im Orden nie weiter gebracht, als zu der Lehrlingsſtufe, wiewohl Friedrich von Schlegel und Franz von Baader ihm gern die höchſten Grade beimaßen, und ſogar behaupteten, er habe aus den ihm eröffneten geheimſten Lehren vieles für ſeine Philoſophie geſchöpft. Ganz im Gegentheil hatte Fichte, nachdem er in Jena Freimaurer geworden, und von dem neuen Weſen einigermaßen ergriffen war, gleich darauf geſonnen, ob er nicht etwas erfinden könne, das, wie die Analyſis für das Rechnen, ein untrügliches Werkzeug für das Denken wäre, eine Waffe des Geiſtes, die jeden, dem man ſie gäbe, ſtark machte; wenn ihm dergleichen gelungen wäre, ſo würde er die Maurerei dann gern zur Bewahrerin und Verwalterin ſeiner Erfindung gemacht haben, wie er es ſpäterhin verſucht hatte, die Wiſſenſchaftslehre in die Logen einzuführen, und darüber mit ihnen zerfallen war.

Der Dichter Tiedge, welcher mit der Gräfin von der Recke kam, war in politiſcher Hinſicht unſer eifriger Bundesgenoſſe, wie auch die Gräfin ſelber, während wir das äſthetiſche Treiben Beider in keiner Weiſe gelten ließen. Dieſelbe Uebereinſtimmung fand ſich mit der Gräfin Karoline von Schlabrendorf, die aus Schleſien eintraf; aber alle Uebereinſtimmung im Franzoſenhaſſe konnte nicht den weit größeren Gegenſatz tilgen, in welchen die Schroffheit ihres Gemüths und die Schärfe ihres Urtheils mit jedem gerieth, der ihr zu widerſprechen wagte.

Ich wurde in dieſer Zeit ſehr beunruhigt durch Nachrichten, die ich ſowohl aus Hamburg als aus Berlin empfing. An beiden Orten war durch Leichtſinn und Unklugheit mancherlei ruchtbar geworden und zu des Feindes

Kenntniß gekommen, was ſtreng hätte verſchwiegen bleiben ſollen; die Ungewißheit, ob nicht auch Verrath im Spiele ſei, gab nicht nur großen Beſorgniſſen Raum, ſondern weckte auch Mißtrauen und Scheu im Kreiſe des bisherigen Vertrauens. Die Polizei der Franzoſen, des Marſchall Davouſt inſonderheit, wurde wachſamer und thätiger, und erſtreckte ihre Wirkung auf alle Staaten des Rheinbundes; im Königreich Weſtphalen geſchahen Verhaftungen, von denen die weſtphäliſche Behörde nichts wußte, man ſprach von franzöſiſchen Anforderungen an Preußen, daß die dem Kaiſer Napoleon mißfälligen Perſonen nicht geduldet, einzelne hartbeſchuldigte ſogar ausgeliefert werden ſollten. Für den gegen Rußland zu unternehmenden Feldzug, hieß es, wolle man den Rücken frei, die Länder der Bundesgenoſſen von Uebelgeſinnten gereinigt hinter ſich haben. Die Freunde in Norddeutſchland waren in großer Bewegung, es wurden Papiere vernichtet, Aufenthaltsorte gewechſelt, alte Verbindungen abgebrochen, neue geheimere angeknüpft; es ſchien, als könnten ſich die bisherigen Betreibungen nicht länger in den vom Feinde beſetzten oder ſeinem Einfluſſe preisgegebenen Ländern halten, als müßte dieſem das Feld für den Augenblick überlaſſen werden; es geſchahen Anträge, die Leitung der deutſchen Sachen aus dem Norden nach Böhmen herüberzutragen, wo der Boden noch friſch, noch unverkundſchaftet ſei, und wo außerdem bei der Anweſenheit des Kurfürſten von Heſſen und des Freiherrn vom Stein, reiche Hülfsmittel und feſter Anhang nicht fehlen würden. In der That hatte Oeſterreich bisher noch mit vielem Glücke ſich gegen den franzöſiſchen Einfluß abgeſchloſſen, man lebte beſonders in Böhmen von dieſer

Seite in Sicherheit und Ruhe, die franzöſiſchen Behörden wußten wenig von dem Innern des Landes, und ſcheuten einigermaßen hier ſtörend einzudringen. Allein die Zuflucht, welche hier gewährt war, wurde durch den Preis der Unthätigkeit erkauft, zu welcher alles, was hieher flüchtete, ſich verurtheilt ſah. Die Menſchen wurden geduldet und geſchützt, aber ihre Betreibungen mußten erlöſchen, theils von ſelbſt in dem fremdartigen Boden, theils durch Maßregeln, die allen Verkehr beaufſichtigten, und einen raſchen, ſichern mit dem Auslande unmöglich machten. Die Verlegenheit war daher nicht gering, als die Anfrage geſtellt wurde, wiefern Freunde, die bisher im Norden gewirkt hatten, ſich mit Erfolg in Böhmen feſtſetzen könnten, ja ob man wohl im Stande wäre, einem oder zweien, im Fall ſie allzuheftig verfolgt würden, einen Verſteck in Böhmen zu vermitteln. Unter den vorhandenen Umſtänden mußte die Frage durchaus verneint werden, ſchon deshalb, weil es zweifelhaft war, ob ſie nicht ſchon durch unvertraute Hände gegangen. Der Kaiſerliche Rath Eichler, vertraut mit dieſen und vielen andern Geheimniſſen, war kein ſichrer Mittelsmann mehr, ſeit er der eignen Regierung verdächtigt und deßhalb auch aus ſeinem früheren Amte eines Badekommiſſair in Töplitz entfernt worden war. Im unmittelbar vorhandenen Drange der Noth wäre mein Oberſt alles zu thun bereit geweſen, aus angebornem Edelmuth, aus hochherziger Erwiederung jedes Zutrauens, aber gegen den allgemeinen problematiſchen Fall war das Gefühl ſeines eignen Dienſtverhältniſſes zu ſtark, und er konnte die Gränzen deſſelben nicht überſchreiten wollen. Doch war es unmöglich, den Gegenſtand einer ſo großen Unruhe und Bekümmerniß völlig

abzuwerfen, man lebte in täglich erneuter Sorge, welche nicht nur die beſten Freunde und Kammeraden, ſondern auch die nächſten Blutsverwandten umfaßte. Es gab Tage, wo die Ungewißheit über das Schickſal des Erbgrafen Alexis in Steinfurt, von deſſen Geſinnungen ſich das Stärkſte erwarten ließ, und deſſen Verbindungen die ſchlimmſten ſein konnten, die qualvollſten Beſorgniſſe einflößte.

Ein unglücklicher Zufall verdüſterte für unſern nächſten Kreis die Stimmung noch mehr. Ein preußiſcher Rittmeiſter von Tornau, der im Feldzuge von 1807 mit Auszeichnung gefochten haben mußte, denn er war noch jung und hatte den Verdienſtorden, war auf dem Balle aus Unkunde der angeordneten Folge der Tänze mit öſterreichiſchen Offizieren in Streit gerathen, ſie nahmen ſeine Unkunde für Trotz und er ihre etwas raſche Anrede für Beleidigung; die Folge war ein Zweikampf, der am nächſten Tage in einem nahen Wäldchen vor ſich ging. Der Preuße ſchlug ſich mit zweien Klenau'ſchen Offizieren, dem Grafen Ottolini und dem Grafen von Noſtitz, auf den Degen, er verwundete den einen tödtlich in der Bruſt, den andern fällte er durch einen Hieb in den Schädel, und er ſelbſt flüchtete mit drei Wunden über die Gränze nach Sachſen. Der Vorfall hinterließ auf beiden Seiten ſtarke Erbitterung, und zeigte auf's neue, wie leicht die deutſchen Kräfte, anſtatt ſich einander anzuſchließen, in Streit und Kampf geriethen; für einige Zeit ſchien die alte Eiferſucht, die man längſt erloſchen glaubte, wieder-aufzuwachen, und von beiden Seiten regte ſich noch mancher jugendliche Muth zur Fortſetzung jener unſeligen Fehde, die ſchon allzu blutig geworden war.

Es war Zeit, daß ein neues und freundliches Element auf die Geſellſchaft einwirkte, und andre Lebensrichtungen weckte. Der Fürſt von Ligne brachte, wie immer, Heiterkeit und gute Laune in ſeine nähere Umgebung, und auch die entferntere mußte daran einigen Antheil nehmen. Seine Witzworte, treffend immer und faßlich, wurden mit Luſt wiedererzählt, und jeder Tag, jede Stunde lieferte neuen Zuſchuß. Den Damen, welchen er ſeine Huldigungen widmete, ſandte er ſchon frühmorgens geiſtreiche Billete und Verſe, die er mit unglaublicher Leichtigkeit auf das erſte beſte Papier hinwarf. Ueberhaupt befliß er ſich im Aeußerlichen nicht eben großer Achtſamkeit, ſein Anzug war oft ſeltſam vernachläſſigt und ſtach gegen die Vornehmheit ſeiner Haltung und Manieren wunderlich ab. Er machte, wenigſtens in ſeinen Ausdrücken, noch ſtets den Anſpruch, verliebt zu ſein, und ſogar den, geliebt zu werden, und da er wohl wußte, wie dieſe Anſprüche durch ſein Alter bedingt ſeien, ſo machte er auch in dem der Frauen kaum noch einen Unterſchied, ſondern richtete mit gleichem Eifer ſeine Bewerbung an eine Sechzehnjährige und an eine Funfzigjährige. Nicht alle nahmen ſeine Beeiferung als Scherz, wenigſtens Ehrgeiz und Eitelkeit fanden noch reichlich ihre Rechnung dabei. Er bekam von mancher Seite zärtliche Antworten, mit denen er nicht eben geheimnißvoll that; wenn aber das Unglück wollte, daß er die Rückſeite eines ſolchen Blattes zu Verſen an eine Andre benutzte, ſo konnte Lachen und Spott auf der einen, und Verdruß und Bitterkeit auf der andern Seite nicht ausbleiben. Einſt geſchah ihm, als er zu einer Freundin, die er beſonders anbetete, und deren Theeſtunde er nicht verſäumen wollte, eilig durch die Straßen ſtolperte, daß dieſe Freundin, ebenfalls verſpätet,

aus dem Schloßgarten nach Hauſe eilend und ihn ein-holend, an ſeine Seite trat, und ihn eben anreden wollte, als der Alte, in ſeinen Roué-Dichtungen befangen, plötzlich ein verliebtes Abenteuer möglich glaubte, und der Dame, die er mit ſeinen geſchwächten Sinnen im Abendlichte nicht erkannte, eine feurige Liebeserklärung herſagte. Da ſie, um ſich und ihm die Beſchämung dieſes Verkennens zu erſparen, eiligſt entſchlüpfte, ſo ſetzte er ſeinen Weg fort, fand ſeine liebenswürdige Wirthin ſchon am Theetiſch, und ſagte ihr alle Artigkeiten, die er ſoeben an ſie verſchwendet hatte, zum zweitenmale; als zuletzt ſeine Untreue denn doch offenbart wurde und nicht ungerügt blieb, konnte er ſie noch immer, da nur ſeine Meinung irrig, die Perſon aber doch die ächte geweſen, für eine wirkliche Treue ausgeben!

Mit dem Herzoge von Weimar war der Fürſt durch das ſchönſte Verhältniß wechſelſeitiger Anerkennung ſchon längſt verbunden; als tapfere Kriegsleute, als freiſinnige Lebemänner, als edle Schätzer des Geiſtes, fanden ſie ſich auf gleichem Boden, die Sphären ihres Erfahrens und Wirkens aber waren doch ſehr verſchieden, und es gehörte friſcher Sinn und guter Wille dazu, daß der Herzog die Blüthe der Galanterie und des Scherzes von Verſailles, vom Oeil-de-Boeuf, und der Fürſt die Macht Goethe's und den Glanz Schiller's ſo treulich würdigten. Als Frau von Heygendorf auf einige Tage Töplitz beſuchte, war dies für den Fürſten ein neuer Anlaß, der Schönheit und dem Liebreize begeiſtert zu huldigen, und er machte unbedenklich den Nebenbuhler des Herzogs, indem er hiedurch freilich nur deſſen Geſchmack und Sinn ſchmeichelhaft beſtätigte.

Hier iſt der Ort, nun auch eines Franzoſen zu gedenken, der ſchon mehrere Wochen in Töplitz umherhinkte, und dem das Bad, wie er angab, ſeiner Wunden wegen verordnet war. Er war ſehr befliſſen nach Bekanntſchaften, wußte ſich ungemein in die Umſtände zu fügen und Anmaßung und Eitelkeit im Zügel zu halten. Dennoch gelang es ihm nicht, ſich beliebt zu machen, er ſtand in der deutſchen und deutſchgeſinnten Geſellſchaft ſehr allein, man hielt ihn allgemein für einen ausgeſandten Späher, und wirklich hat ſpäterhin der Herzog von Rovigo in ſeinen Denkwürdigkeiten erwähnt, daß er im Sommer jenes Jahres ſeine Kundſchafter in den böhmiſchen Bädern gehabt, und wir können hinzuſetzen, daß er ſchlecht genug bedient worden, falls jener einer von ihnen war! Clary's hatten ihn ablaufen laſſen, der Herzog von Weimar ſich ihn vom Halſe zu halten gewußt, Frau von Crayen wollte ihn nicht annehmen. Die öſterreichiſchen Offiziere, denen er ſich anſchließen wollte, trieben ihren Spott mit ihm; einer derſelben, ein Jägerhauptmann, Freiherr von Knorr, ausgerüſtet mit Humor und Tapferkeit, und in beiden gleicherweiſe ſchlagfertig, hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, den Andringling zu necken, und führte wahre Poſſenſpiele mit ihm auf, die man mit hohem Eintrittsgeld hätte bezahlen mögen, hätte man ſie nicht umſonſt gehabt. Einmal machte er dem Franzoſen ernſtliche Vorſtellungen, es zieme ſich nicht, daß er bald mit dem rechten und bald mit dem linken Fuße hinke, er ſolle ſich jetzt gleich entſcheiden, an welchem Fuße er verwundet ſein wolle, und mit dieſem nur dürfe er fortan hinken, ſie Alle würden genau darauf ſehen und keinen Wechſel mehr dulden. Der Franzoſe war klug genug, zum böſen Spiel

gute Miene zu machen, und betheuerte, es ſei ein Vorurtheil, daß die Deutſchen nicht den Scherz zu handhaben verſtänden, ſie ſcherzten meiſterhaft! Als der Fürſt von Ligne gekommen war, gewann der Mann doch etwas mehr Boden, der Fürſt war zu gutmüthig, ihn ganz abzuweiſen, und ein Franzoſe hatte nebenher immer etwas Reiz für ihn. Er führte ihn bei der Freundin Rahel's ein, und dort fiel die ſchon anderwärts erzählte Anekdote vor, wo jener verſprochen hatte, den Fürſten geſchickt auf die Kaiſerin Katharina zu bringen, und dies doch gar nicht zu bewerkſtelligen wußte, bis Rahel es plötzlich durch die gradeſte Frage that. Der Mann war übrigens weder abgeſchmackt noch ununterrichtet, und am wenigſten boshaft, nur ſeine Rolle machte ihn ungeſchickt, und thöricht war es, daß er ſie übernommen. Ich glaube wirklich nicht, daß er irgend jemanden Schaden gethan, aber freilich auch nicht, daß er bei ſeinem Herrn und Meiſter durch ſeine Sendung viel Ehre eingelegt habe.

In aller ſeiner leichten Anmuth und Scherzhaftigkeit war der Fürſt dennoch ein Mann von Grundſätzen, und wich von der Bahn, die er einmal gewählt, durchaus nicht ab. Ihm war freilich vermöge ſeines Witzes leicht, über Schwierigkeiten und Widerſprüche, in welchen Andre ſich verſtrickten, mit guter Art hinwegzukommen, allein er ſelbſt auch übte manchen Widerſpruch, und ſeine beflügelten Worte, die niemals zu Boden fielen, waren oft Kritik und Strafe für ſolche Männer, an welche Andrer Tadel nicht hinaufreichte. Er mißbilligte damals mit mehr Bitterkeit, als ſeinen Scherzen gewöhnlich war, die Verbindung Oeſterreichs mit Frankreich, und die Gegenſätze, welche dieſes Verhältniß lieferte, boten freilich, und

nicht ihm allein, den unerſchöpflichſten Stoff ſchreiender Verknüpfungen. Die Vorgänge in Spanien erregten ſeinen wärmſten Antheil, und brachten ihn faſt aus dem Geleiſe ſeines Scherzes, er konnte nicht vergeſſen, daß er ſelbſt ein ſpaniſcher Grande war. Demnach war der Fürſt in den damaligen Stimmungen und Bedrängniſſen kein gleichgültiger Beſtandtheil, ſeine großen Verbindungen und leichten Formen dienten in zahlloſen Gelegenheiten zur Förderung der deutſchen Sache, er empfing vielſeitiges Vertrauen, und bewahrte daſſelbe heilig, vielleicht weniger aus politiſcher Tugend, als aus edler Sitte der guten Geſellſchaft, die am rechten Orte ſowie zu reden auch zu ſchweigen lehrt.

Im Verlaufe der Badezeit mehrte ſich die Geſellſchaft aus Norddeutſchland. Der Erbprinz Georges von Mecklenburg-Strelitz, ausgezeichnet durch hohe Geiſtesbildung und enthuſiaſtiſche Kunſtliebe; ſeine durch Anmuth wie durch Schönheit bezaubernde Schweſter, die Prinzeſſin von Solms, begleitet von ihrer liebenswürdigen, im ſchönſten Jugendglanze heranblühenden Nichte, der Prinzeſſin Thereſe von Thurn und Taxis; der tapfere Prinz Auguſt Ferdinand von Preußen, Bruder des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis; alle dieſe willkommenen Erſcheinungen erregten Antheil und Zuneigung. Einen neuen Mittelpunkt bildete die Gräflich Golziſche Familie; galt der preußiſche Staatsminiſter Graf von der Golz nicht grade im höchſten Sinne als politiſcher Karakter, ſo war dagegen ſeine lebhafte Gattin, geborne von Schack, deſto entſchiedener ein geſellſchaftlicher, und durch ſie fanden bald Landsleute und Fremde hier den ſchönſten und munterſten Kreis, den das bewegliche, oft witzige, immer

anregende Talent der Gräfin gut in Athem hielt, und in welchem die Tochter des Hauſes, die liebliche Gräfin Auguſtine, nebſt ihren anmuthigen Geſpielinnen, Fräulein Natalie von Alopeus und Adelaide von Reede, als ſchönſter Jugendſchmuck glänzten. Auch der Bruder Achim's von Arnim, nach ſeiner auffallenden Aehnlichkeit mit dem engliſchen Miniſter William Pitt meiſtens nur Pitt-Arnim genannt, verſtärkte die preußiſche Anſiedlung durch ſeine heitre, ſtets in gleichmäßiger Stimmung und freier Weltbildung ſich bewegende Geſelligkeit.

Durch Rahel wurde ich mit der Golziſchen Familie bekannt, und ich ſelbſt hatte bald meinen Oberſten dort einzuführen, ſo wie auch ſeinen jüngern Bruder, Grafen Eugen zu Bentheim, einen jungen Menſchen von blühender, kraftvoller Schönheit und unverwüſtlicher Muthwillslaune, die oft Störung und Mißvergnügen verurſachte, und der man doch nie dauernd gram ſein konnte. Wir machten mit der Golziſchen Familie herrliche Spazirfahrten, nach Graupen, Mariaſchein, Dux, Oſſegg, der Prinz Auguſt nahm einigemal Theil, der Graf Eugen zu Bentheim, der Freiherr von Dalwigk. Letzterer war Adjutant des Kurprinzen von Heſſen, pflegte beſtändig hin und her zu reiſen, zwiſchen Prag und Berlin, und auch wohl weiter in Norddeutſchland, unter mancherlej Gefahren und Geſchäften; in alle geheime Betreibungen eingeweiht, erſchien er den Verbündeten immer willkommen, er brachte nachdrückliche Ermunterung und Hülfe von dem Kurfürſten, der mit ſeinem geretteten Schatze, auch ohne viel davon aufzuwenden, doch die Zuverſicht ſtärkte und den Willen erfriſchte. In der freien ſchönen Natur, bei muntrer Geſelligkeit, ſchloſſen ſich auch die politiſchen

Meinungen bald ohne Rückhalt auf, und wir — die Gräſin nicht die letzte — äußerten Anſichten und Hoffnungen, denen der preußiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten kaum das Ohr leihen durfte. Er that mir aber die Ehre an, mich genau zu befragen, wie ich den Zuſtand von Frankreich anſähe, und welche Eindrücke mir Paris und der Hof Napoleon's gegeben; da er eine ſchriftliche Mittheilung wünſchte, ſo gab ich ihm meine in Steinfurt abgefaßten Denkblätter, ſo weit ich ſie noch beſaß, und erſt nach ſeinem Tode, wie ſchon erwähnt, drei und zwanzig Jahre ſpäter, empfing ich ſie aus ſeinem Nachlaſſe zurück. Der Graf hatte keine Energie des Willens, aber neben guter Kenntniß der Geſchäfte und viel Takt in ihrer Behandlung ein geſundes Urtheil; er billigte nicht die politiſchen Betreibungen in Norddeutſchland, weil er ihnen, ſo lange nicht die Franzoſen entſcheidende Unfälle erlitten hätten, keinerlei Erfolg zutraute und in den Theilnehmern nur nutzloſe Opfer einer Verwegenheit ſah, die ſich für günſtigere Zeit aufſparen ſollte. Er geſtand uns, die preußiſchen Verhältniſſe ſeien ſo unſicher geſtellt, daß man nie vorher wiſſen könne, ob nicht binnen vierzehn Tagen zu den Waffen gegriffen werden müſſe, weil kein anderes Heil mehr übrig ſei; wobei er denn nicht verhehlte, daß dieſer Fall, ohne Oeſterreichs Hinzutreten und ohne raſches Vordringen der Ruſſen, für Preußen ein wahrhaft verzweifelter ſein würde. Die Gefahr, die er uns zeigte, wurde für uns nur ein ſo größerer Anreiz, den Blick dahin zu wenden, wo die Hülfe nah und gewiß wäre, auf das eigne Volk, deſſen allgemeiner Aufſtand gegen die Franzoſenherrſchaft uns der beſte Bundesgenoſſe Preußens dünkte.

Unter den perſönlichen Geſchicken, die aus jenen großen Spannungen der politiſchen Welt auf einzelne Häupter niederfielen, erregte das des Herrn Bathurſt lebhaften, und durch das Geheimniß, welches dabei waltete, ſchaudervollen Antheil. Er war als engliſcher Bevollmächtigter während des Krieges 1809 am öſterreichiſchen Hoflager thätig geweſen, und hatte nach dem Wiener Frieden, als ſeinen Zwecken keine Hoffnung mehr übrig und längeres Verweilen gefahrvoll wurde, die Rückreiſe nach England nördlich verſuchen wollen, da der ſüdliche Weg über Malta viel weiter und faſt eben ſo unſicher war. Seine Beſorgniß, den Franzoſen in die Hände zu fallen, war übergroß, und ſchon bei der Abreiſe aus Oeſterreich ſeinen dortigen Freunden von übler Vorbedeutung, doch tröſteten ſie ſich, ihn von beſonnenen, gewandten Leuten begleitet zu ſehen. Herr Bathurſt kam den 25. November 1809 Nachmittags in Kletzke, der Station vor Perleberg, in einem ſtattlichen Reiſewagen an, begleitet von einem Sekretair und einem Bedienten. Sein Paß nannte ihn Kaufmann Koch. Er ſtieg aus, und verlangte ſchleunigſt Pferde, indem er die größte Eile zu haben vorgab. Im Paſſagierzimmer fragte er genau und ängſtlich nach den Wegen, ob und wo er auf franzöſiſche Truppen ſtoßen würde, zog dann zwei Piſtolen aus der Taſche, beſah ſie unaufhörlich, ſpannte den Hahn, ſetzte ihn wieder in Ruhe, und als die Pferde längſt angeſpannt waren, trieb er dieſe Beſchäftigung noch lange fort, bis man ihn endlich benachrichtigte, er werde das Warten der Pferde tarifmäßig bezahlen müſſen, aber auch dieſer Erinnerung achtete er nicht, bezahlte die Gebühr, und erſt geraume Zeit nachher ſtieg er in den Wagen und fuhr ab. Abends

bei völliger Dunkelheit in Perleberg angelangt, verließ er auch hier ſogleich den Wagen, fragte nach dem Kommandanten, Herrn von Klitzing, trat in deſſen wegen einiger anweſenden Gäſte hellerleuchtetes Haus, begehrte ihn allein zu ſprechen, und nachdem er ſich verſichert, daß niemand lauſchen könne und daß er mit einem Ehrenmanne zu thun habe, entdeckte er ihm, wer er ſei, und fragte, ob er auf dieſer Straße ſicher nach Hamburg gelangen könne? Herr von Klitzing bejahte dies, und gab ihm alle dienliche Auskunft und Anleitung, bemerkte aber, daß der Reiſende in einer an Verwirrung gränzenden Aufregung ſei; er ſchwebe in größter Gefahr, ſagte dieſer, zweimal ſchon habe man ihn vergiften wollen, aber mit Gift richte man bei ihm nichts aus, denn er führe Gegengift! um ſo mehr aber fürchte er die franzöſiſchen Polizeiſpäher, die Zollſoldaten und Küſtenwächter, durch deren Linie er ſich ſchleichen müſſe. Durch die Angaben des Kommandanten einigermaßen beruhigt, verließ er das Haus, indem er die beſten Wünſche mitnahm, und ging, ſo ſchien es, zur Poſt zurück; vor den Fenſtern eines nahen Hauſes, wo die Töchter des vorigen Poſtmeiſters wohnten, war er noch geſehen worden, dann aber nicht mehr, und blieb ſeitdem verſchwunden. Ob er zu Fuß die Stadt verlaſſen, um auf der Landſtraße in den Wagen zu ſteigen, ob er ſich von dieſem und ſeinen Leuten habe trennen wollen, um allein ſicherer durchzukommen, ob er nah oder fern von Perleberg erſchlagen und verſcharrt, oder aufgehoben und fortgeſchleppt worden, ob er die mecklenburgiſche Küſte erreicht und ſich dort eingeſchifft und dann in den Wellen ſein Grab gefunden, — niemand weiß es. Seinen Hut fand man zwar nahe bei Perleberg am

Ufer der Stepnitz, aber dieſe einzige Spur berechtigte zu keinem ſichern Schluſſe, der kleine Fluß wurde ſpäter abgelaſſen und das Bett bis zur Elbe trocken gelegt, doch ohne daß ſich irgend ein näheres Anzeichen ergeben hätte. Als das ſeltſame Verſchwinden auch in England ruchtbar geworden war, wandte ſich die Gattin des Vermißten an den Kaiſer Napoleon, der ihr auch die beſondre Erlaubniß ertheilen ließ, an Ort und Stelle perſönlich alle Nachforſchungen zu veranlaſſen. Ich ſah im Jahre 1810 zu Paris bei Schlabrendorf dieſe Dame, die in Begleitung des bekannten Reiſenden Röntgen eben aus der Priegnitz wiederkehrte, wo alle mit dem Beiſtande der Behörden, und mit dem größten Geldaufwande, aber freilich grade hiedurch in weitläuftige Verwicklungen gezogenen, eifrigſten Unterſuchungen durchaus erfolglos geblieben waren. Aber auch in allen folgenden Jahren brachten alle erſinnlichen Bemühungen kein Licht in den räthſelhaften Vorgang, und noch heute, nach Verlauf von mehr als dreißig Jahren, iſt die Sache ſo dunkel, wie am erſten Tage. Die ſich am meiſten aufdringende Vermuthung war doch immer, der Unglückliche ſei verrathen worden, und als ein Opfer franzöſiſcher Schergen gefallen, denen man die Mittel, einzelne Menſchen verſchwinden zu laſſen, nicht fremd wußte. Führte man doch deutſcherſeits auch bisweilen, aus Noth, um ſich gegen Verrath zu ſchützen, ſolche furchtbare Schläge! Und wie nahe uns dergleichen Gräuel vorüberzog, wie faſt unter unſern Augen und Händen er ſich durchwand, ſollte ich ſogleich erfahren! Ein öſterreichiſcher General kam von Prag auf einige Tage nach Töplitz, und vertraute mir, was ihm vor kurzem begegnet war. Ein Engländer, der unter angenommenem Namen als Hand-

lungsdiener reiſte, hatte ſich einem franzöſiſchen Kourier angeſchloſſen, um mit ihm nach Konſtantinopel zu fahren; er bezahlte demſelben einen Theil der Reiſekoſten bewirthete ihn, und hatte ſich dadurch ſehr in Gunſt geſetzt; doch in Prag fürchtete er, nicht Geld genug zu haben, und ging deßhalb den General um einen Vorſchuß an aus ſolchen Geldern, die er bezeichnete. Sein Wiſſen um dieſe Gelder war dem General hinreichende Beglaubigung der Richtigkeit des Anſpruchs, er gab daher das verlangte Geld, und fragte nur noch, was jener denn eigentlich vorhabe? Der Engländer antwortete ganz trocken, er wolle die Depeſchen des Kouriers haben, und werde dieſen der Sicherheit wegen todtſchlagen, in Böhmen gehe es nicht wohl an, das ſehe er wohl, in Ungarn vielleicht auch noch nicht, in der Türkei aber werde die Gelegenheit nicht fehlen. Der General erkannte auf den erſten Blick, daß der Mann ſolcher That fähig ſei, er ſtutzte und ſchauderte, wußte aber nichts bei der Sache zu thun, und fand, daß hier Vorſtellungen nicht angebracht wären. Welche Zeiten ſind das, wo die edelſte Sache, die des Vaterlandes und der Freiheit, ſich mit unmenſchlicher Treuloſigkeit ſo verwickelt, daß man ſie von dieſer nicht mehr zu ſcheiden vermag! Mögen wir ſie in Deutſchland unter keiner Geſtalt wiederkehren ſehen!

Mehr und mehr neigte ſich der Sommer zum Herbſt, und die ſchon längeren Abende gaben der Geſelligkeit, die ſich zuletzt ganz in den Clary'ſchen Kreis zuſammenzog, feſteren Umriß und Halt. Die Geiſtesart der preußiſchen Gäſte ſtimmte beſſer zu der Ligne'ſchen, als bei der ſonſtigen großen Verſchiedenheit zu vermuthen war; der alte Fürſt war innig erfreut, jedes ſeiner Worte ſo gut und

ſchnell gefaßt, keines verloren zu ſehen, und äußerte dankbar, nach wirklichen Franzoſen ſeien die Preußen ſchon ſeit Friedrich dem Großen ſein beſtes Publikum. Dagegen fand auch die raſche Lebhaftigkeit der Gräfin von der Golz den fröhlichſten Anklang und die billigſte Würdigung. Um ſo gutes Zuſammenſein noch mehr zu erhöhen, wurde beſchloſſen, einige kleine Theaterſtücke aufzuführen; dieſe waren bald ausgewählt, die Rollen vertheilt, und im Anfange des Septembers wurde die aus früherer Zeit noch fertig ſtehende Bühne eröffnet. Einem dramatiſchen Sprichwort, in welchem der Fürſt von Ligne einen alten langweiligen Schwätzer in aller Meiſterſchaft der franzöſiſchen Schule gab, folgte das Luſtſpiel Le mari intrigué, worin neben dem Grafen von Clary und der Gräfin von Odonnel die preußiſchen Talente glänzten, Gräfin Auguſtine von der Golz, welche ihren erſten Verſuch dieſer Art mit bewundernswürdiger Freiheit und Geſchicklichkeit ausführte, und Pitt-Arnim, der als ein ſchon eingeübter Liebhaber ſein Beſtes that, den Preis aber gewann doch der wirkliche Franzoſe, Graf von Trogoff, den man ſcherzend beglückwünſchte, daß er, wenn er nach Frankreich zurückkehrte, dort ſogleich eine große Rolle ſpielen könnte, was denn auch in der Folge wirklich nicht ganz ausgeblieben iſt! Andre nicht minder anſprechende Unterhaltung gab die Muſik; der Kapellmeiſter Himmel, dieſer wüſte Sonderling, der faſt nur noch zwiſchen behaglichem Champagnerrauſch und troſtloſer Nüchternheit lebte, ließ uns im Golziſchen Hauſe und bei Clary's, wie auch ſpäter in einem Konzert, ſein Fortepianoſpiel hören, das auch heute noch, nach dem Urtheil der Kenner, in den neueren großen Fortſchritten dieſer Kunſtübung keineswegs verdunkelt

ſein würde; Karoline Longhi gewann in demſelben Konzert durch ihre Harfe großen Beifall.

Doch in derſelben Zeit war ich mit einem Muſiker bekannt geworden, gegen welchen mir jene ganz in den Schatten traten. Es war Beethoven, deſſen Anweſenheit wir ſchon lange wußten, aber niemand hatte ihn noch geſehen. Seine Harthörigkeit machte ihn menſchenſcheu, und ſeine Eigenheiten, die ſich in der Abſonderung nur immer ſchroffer ausbildeten, erſchwerten und kürzten bald wieder den wenigen Umgang, auf den ihn der Zufall etwa ſtoßen ließ. Er hatte aber im Schloßgarten auf ſeinen einſamen Streifereien einigemal Rahel geſehen, und ihr Geſichtsausdruck, der ihn an ähnliche, ihm werthe Züge erinnerte, war ihm aufgefallen. Ein liebenswürdiger junger Mann, Namens Oliva, der ihn als treuer Freund begleitete, vermittelte leicht die Bekanntſchaft. Was Beethoven den dringendſten Bitten hartnäckig verſagte, was in einem ſchrecklichen Falle, als in Wien ein Fürſt ihn zwingen, körperlich zwingen wollte, ſeinen Gäſten vorzuſpielen, ihm keine Gewalt abtrotzen gekonnt, das gewährte er jetzt gern und reichlich, er ſetzte ſich zum Fortepiano und ſpielte ſeine noch unbekannten neuſten Sachen oder erging ſich in freien Phantaſieen. Mich ſprach der Menſch in ihm noch weit ſtärker an, als der Künſtler, und da zwiſchen Oliva und mir bald enge Freundſchaft entſtand, ſo war ich auch mit Beethoven täglich zuſammen, und gewann zu ihm noch nähere Beziehung durch die von ihm begierig aufgefaßte Ausſicht, daß ich ihm Texte zur dramatiſchen Kompoſition liefern oder verbeſſern könnte. Daß Beethoven ein heftiger Franzoſenhaſſer und Deutſchgeſinnter war, iſt bekannt,

und auch in dieſer Richtung ſtanden wir uns gut zu-
ſammen.

Die Badejahrszeit ging inzwiſchen ſichtbar ihrem Ende zu. Auch das Hauptereigniß, von dem es hieß, es dürfe nie ausbleiben, eine Heirathsverbindung, war ſchon eingetroffen, und zwar eine ſehr anſehnliche, die Prinzeſſin von Hohenzollern-Hechingen war die Braut des jungen Grafen Feſtetics geworden. Nach und nach reiſten die fremden Herrſchaften ab, der Herzog von Weimar zu weiteren Ausflügen, der Prinz Auguſt von Preußen nach der Schweiz zum Beſuche der Frau von Stael; auch die Golziſche Familie kehrte nach Berlin zurück, wo die kriegeriſchen Ausſichten immer drohender wurden. Die Herzogin von Sagan, ſpät gekommen, zeigte ſich wenig, ſie war meiſtens leidend, und hielt ſich deßhalb von allem zurück, doch nahm ſie die Beſuche einiger Auserwählten an, und das Lob ihrer Liebenswürdigkeit wurde oft vernommen. Zuletzt war nur ein Kern von hauptſächlich öſterreichiſcher Geſellſchaft noch täglich beiſammen, und vergnügte ſich deßhalb um nichts ſchlechter. Der Fürſt von Ligne hatte nahe bei Töplitz einen kleinen Bergkegel ſich angeeignet, oben ein Schirmdach aufſtellen laſſen, und gab auf dieſem ſogenannten Mont-Ligne nun bisweilen allerliebſte Theegeſellſchaft. Eines Abends war dieſe beſonders zahlreich. Der Aufgang war beſchwerlich, inmitten des Abhanges finden wir die Fürſtin Jablonowska, die Gräfin Eſterhazy, den Herzog von Würtemberg, und noch andre Damen und alte Herren, die wegen ſteiler Steine und Geröll nicht vorwärts können. Meine Kletterkunſt war nie groß, doch gelingt mir das halsbrechende Unternehmen, und ich bringe Rahel glücklich

hinauf, muß aber ſogleich zurück, um eine Dame nach der andern zu holen, auch ſogar den Herzog, der über ein ſteifes Bein klagte, und zuletzt noch die Gräfin von der Recke und ihren Begleiter Tiedge, der mit ſeinen Klumpfüßen wirklich nicht fort konnte. Daß ich, ſelber der Hülfe bedürftig, den Andern half, war mir um ſo lächerlicher, als ich wirklich die Sache für unmöglich gehalten hatte, und gar nicht begriff, daß ich nicht zwanzigmal in die Tiefe glitt; doch merkte ich endlich, daß ich im Grunde weniger die Andern hielt, als mich auf ſie ſtützte, welche Entdeckung denn das ſchönſte Thema zum Lobe der Vereinbarung und Gemeinſchaft gab, die ſogar aus lauter Mängeln und Schwächen Sicherheit und Kraft hervorzurufen im Stande ſei. Oben war es ſehr ſchön und belebt, das Wetter herrlich, der Untergang der Sonne prachtvoll anzuſehen, die Berge verfloſſen mit der Landſchaft in Claude-Lorrain'ſchen Düften. Eine ernſte Stimmung verdrängte den anfänglichen Scherz, auch der Fürſt von Ligne verhehlte nicht, daß er mit Sorgen auf Preußen blicke, welches den Kampf der Verzweiflung gegen Napoleon unternehmen müſſe. Tiedge war ein Franzoſenfeind wie irgend einer; noch am Tage vorher hatte er zu mir und Beethoven das kräftige Wort über Napoleon geſagt: „Sie können ja den Menſchen gar nicht ſehen, wegen des Glückes, das vor ihm ſteht!" Jetzt benutzte er den Anlaß, uns den dichteriſchen Kriegsaufruf „Germania an ihre Kinder" von Heinreich von Kleiſt mitzutheilen, eines Dichters, den er ſonſt wenig zu lieben bekannte, aber in dieſem Liede Tyrtäiſch fand. Wir dachten nicht, daß wir ſeinen Schwanengeſang hörten, und daß wir zwei Monate ſpäter durch die Nachricht

ſeines gewaltſamen Todes erſchüttert werden ſollten, den er ſich gab, weil er überhaupt am Leben verzweifelte, und ſeine letzten Hoffnungen auf den nahen Krieg in dem wieder peinlich fortgeſetzten Frieden ſchmählich erloſchen waren.

Der Fürſt von Ligne, der öfters mit mir über militairiſche ſowohl als litterariſche Gegenſtände geſprochen hatte, und mir ſchon als dem Freunde Rahel's gewogen war, ſetzte mich zuletzt noch in Verlegenheit durch überraſchende Anerbietungen, die er mir eröffnen ließ. Er wünſchte, mich zu ſeinem Regimente verſetzt zu ſehen, wollte mich dann als Adjutanten zu ſich nach Wien nehmen, und mir zugleich — er meinte, der Kaiſer würde es ihm wohl nicht abſchlagen — Hauptmannsrang verſchaffen. Wie ſchmeichelhaft auch und außerordentlich dieſe Verſprechungen waren, und wie große Annehmlichkeit und Förderung mir aus einem ſolchen Verhältniß erwachſen konnte, ſo hielt doch bereits eine andere Richtung meinen Sinn gefeſſelt, und in mir hatte der Entſchluß ſich befeſtigt, den Kriegsdienſt, der ſchon überall die Gefahr brachte, mit den Franzoſen als Verbündeter ziehen zu müſſen, bei erſter Gelegenheit zu verlaſſen, und wo möglich eine andre Laufbahn in Preußen zu beginnen. Bis zum Eintritt dieſes Zeitpunkts aber konnte ich nichts Beſſeres wünſchen, als in Prag und bei meinem Oberſten zu bleiben. Ich dankte dem Fürſten daher für ſeine gute Abſicht, und erklärte ihm, wie die Bahn des Kriegsdienſtes mir kein ausſchließlicher Beruf ſei, dem ich unter allen Umſtänden zu folgen gedächte, ſondern daß ich dieſen Stand nur gewählt, um gegen die Franzoſen zu ſtreiten; wenn das Gegentheil dieſes Zweckes einträte, ſo

bliebe mir nichts übrig, als auszuſcheiden, und überdies dürfe ich ihm wohl vertrauen, daß mein höchſtes und theuerſtes Ziel ſei, mit Rahel verbunden zu leben, was in Berlin, wenigſtens in preußiſchen Verhältniſſen, am nächſten erreichbar ſcheine. Der Fürſt ließ meine Gründe vollkommen gelten, und ich konnte leicht erkennen, daß ich durch ſie in ſeiner Meinung nicht verloren hatte.

Auch Rahel dachte nun an die Rückkehr nach Berlin. Sie hatte von den Bädern nicht den gehofften Erfolg, die ſcheinbar günſtigen Lebensverhältniſſe waren nicht ohne mannigfache Widrigkeiten und herbe Verdrüſſe, Sorgen der Zukunft und des Augenblickes ließen ſich nicht abweiſen, der ſo lange erſehnte, ſo ſchwer errungene Aufenthalt in Töplitz war im Grunde ein mißglückter. Ihre Stimmung konnte die Gefühle ſolchen ſtillen Bekenntniſſes nicht ganz verhehlen, allein ſie vermochten weder ihrem Geiſte die Friſche noch ihrem Herzen die Wärme zu rauben, deren Ausſtrömung ihr Lebensthätigkeit war. Am fremden Ort, unter Leuten, die keinerlei Anſpruch an ſie haben konnten, die nie in den Fall kamen, auch nur ihren Namen zu nennen, bei äußerſt beſchränkten Mitteln und in der Ausſicht naher eigner Bedrängniß, hatte Rahel hier im Stillen das menſchenfreundlichſte Wohlthun geübt, in ſo beſondrer Weiſe, daß die Liebe dabei unendlich mehr als die Gaben war, auch in der äußern Wirkung mehr, denn die Gaben hätten fehlen können, und die Theilnahme des Herzens allein wäre ſchon als rettende Wohlthat erſchienen! Vielleicht kann ich ſpäterhin dies ausführlicher darlegen; für jetzt genüge die bloße Andeutung, welche ich nicht ohne Scheu, ſo geweihte Stätte des Herzens zu berühren, hier niederſchreibe, aber

mir doch nicht verſagen darf, weil es mir Bedürfniß iſt, den Ausdruck damit zu verknüpfen, daß meine Verehrung und Liebe für Rahel durch ſolches Zeugniß ihres tiefſten Weſens mit jedem Tage erneut und erhöht wurden, und ich mein Leben ihr zu widmen als das ſchönſte Glück erkannte!

Gegen die Mitte des Septembers reiſte Rahel nach Dresden, wo Marwitz ſie erwartete, und bald darauf nach Berlin zurück. Ich begleitete ſie bis Mariaſchein. Der Abſchied brach mir das Herz, nur die gewiſſe Zuverſicht, alles zu einem dauernden Wiederſehen zu lenken, gab mir den Muth, dieſe Trennung zu ertragen. Die Theilnahme des guten Oliva, des braven Beethoven half mir über die nächſten Tage hinweg, dann war auch meine Zeit um, und ich kehrte zu dem Regimente nach Prag zurück. Der ganze Badeaufenthalt ließ mir den Eindruck eines muntren Feſtes, das den Ernſt und die Mühſale düſtrer Kriegszeiten durch heitren Schimmer zurückdrängt, und doch ſelber von kriegeriſchen Mahnungen und Nachrichten nicht ungeſtört bleibt.

Prag.

1812.

In Prag erwarteten mich vielfache Arbeiten. Der Umgang mit Stein erneuerte ſich, und beförderte wie früher meine Studien und Vorſätze. Allein ich hatte mancherlei Hinderniſſe zu bekämpfen, und blieb von vielen Zufälligkeiten abhängig. Die ſeltſamſten Nebendinge drängten ſich in meine ernſten Beſchäftigungen. Ich hatte Beethoven einen Operntext verſprochen, einen andern, den er ſchon bearbeitete, ſollte ich verbeſſern; äußerer Rückſichten wegen überſetzte ich den Britannicus von Racine in deutſche Jamben, und obwohl ich in acht Tagen damit fertig war, und mehr Gewinn davon zog, als von irgend einer andern litterariſchen Arbeit, ſo reute mich doch die ſchöne Zeit, die ich lieber anders hätte verwenden mögen. Zu Hormayr's Archiv, zu Fouqué's und Neumann's Muſen gab ich litterariſche Beiträge, die mich ebenfalls zwar nicht viele, doch immer einige Zeit koſteten. Eine kleine Sammlung von Stellen aus Rahel's Briefen, welche, da ſie gröſs-

tentheils Goethe'n betreffen, Cotta nicht ohne deſſen Erlaubniß drucken wollte, gab Anlaß, in Weimar anzufragen, woraus mir die erſte unmittelbare Berührung mit Goethe entſprang, deſſen Wahrheit und Dichtung eben erſchienen war, und mich neu mit ihm erfüllt hatte. Den Zerſtreuungen der Geſelligkeit, des Theaterbeſuchs, der Spazirfahrten konnte ich nicht entgehen, und mußte mich damit tröſten, auch dieſe Vergnügungen manchen ernſten Gewinn tragen zu ſehen.

Beethoven, der von Töplitz in Begleitung ſeines und meines Freundes Oliva nach Wien zurückreiſte, hielt ſich nicht lange in Prag auf; dagegen kam Clemens Brentano in der Abſicht, den ganzen Winter hier zu verleben, und gönnte mir täglich ſeine zwar überaus erfreuende, aber, wie ich zu meinem Schaden erfahren ſollte, auch gefährliche Geſellſchaft; gefährlich, inſofern ſie das tiefſte Vertrauen hervorlockte, ohne dieſem doch Sicherheit zu gewähren. Ich machte Bekanntſchaft mit der Gräfin von Pachta, der Jugendfreundin Rahel's, und mit dem Profeſſor Meinert. Auch den berühmten Altmeiſter der ſlaviſchen Sprachforſchung, Abbé Dobrowsky, lernte ich näher kennen. Dagegen hatte es wenig Anreiz, die böhmiſchen Großen in ihren Häuſern aufzuſuchen, weit belohnender war es, ſie in dem gaſtfreien Hauſe des Schauſpieldirektors Liebich zu treffen, wo außer der Blüthe der eigentlichen Theaterwelt, in welcher beſonders die Damen Auguſte Brede und Julie Löwe, beide durch Schönheit und Talent und die erſtere auch durch eine ſeltene Geiſtesbildung hervorragend, zu bemerken waren, auch die ausgezeichnetſten Perſonen aus der höhern Geſellſchaft

ſich einfanden, und wo überhaupt ein eben ſo anſtändiger als ungezwungener Ton herrſchte.

Ich übergehe hier eine Menge von Erſcheinungen, Wirren und Entwicklungen, welche zum Theil den reichſten Stoff romantiſcher Lebensbilder darböten, und eile zunächſt nur die Züge flüchtig zu erfaſſen, welche mit der Wendung der politiſchen Angelegenheiten in Zuſammenhang ſtehen.

Der Winter war mir trotz aller Zerſtreuungen doch größtentheils in Stille und Fleiß vergangen. Mit dem Frühjahr wurden die Ausſichten zum Kriege zwiſchen Rußland und Frankreich immer deutlicher, und ſetzten alles in unruhige Bewegung. Die Uebungen friſcher Thätigkeit wurden vorgenommen; die Reitbahn, der Fechtboden, die von dem Grafen zu Bentheim mit thätigſter Beihülfe Pfuel's errichtete Schwimmſchule wurden fleißig beſucht. Die größten Zweifel und Ueberlegungen aber kämpften in den Gemüthern, welchen Antheil bei den bevorſtehenden Ereigniſſen der Einzelne in den jetzigen Verhältniſſen hoffen könne, welche neue er wählen dürfe? In Prag hatten ſich die ſtärkſten Mächte und Antriebe zum Haſſe gegen Napoleon zuſammengehäuft. Der Kurfürſt von Heſſen-Kaſſel lebte dort als Vertriebener, mit vielem Anhang und ſeinem größtentheils geretteten Schatze, voll Trotz und Vertrauen auf einen Umſchwung der Dinge, und ſtets bereit, zu einem ſolchen aus allen Kräften mitzuwirken. Von Stein iſt ſchon geſprochen. Karl von Noſtitz, Pfuel, und noch andre Norddeutſche, die ſich hier zuſammenfanden, waren nur zum Kriege gegen die Franzoſen in öſterreichiſchen Dienſt getreten, und keineswegs

geneigt, nun an der Seite der bisherigen Feinde zu fechten. Franzöſiſche Emigrirte der beharrlichſten Art, und meiſt in öſterreichiſchem Kriegsdienſt, unter ihnen der Fürſt von Rohan, der Major von Trogoff, der Marquis von Favras, Sohn des im Anfange der Revolution hingerichteten Vertrauten Monſieurs's nachherigen Königs Ludwigs des Achtzehnten, hatten hier ihren Aufenthalt; deßgleichen ein Korſe, der Hauptmann Pozzo di Borgo, Neffe des berühmten Diplomaten und wie dieſer voll bittern Haſſes gegen den allgewalt'gen Landsmann. Die Zahl ſolcher Unzufriednen mehrte ſich mit jedem Tage. Aus Sachſen traf der Major von Boſe ein, dann der Oberſt Rühle von Lilienſtern. Von Berlin nahm der bisherige Polizeipräſident Juſtus Gruner hieher ſeine Zuflucht; aus Hamburg kam als Flüchtling unter fremdem Namen der Buchhändler und Schriftſteller Bran, welchen der Marſchall Davouſt wegen Ueberſetzung und Bekanntmachung der ſpaniſchen Aktenſtücke des Cevallos wollte erſchießen laſſen; er dankte ſeine Rettung nur dem Umſtande, daß die Leipziger Polizei, kopfſchüttelnd über den unglaublichen Namen Bran, den das franzöſiſche Verfolgungsſchreiben angab, ſich feſt einbildete, der Mann müſſe Brand heißen, und daher einen Mann dieſes Namens feſtnehmen ließ, wodurch der nur allzu richtige Bran gewarnt wurde, und ehe der Irrthum aufgeklärt war, nach Böhmen entwich.

Daß Preußen in ſeiner Lage nur mit Frankreich ſich verbünden könne, war längſt ausgemacht. Bald wußte man auch mit Sicherheit, daß eine öſterreichiſche Hülfsmacht mit den Franzoſen vereint ſein würde. Eine allgemeine Beſorgniß zeigte ſich, welche Regimenter dies

Loos treffen würde, dem entgehen zu können als das größte Glück erſchien. Selbſt als man vernahm, der tapfre und hochverehrte Fürſt Karl von Schwarzenberg bringe den Umſtänden das Opfer, und werde den Oberbefehl über dieſe Truppen annehmen, ſah man weniger auf dieſes Beiſpiel, als auf das entgegengeſetzte des Generals von Wintzingerode, des Majors von Tettenborn, des Generals Grafen von Wallmoden, welche den Abſchied ſchon genommen hatten oder nehmen wollten, um in ruſſiſche Dienſte zu treten.

Mittlerweile hatte der franzöſiſche Kaiſer von allen Seiten ſeine und ſeiner Verbündeten Schaaren zuſammengezogen, und der ungeheure Heereszug wälzte ſich unaufhaltſam durch Preußen und Polen gegen Rußland hin. Napoleon ſelbſt kam mit ſeiner Gemahlin nach Dresden, wohin der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich, welche ſeit kurzem in Prag eingetroffen waren, ſich nun ebenfalls verfügten. Während dieſer Zuſammenkunft, auf welche die Augen der Welt gerichtet waren, hatte Prag eine nicht geringe Bedeutung, als ein ſo naher Sammelort entgegengeſetzter Strebungen, als Beobachtungspoſten engliſcher und ruſſiſcher Agenten, und, bei ſolcher Nähe, gleich wohl nicht im Bereich der Macht und Willkür Napoleon's. Dies letztere werde in einem Vorgange, der unter unſern Augen geſchah, ſo auffallend als tröſtlich offenbar.

Durch die wachſenden Anſtalten zum ruſſiſchen Kriege, die Größe und Wichtigkeit des Kampfes, der ſich ankündigte, war das Gemüth Stein's in heftige Bewegung geſetzt, die Ankunft und Gegenwart Gruner's, der öfters heimlich zu ihm kam, hatten ihn noch

mehr aufgeregt, und wo und wann man ihn nun ſehen mochte, immer fand man ſeine Stimmung auf gleicher Höhe gereizt und leidenſchaftlich. An ein ruhiges Geſpräch war nicht mehr zu denken. Von Arndt, der ſich nach Rußland geflüchtet hatte, war der zweite Theil ſeines Geiſtes der Zeit erſchienen, und Stein, wahrſcheinlich der Einzige in Prag, war im Beſitz der Druckbogen. Aus dieſen las er mit geſteigertem Ausdruck die heftigſten Stellen laut vor, doch ſelten brachte er eine ganze Seite zu Ende, ſo ſtark ergriffen ihn Zorn und Freude, und ſo heftig fühlte er den Drang, ſelber dazwiſchen zu reden. „Seit Burke, rief er aus, iſt nichts von ſo ächter politiſcher Beredſamkeit erſchienen, von ſo eindringlicher Wahrheit!“ Dieſe Schreibart empfahl er mir zur Nachahmung: „Auf dieſem Weg, ſchrie er mich an, mögen Sie ſich verſuchen, thatſächliche Wahrheit, nicht metaphyſiſche Phraſen! Verſtehen Sie mich, Herr Metaphyſikus?“ Durch was ich dieſen Titel mir verdient haben mochte, weiß ich nicht, aber Stein bezeichnete mich noch in der Folge mehrmals ſo, und ich behielt davon lange Zeit eine Art Kriegsnamen, der freilich nicht eben kriegeriſch lautete. Doch meinte er es keineswegs übel mit mir. Er hielt mich unverbrüchlich der guten Sache zugethan, und ſprach Erwartungen aus, zu deren Erfüllung er mich nur ſtärker anſpornen wollte. Schließlich meinte er, in einer Zeit, wo ſo viele Hunderttauſende ſich einander die Hälſe zu brechen eben im Begriff wären, ſei es beſſer, gar nicht zu ſchreiben, ſondern ſelber mit loszuſchlagen.

Während der Zuſammenkunft der beiden Kaiſer in Dresden war Stein doch beſorgt, die Franzoſen möchten

ſeine Auslieferung fordern, oder die öſterreichiſche Behörde, vielleicht um jenes zu vermeiden, ihn den Augen des Feindes in größere Ferne entrücken wollen. Dieſe Beſorgniß mußte auf's höchſte ſteigen, als er unerwartet von Seiten des ruſſiſchen Kaiſers die Einladung empfing, ohne Säumniß nach Rußland zu kommen, und dort eine bedeutende, zunächſt auch für die deutſchen Verhältniſſe wichtige Wirkſamkeit zu übernehmen. Stein war ohne viel Beſinnen ſogleich entſchloſſen, ſeine Familie ſollte in Prag bleiben, er ſelbſt machte ſich reiſefertig; aber die Sache hatte nicht ganz geheim bleiben können, und einige Tage gingen jedenfalls noch in unerläßlichen Anordnungen hin. Aengſtlich blickten wir während dieſer Tage nach Dresden hin, jeder Augenblick brachte Gefahr, das Vorhaben Stein's konnte angezeigt werden, der Befehl, ihn zu verhaften, ſeiner Abreiſe zuvorkommen. Einmal in der Gewalt des Feindes, war ſein Leben ſchwerlich zu retten. Stein ſelbſt beſtand dieſe Kriſis mit voller Kenntniß der Gefahr, doch in unerſchütterter Seelenſtärke. Dabei verhehlte er ſich nicht, welch zweifelhaften Schickſalen er entgegenging. Wurden die Ruſſen überwunden, ſo war er für immer auch der letzten Zuflucht, die ihm in Deutſchland noch geblieben war, beraubt, für immer von den heimathlichen Verhältniſſen, Beſitzungen, Hülfsmitteln, ja ſogar von ſeiner Familie getrennt, und ſelbſt Rußland vielleicht gewährte keine Freiſtätte mehr für ihn. Doch nichts änderte ſeinen Entſchluß. „Wundern Sie ſich nicht, — ſagte er zu einem Bekannten, der im Vertrauen war, — daß ich auf gut Glück, wie ein junger Menſch, eine neue ungewiſſe Bahn antrete! Wer ſein

Vaterland verloren hat, der iſt nothwendig ein Abentheurer. Ich habe keine Wahl; ich muß Freiheit und Vaterland am Ende der Welt ſuchen!" Um die Mitte des Mai reiſte er ab. Als wir nach einiger Zeit hörten, er ſei durch Mähren und Galizien glücklich nach Rußland gelangt, athmeten wir auf, denn noch immer hatten wir gefürchtet, noch unterweges möchte ein Unglück ihn anhalten. Seine Abreiſe machte einen ungeheuern Eindruck; daß man in Rußland an ihn gedacht hatte, gab einen hohen Begriff von der dortigen Einſicht und Umfaſſung, man ſah in der ruſſiſchen Sache nun auch die deutſche, ſie war in Stein gleichſam anerkannt und einverleibt.

Die öſterreichiſchen Behörden hatten die Sache ruhig geſchehen laſſen; als in Dresden das Geſchehene ruchbar wurde, ließ der franzöſiſche Kaiſer mehr Verwunderung als Verdruß darüber aus, und that verächtlich, als ſei im Grunde nichts daran gelegen. Ein großer und verhängnißvoller Irrthum, der ſchwer zu büßen war! Stein's Anweſenheit in St. Petersburg war ein außerordentliches Gewicht auf der ruſſiſchen Seite; ſein Anſehn und Einfluß wirkten auf die Beſchlüſſe des Kaiſers, auf die Stimmung der höchſten Kreiſe, und überhaupt auf die Maßregeln und Anſtalten des Krieges mit unwiderſtehlicher Gewalt. In den ſchlimmſten Augenblicken, als die Franzoſen in Moskau eingezogen waren, wankte ſein Muth und ſeine Stärke nicht. Sein beredter Haß fachte zum Widerſtande, zur Ausdauer an. Unter den Mächten, durch welche Napoleon geſtürzt worden, wird Stein immer in erſter Reihe zu nennen ſein. —

Inzwiſchen erreichte die Zuſammenkunft in Dresden ihr Ende, Napoleon eilte ſeinem ſchon an die Grenzen Rußlands vorgerücktem Heere nach, und der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich nebſt der Kaiſerin der Franzoſen kamen nach Prag, wo zu Ehren der geliebten Herrſcher und des fremden hohen Gaſtes alles ein feſtliches Anſehen gewann, und der Krieg und alle politiſche Sorge und Befangenheit eine Zeit lang vergeſſen ſchien. Der Graf von Metternich ſtrahlte in allen Vorzügen ſeiner Perſönlichkeit, und während er mit hellem Blicke die großen Möglichkeiten, die ſich für ganz Europa nunmehr aufſchlöſſen, erfaßte und erwog, die Verbindungsfäden ſorgſam in der Hand hielt und zurecht legte, ſchien er nur mit heitern und angenehmen Dingen beſchäftigt, nur bedacht, die Vorkommenheiten des Tages mit Würde und Anmuth gelaſſen abzuthun. Ich hatte das Glück, ihn faſt jeden Tag zu ſehen, und nie werd' ich beſonders die herrlichen Abende bei ihm auf dem Hradſchin im Pallaſte des Fürſten von Lobkowitz vergeſſen, wo eine kleine Geſellſchaft in völliger Unbefangenheit und Gleichheit, die ſelbſt durch die Gegenwart des Großherzogs von Würzburg kaum geſtört wurde, ſich bis in ſpäte Nacht der anmuthigſten Unterhaltung erfreute, und geiſtreiches Geſpräch mit vortrefflicher Muſik abwechſelte. Der Kapellmeiſter Pär, zum Gefolge der Kaiſerin Marie Louiſe gehörig, ſetzte ſich zum Fortepiano und phantaſirte; mit ihm wetteiferte der Freiherr von Kruft, aus der öſterreichiſchen Staatskanzlei, der gleichfalls ein Meiſter war; bisweilen ſpielten ſie beide zugleich, und ſuchten durch zwiefaches Improviſiren ein Ganzes hervorzubringen, eine geniale

Uebung, wobei ſie einander die Gedanken an den Augen abſahen, aus erſten Andeutungen ganze Richtungen errathen mußten, und durch Begegnen, Meiden, Einlenken, Wiederfinden, Loslaſſen und Zuſammenſtimmen eine geſpannte Theilnahme und oft die außerordentlichſte Wirkung hervorbrachten.

Die Theilnahme an ſolchen Vergnügungen hemmte jedoch den Fortgang der Entwürfe nicht, zu denen die Zeitumſtände immer dringender aufriefen. Ich war entſchloſſen, den öſterreichiſchen Dienſt zu verlaſſen, von Pfuel und Williſen wußte ich daſſelbe, und wenn meine Lage und Verhältniſſe mir den Weg nach Rußland für jetzt verſperrten, ſo war auch Norddeutſchland ein weites Feld, auf welchem, in möglichen Fällen, mancherlei zu unternehmen ſein konnte. Hierin beſtärkte mich Gruner, der nach Stein's Abreiſe etwas thätiger hervortrat, aber nun auch ſchon mehr Aufmerkſamkeit weckte, und ſich beobachtet und gefährdet wußte. Er war in Berlin der Mittelpunkt weitverzweigter Verbindungen, und als Leiter der hohen Polizei im Beſitz großer Mittel und Kundſchaften geweſen. Die gefährlichſten franzöſiſchen Späher waren in ſeine Schlingen gerathen und ſpurlos verſchwunden; ſeine Liſt wie ſeine Verwegenheit brachten den Franzoſen großen Schaden, aber dieſe erkannten ihn längſt für ihren Feind, und als, in Folge des Anſchluſſes von Preußen an Frankreich, franzöſiſche Truppen auf Berlin marſchirten, durfte er deren Eintreffen nicht abwarten, legte ſein Amt nieder und entwich nach Böhmen. Er ſtand mit den ruſſiſchen Behörden in thätigem Vernehmen, und hielt in ganz Deutſchland ſeine gleichgeſinnten Verbündeten rege. Sein

großer, klug angelegter und bei ſeinen Hülfsmitteln gar nicht unausführbarer Plan war, im Rücken der franzöſiſchen Heere, ſobald dieſe weit genug in Rußland vorgedrungen wären, überall ihre Kriegsvorräthe in Brand zu ſtecken, jede Nachfuhr zu hemmen, beſonders aber die Pulverwagen auffliegen zu laſſen. Daß er in Prag ungeſtört bleiben durfte, die gelungene Ueberkunft Stein's, und die günſtige Stimmung, die er überall antraf, machten ihn aber allzu ſicher, er prüfte nicht genug, wem er ſein Vertrauen ſchenken dürfe, und beſonders unvorſichtig war ſein Briefwechſel. Das Beiſpiel Stein's hätte ihn warnen ſollen, allein er ging in Leichtſinn nur weiter. Er hielt ſeine Briefe noch für ganz ſicher und ihre Geheimſchrift für unentdeckt, als ſchon längſt fremde Augen ſie durchliefen, den Inhalt erforſchten, und den ganzen Zuſammenhang einſahen. Vergeblich wurde er gewarnt, er glaubte ſeinen Beobachtern überlegen zu ſein, und ihnen, wie er ſich ausdrückte, eine Naſe gedreht zu haben. Eine Unterredung mit dem Grafen von Metternich, mehrere vertrauliche Beſprechungen mit dem General Freiherrn von Koller, anſtatt ihn zur Beſonnenheit zurückzurufen, regten nur ſeinen Uebermuth an. Die öſterreichiſche Regierung ſah den Zeitpunkt kommen, wo ſie ihn nicht mehr würde ſchützen können; die franzöſiſchen Behörden in Berlin, in Hamburg hatten gegen ihn die ſchärfſten Angaben in Händen, jeden Augenblick mußte man erwarten, ſeine Auslieferung begehrt zu ſehen, und mit ſo triftigen Gründen und gebieteriſchem Drange, daß man nicht würde widerſtehen können. Um ihn zu retten und größeres Unglück zu verhüten, kam man den Franzoſen zuvor, Gruner

wurde unerwartet von öſterreichiſcher Seite verhaftet und als Staatsgefangener nach Peterwardein abgeführt; ſeine Papiere und Gelder entgingen auf dieſe Weiſe den Franzoſen ebenfalls. Er ſelber hat in der Folge dies Begegniß als eine Wohlthat anerkennen müſſen, behielt aber doch eine bittre Erinnerung dabei, welche der erſte Eindruck in ihm hinterlaſſen hatte.

Uns Andern, die wir gleich ihm des Schlüſſels noch entbehrten, verurſachte dies Verfahren große Betroffenheit und Sorge. Wir hielten unſre Abſichten mehr verſchwiegen, und ſuchten jeder ſeinen Weg für ſich allein. Der Graf von Metternich kannte meine Wünſche, in Preußen angeſtellt zu werden, und wiewohl er verbindlichſt äußerte, mich lieber in Oeſterreich behalten zu wollen, bot er mir doch von freien Stücken ſeine wirkſamſte Empfehlung bei dem preußiſchen Staatskanzler an. Auch empfing ich dieſe von ihm, noch bevor er Prag verließ, wo er auch nach der Abreiſe des Hofes noch einige Zeit verblieben war. Seltſam genug hatte ich auch ſchon von Gruner ein ſolches Empfehlungsſchreiben an Hardenberg, und ein drittes ſollte mir auf die günſtigſte Weiſe durch Wilhelm von Humboldt zu Theil werden. Dieſen nämlich hatte ein höchſt erfreuliches und erwünſchtes Ereigniß, die Ankunft des Königs von Preußen in Prag, von Wien hieher gerufen, und daſſelbe rückte mich plötzlich allen preußiſchen Verhältniſſen näher, als es Briefe und Empfehlungen vermocht hätten. Mein Oberſt erhielt den angenehmen Auftrag, den König bei Beſichtigung der Stadt und Umgegend zu begleiten. Williſen, der vor kurzem von Wien angekommen war, und bei mir wohnte, war

hiebei mitthätig, und als das Schlachtfeld, wo Schwerin gefallen war, beritten wurde, zeigte er ſo klare Kenntniß und ſichern Ueberblick, daß ihm die größten Lobeserhebungen zu Theil wurden. Ich vernahm für mich gnädige Aeußerungen, die meinen Wünſchen die beſte Hoffnung gewährten.

Nachdem der König zum Gebrauch des Bades nach Töplitz abgegangen war, gedachten Williſen und ich nun auch ernſtlich unſrer Abreiſe nach Berlin. Dabei ſtieg indeß nunmehr manches Bedenken auf, an welches früher nicht gedacht worden war. Die Franzoſen und ihre dienſtbaren Helfer, deren es damals unter den Deutſchen leider viele gab, waren endlich auf die Perſonen und Betreibungen, welche von Prag ausgingen, aufmerkſam geworden, beſonders beunruhigte ſie der Kurfürſt von Heſſen-Kaſſel, der alles zu unterſtützen bereit ſchien, was im nördlichen Deutſchland gegen die Franzoſen unternommen werden mochte. Die franzöſiſche Heeresmacht verlor ſich in immer größere Ferne, im Rücken lagen große Landſtriche faſt entblößt, der Einbruch einer kleinen feindlichen Schaar konnte die größte Verwirrung anrichten. Man hatte die kühnen Züge Schill's, des Herzogs von Braunſchweig-Oels, den Streifzug des Lieutenants von Katt, den Aufruhrverſuch des weſtphäliſchen Oberſten von Dörnberg, noch in gutem Andenken. Unter dieſen Umſtänden wurden die franzöſiſchen Geſandtſchaften, die Polizei- und Kriegsbeamten, zu größter Wachſamkeit und Strenge angewieſen; der Mittelpunkt aber aller polizeilichen Aufſicht für das ganze nördliche Deutſchland war der Graf d'Aubignosc in Hamburg, mit welchem die Behörden

in Dresden und Berlin fleißige Verbindung unterhielten. Pfuel hatte ſich zuerſt aufgemacht und Prag verlaſſen. Sein Ziel war Rußland, aber der Weg, den Stein noch hatte nehmen können, war jetzt verſchloſſen, und ihm blieb nur der größere Umweg über Dänemark und Schweden. Ernſt und ſchweigſam, hatte er ſein Vorhaben nicht unnöthig mitgetheilt, und ſuchte daſſelbe mit größter Klugheit auszuführen. Aber ſchon war er jenen Behörden verkundſchaftet. Durch kluge Liſt entkam er in Hamburg den Nachſtellungen des Grafen d'Aubignosc, der ihn aber um ſo ſicherer in Kopenhagen zu fangen meinte, und deßhalb einen Befehl dorthin ergehen ließ. Pfuel traf zwar früher als dieſer dort ein, aber die Weiterreiſe war ohne neue Paßunterſchrift unmöglich, und dieſe zn erlangen, bedurfte es der wenigen Stunden, die er als Vorſprung über ſeinen Verfolger gewonnen hatte. Die köſtliche Zeit verſtrich, und ſchon war er entſchloſſen, das Wageſtück zu unternehmen, ſich in den Sund zu werfen und ſo die ſchwediſche Küſte ſchwimmend zu erreichen, als ſein Freund, der öſterreichiſche Geſandte von Buol, den er mitten in der Nacht aufſtörte, noch im letzten Augenblick Mittel fand, ihm die Paßunterſchrift vor Tagesanbruch zu verſchaffen, worauf er ſich bei Helſingör einſchiffte, und ſchon mit gutem Winde die Wogen durchſchnitt, als der nacheilende Verhaftbefehl ankam. Dieſer Vorgang, welcher uns in der Hauptſache ſogleich bekannt wurde, gab uns viel zu denken, beſonders weil wir befürchten mußten, daß derſelbe Verrath, der ihn betroffen, auch uns nicht verſchonen werde. Dieſer Verrath, falls eine ſpätere Vermuthung ſich beſtätigt fände, wäre, den

begleitenden Umſtänden nach, einer der ſchändlichſten, die je verübt worden, und ich unterlaſſe daher, einen ſo argen Verdacht näher anzudeuten. Jedoch reiſten wir nach der Mitte des Auguſt endlich getroſt ab.

In Töplitz, wo wir uns dem König von Preußen auf's neue vorſtellten, und deßhalb ein paar Tage verweilten, widerfuhr mir eines der wunderbarſten und wichtigſten Begegniſſe. Ich empfing eine beſtimmte und ausführliche Warnung, meine Reiſe nicht fortzuſetzen, der franzöſiſche Geſandte Graf von Saint-Marſan in Berlin ſei angewieſen, Pfuel's, meine und meines Reiſegefährten Ankunft ſogleich nach Hamburg an d'Aubignosc zu melden, uns auch in keinem Falle weiter reiſen, ſondern verhaften zu laſſen; wir ſeien ſämmtlich beſchuldigt, Aufſtände gegen die Franzoſen anſtiften zu wollen, Pfuel ſei zwar glücklich entkommen, deſto ſchärfer aber werde man nun mit uns verfahren. Dies alles hatte der Graf von Saint-Marſan ſelbſt verſichert! Aus welcher Quelle jedoch mir dieſe Mittheilung kam, ziemt mir noch zu verſchweigen, obwohl die menſchenfreundlichſte Abſicht, mit Gefahr eigner Bloßſtellung ausgeführt, mich zur treueſten Dankbarkeit verpflichtet hat, für welche der lauteſte Ausdruck eine Befriedigung wäre! — Wir kämpften eine Zeit lang, und überlegten Gefahr und Gewinn; da jedoch unſre nächſten Zwecke wirklich harmlos waren und nicht über Berlin hinausgingen, keinerlei Beweis gegen uns möglich ſein konnte, und ſelbſt unſre Eigenſchaft als öſterreichiſche Offiziere uns ſchützen mußte — wir hatten klüglich nur Urlaub genommen, und gedachten den Abſchied nach Umſtänden einzureichen, — ſo ließen

wir uns nicht abſchrecken, ſondern ſetzten unſre Reiſe fort, und gelangten auch ungehindert nach Berlin.

Die preußiſche Hauptſtadt war von franzöſiſchen Truppen beſetzt, und wir meldeten uns herkömmlich bei dem Marſchall Augereau und bei dem Kommandanten General Durutte, gleicherweiſe bei der preußiſchen Behörde. Ungeachtet des guten Anſcheins, mit dem wir aufgenommen wurden, bemerkten wir bald, daß man uns beobachtete, welches wir uns indeß nicht beſonders anfechten ließen. Nach einigen Wochen wollte Williſen ſeine Eltern bei Magdeburg beſuchen, hatte aber kaum das weſtphäliſche Gebiet betreten als er verhaftet und auf das Kaſtell nach Kaſſel abgeführt wurde. Nur dies erfuhr man über ihn, und weiter nichts. Durch dieſen Vorfall wurde natürlich auch meine Lage geſpannter und bedenklicher, ich durfte nicht wagen, den Umkreis der Stadt zu überſchreiten. Von den Kämpfen und Mißgeſchicken, die ich hier zu beſtehen hatte, den Hoffnungen und Ausſichten, die ſich abwechſelnd erhellten und verdunkelten, werd' ich vielleicht künftig eine Schilderung verſuchen, die durch das Eigne einer ſolchen Uebergangszeit wohl anziehend werden könnte. Ich erwähne hier nur, daß ich an dem Hauſe des öſterreichiſchen Geſandten Grafen Stephan von Zichy den ſicherſten Anhalt fand, bei dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg die günſtigſte Aufnahme genoß, ja ſogar von dem Grafen von Saint-Marſan durch Einladungen ausgezeichnet wurde. Doch ungeachtet alles guten Anſcheins blieb ich in der ſchwierigſten und bedenklichſten Lage, gehemmt bei jedem Schritt, in jeder Thätigkeit. Obgleich in glanzvoller

Geſelligkeit, verlebte ich einen traurigen Winter. Mein Troſt war Rahel, in deren Nähe zu ſein mir alle Widrigkeiten überwog. Ein andrer Troſt erſchien, und bildete ſich zu immer helleren Hoffnungen aus, da der Brand von Moskau kund wurde, die Siegesrufe der Franzoſen verſtummten, die Nachricht von ihrem Rückzug und Verderben erſcholl, und dieſes endlich vor Augen erſchien in den jammervollen Trümmern des großen Heers. Die Ruſſen rückten ſiegreich heran, überſchritten die Oder und ſtanden ſchnell vor Berlin, wo der Oberſt von Tettenborn mit ſeinen Koſaken im erſten Anlaufe den Feind einige Stunden durch die Straßen jagte, nach wenigen Tagen aber die verſtärkten ruſſiſchen Truppen entſchieden einrückten.

Aus peinlichem Zwang aufathmend, im vollen Gefühl der Freiheit und neuen Lebens eilte ich zu Tettenborn. Ich fand hier Pfuel als Major vom Generalſtabe angeſtellt. Wir Alle freuten uns des Wiederſehens. Mein Verhältniß war ſchnell entſchieden, Tettenborn nahm mich ſogleich als Hauptmann für den ruſſiſchen Dienſt in Anſpruch, und vertraute mir ſeine auf Hamburg gerichtete Unternehmung. Ich war zu allem bereit, aber ich war auch ſchon in preußiſchen Kriegsdienſt berufen, und hatte zunächſt Depeſchen der preußiſchen Behörde als Kourier nach Breslau zu überbringen, wo der König, der Staatskanzler und die übrigen Häupter der Geſchäftsführung ſich ſchon ſeit einiger Zeit aufhielten. Da die Sache der Ruſſen und Preußen hier ſchon für ein- und dieſelbe erklärt war, ſo hatte mein Anliegen keine Schwierigkeit. Breslau war zum Kriegsheerd geworden, alles flammte von

Eifer, Waffen und Kampf war das allgemeine Verlangen. Auch von dieſen Tagen wird künftig noch einiges Nähere zu berichten ſein. Ich ſah auch Stein hier wieder, zwar auf dem Krankenbette, aber auch krank noch in voller Kraft!

Ich eilte nach Berlin zurück und von da nach Hamburg, welches Tettenborn mittlerweile ſchon glücklich erreicht und beſetzt hatte. Bevor ich nun zur Schilderung der Kriegsereigniſſe übergehe, denen ich in den Jahren 1813 und 1814 beigewohnt, möge mir erlaubt ſein, von dem tapfern Anführer, dem ich das Glück gehabt als einer ſeiner Adjutanten anzugehören, etwas ausführlicher zu reden, und deſſen frühere Lebensverhältniſſe und Thaten kürzlich hier einzuſchalten.

Tettenborn.

1812. 1813.

Das Leben der Kriegsmänner hat den eignen Reiz, daß neben dem Talente hier hauptſächlich der Karakter wirkt, der ſo frei und ſchnell nirgends hervortritt, als im Aufruf aller Kräfte des innern und äußern Menſchen, im Kriege; nirgends erſcheint entſchiedener der Vorzug einer ſtarkausgeprägten und ſchnellgültigen Perſönlichkeit, von der zuletzt doch faſt alles in den Ereigniſſen des Lebens abhängt, indem ſogar das, was man Glück zu nennen pflegt, meiſt nur der Inbegriff der Wirkungen iſt, die aus dem dunkleren Zuſammenhange der Eigenſchaften aufſteigen. Ein Beiſpiel ſolcher Betrachtung bietet auch der Lebenslauf des tapfren Generals, von dem wir jetzt und fernerhin zu reden haben, und der unter den Befehlführern in den denkwürdigen Kriegen der Jahre 1813 und 1814 als einer der eigenthümlichſten und bedeutendſten anzuerkennen iſt.

Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn wurde am 19. Februar 1778 geboren. Sein Vater war früher dem öſterreichiſchen Kriegsdienſte gefolgt, wo der Name

Tettenborn ſchon aus älterer Zeit in gutem Andenken ſtand, hatte dann dieſe Laufbahn verlaſſen und als Markgräflich badiſcher Jägermeiſter in der Grafſchaft Sponheim eine ſeinen Wünſchen gemäße Anſtellung erhalten. Als in der Folge Napoleon mit gewaltſamer Willkür die Forderung durchſetzte, alle in dem Umfange ſeiner Herrſchaft auch vor derſelben Gebornen dürften nur ihm dienen, wurde ſtatt dieſes Geburtsorts ein anderer vorgeſchoben, nämlich das Stammgut Tettenborn in der Grafſchaft Hohenſtein, und dieſe Angabe pflanzte ſich irrthümlich fort, nachdem ihr Zweck längſt aufgehört hatte. Nur bis in ſein ſechſtes Jahr blieb der junge Tettenborn auf dem linken Rheinufer und kam dann nach Raſtatt, wohin ſein Vater als Oberjägermeiſter war befördert worden. Er empfing im väterlichen Hauſe ſorgfältigen und nach damaliger Weiſe gründlichen Unterricht, der ſogar zu gelehrter Bildung führen ſollte, wiewohl bald ſichtbar wurde, daß dies nicht die Richtung ſei, zu welcher die unläugbar guten Anlagen ſich neigten. Aber auch in der ſpäteren, frei gewählten Bahn, unter ganz veränderten Lebensumſtänden, bewährte ſich die Wirkung dieſes erſten Unterrichts als guter Gewinn. Daſſelbe gilt von dem Einfluſſe frommen Sinnes und Beiſpiels, welche durch die Mutter auf den Knaben wirkten; ſie war eine geborne Gräfin von Arz, eigentlich Arzio, eines Geſchlechts im ſüdlichen Tyrol. Günſtig war dem Jugendleben auch das Amt und Streben des Vaters, dem das badiſche Land die größten Anlagen und Pflanzungen dankt, wo denn die Gelegenheit und Aufforderung ſich ununterbrochen darbot, in freier Natur zu verweilen und umherzuſtreifen.

In ſeinem dreizehnten Jahre, als er groß und wohlgebildet herangewachſen war, wurde der Knabe an den Kurfürſtlichen Hof nach Mainz geſchickt, und daſelbſt unter die Pagen des Kurfürſten aufgenommen. Noch lebt in mancher Erinnerung die Pracht, Feſtlichkeit und geſellſchaftliche Bewegung, welche damals den Mainzer Hof auszeichneten und die Stadt erfüllten; in heitrer Sorgloſigkeit lebte man den täglich wechſelnden Vergnügungen, ungeſtört von dem Geiſte der Prüfung und des Widerſpruchs, der gegen die alten Zuſtände ſchon allgemein erweckt war, hier aber höchſtens als ein neuer Reiz der Unterhaltung eingelaſſen wurde. Auch die drohende Nachbarſchaft der weiter und weiter ſchreitenden franzöſiſchen Revolution, und der ſchon ausgebrochene Krieg machten auf die leichtſinnige Ueppigkeit wenig Eindruck, als plötzlich um ſo furchtbarer im Herbſte 1792 die unerwartete Annäherung der Franzoſen alles aus dem Taumel aufſchreckte. Bei dem Erſcheinen des Generals Cuſtine flüchtete der Kurfürſt mit ſeiner Geliebten und ſeinen Günſtlingen eilig nach Aſchaffenburg, der übrige Hof ſtob auseinander, und hat ſich größtentheils nie wieder zuſammengefunden. Tettenborn ſah noch die franzöſiſchen Truppen in Mainz einziehen, und kehrte wenige Tage darauf in das väterliche Haus nach Raſtatt zurück.

Die Wendung der Ereigniſſe ſchien auf weit hinaus die bisherigen Verhältniſſe zu verwirren, auf deren Herſtellung zu warten dem Vater thöricht ſchien; und um den Sohn ſeine Zeit gleich wieder zweckmäßig anwenden zu ſehen, ſandte er ihn ſchon im nächſten Jahre nach Waltershauſen, um ſich unter der Leitung des

berühmten Bergraths Bechſtein den Forſtwiſſenſchaften zu widmen. Hier blieb er jedoch nicht lange, ſondern bezog noch im nämlichen Jahre die Univerſität Göttingen, welche er in Folge einer jugendlichen Uebereilung bald wieder mit Jena vertauſchen mußte. Von hier rief ihn unvermuthet die Nachricht nach Hauſe, daß ſein Vater erkrankt ſei, den er auch nicht mehr am Leben fand. Seine unbezwingliche Neigung zum Kriegsdienſte, bisher nur mühſam unterdrückt aus Rückſicht für den Vater, der in ſeinem angeſehenen und einträglichen Amte den Sohn zum Nachfolger zu haben wünſchte, brach nun, da kein Einſpruch mehr ihn hindern konnte, indem auch ſeine Mutter ſchon früher verſtorben war, mit aller Heftigkeit aus; er verließ die angefangenen Studien, und trat gleich im Jahre 1794 als Kadet bei dem Joſeph Kinsky'ſchen, ſpäterhin Klenau'ſchen, Chevauxlegersregiment in das öſterreichiſche Heer.

Hier begann für den ſechzehnjährigen Tettenborn eine Laufbahn, die ſeinen militairiſchen Eigenſchaften alle Gelegenheit zur Entwicklung bot, und für ihn reich an perſönlicher Auszeichnung wurde. Das öſterreichiſche Heer, welches den Karakter eines durch mehrere Jahrhunderte ohne Unterbrechung fortbeſtandenen Kriegsweſens bis auf den heutigen Tag bewahrt, vereinigt mit den daraus fließenden, beſonders nach innen höchſt bezugreichen Vortheilen zugleich die einer ſtets friſchen, durch neue, und nach der Lage der Gränzen ſehr verſchiedene Kriege, unaufhörlich geübten Erfahrung. Seine Zuſammenſetzung aus den mannigfachen Elementen, welche die öſterreichiſchen Erblande in glücklichem Verhältniſſe dazu lieferten, empfing noch einen

erwünſchten, und beſonders geiſtig unſchätzbaren Zuſatz durch den Umſtand, daß ſo geraume Zeit hindurch, dieſes Heer für alle Deutſchen zugleich als das Heer ihres Kaiſers, und ſonach als ihre eigentlich vaterländiſche Kriegsmacht daſtand, welcher die beſten Kräfte des ſogenannten Reichs in jeder Weiſe zuſtrömten. Der eigenthümliche Geiſt, der ſich aus dieſer Miſchung erhoben, beurkundet ſich in vielen Zeichen, die wohl unläugbar als deutſche anzuerkennen ſind. Die unzerſtörbare Selbſtſtändigkeit innerer Ordnung, die große Kraft der Wiederherſtellung, die Vernachläſſigung des bloßen Scheins, die Sparſamkeit äußerer Belohnungen, und die daher in den untern Graden angehäufte Thatfülle und Verdienſtlichkeit, dies alles bildet eine breite und feſte Grundlage, auf welcher die dennoch durchgedrungene Auszeichnung nur um ſo glänzender ſich erhebt.

Das Regiment, in welches Tettenborn getreten war, ſtand in den Niederlanden gegen die Franzoſen, und nahm ruhmvollen Antheil an den Kriegsthaten, durch welche die Oeſterreicher und Preußen damals für ſich ſelbſt wohl Ehre genug erfochten, für die Sache ihrer Herrſcher aber, bei dem Mangel an gehörigem Zuſammenwirken, keine bleibenden Erfolge gewinnen konnten. Einzelne Kompagnieen Fußvolk, eine Schwadron Reiter, ja bloße Patrouillen, kämpften ſehr häufig einer zehnfachen Uebermacht entgegen, hielten ſie auf, warfen ſie zurück, oder wagten wohl ſelbſt den Angriff; der Ruf, den manche Regimenter in ſolchen Vorfällen erwarben, und die Anſprüche, welche die eigne und die öffentliche Meinung an ſie machten, gränzten oft an die romantiſchen Erzählungen früherer Zeit. Die Feld-

züge im Ganzen waren darum nicht weniger unglücklich, und die Hauptvortheile meiſt auf der Seite des Feindes; aber eine beſſere Schule des Kriegs, eine an perſönlichen Aufgaben und Erfahrungen reichere, als das öſterreichiſche Heer in jener Zeit darbot, konnte ſchwerlich nochmals zu finden ſein.

Nach wenigen Monaten zum Lieutenant befördert, fand Tettenborn häufige Gelegenheit, ſeinen Muth zu bewähren und vielfache Kunde des Felddienſtes einzuſammeln. Die Reiter zogen gern mit ihm aus, der als Führer entſchloſſen und gewandt, und als Kämpfer jedem Gemeinen ein Muſter war. Die Wagſtücke und Erfolge des kleinen Kriegs, von denen die Geſchichte nichts zu melden pflegt, haben für die betheiligten Truppen oft mehr Werth, als manches größere Ereigniß; in ihnen begründet ſich am ſicherſten die perſönliche Schätzung, der Ruf des Mannes und der Waffe.

Der Gang der damaligen Feldzüge in den Niederlanden und am Rhein iſt bekannt. Tettenborn folgte dem Wechſel derſelben in den Bewegungen ſeines Regiments, dem wenig Ruhe gegönnt war, und das wir, nach manchen Begegniſſen, im Jahre 1799 bei dem Heere des tapfern Erzherzogs Karl wiederfinden. Von den zahlreichen Vorfällen, welchen Tettenborn hier mit Auszeichnung beiwohnte, heben wir nachfolgende Züge aus, welche ihn insbeſondere angehen.

In dem Treffen bei Frauenfeld hatte das Regiment Kinsky einen harten Stand, und bewies gegen den überlegenen Feind auf ungünſtigem Boden die ausdauerndſte Unerſchrockenheit. Viele ſeiner trefflichſten Offiziere wurden getödtet oder verwundet. Die Fran-

zoſen hatten das öſterreichiſche Fußvolk aus einem vorliegenden Walde verdrängt, und dadurch die auf der Straße vorgerückten Truppen in die Flanke genommen; der Augenblick war dringend, und forderte ſchleunigſt Hülfe; da ließ Tettenborn eine halbe Schwadron abſitzen, und ſtürmte zu Fuß mit dieſer Mannſchaft den Wald, aus welchem der Feind, beſtürzt durch den unerwarteten raſchen Angriff, eiligſt hinausgetrieben wurde, ſo daß die kleinere Schaar den Raum wieder einnahm, den die größere nicht behaupten gekonnt! Drei Tage darauf, bei dem Gefechte von Winterthur, machte die Schwadron Tettenborn's den Vortrab, und wurde von den Franzoſen, die vor der Stadt ſechs Stücke Geſchütz aufgepflanzt hatten, mit heftigem Kartätſchenfeuer empfangen, das ſogleich mehrere Leute niederſtreckte; er aber beſann ſich keinen Augenblick, und ſprengte an der Spitze ſeines Zuges geradezu auf die feindlichen Kanonen an; ſchon waren die Artilleriſten, welche ihr Geſchütz wacker vertheidigten, im Handgemenge größtentheils niedergemacht, als die Franzoſen zur Unterſtützung derſelben mit zahlreicher Reiterei ungeſtüm hervorbrachen, und die öſterreichiſche wieder zurückwarfen; Tettenborn's Pferd, von einem Kanonier durch Säbelſtiche verwundet, ſtürzte in dieſem Augenblicke zwiſchen die Kanonenpferde nieder, er ſelbſt lag zu Boden und ſchien verloren, umgeben von feindlichen Huſaren, die nach ihm hieben und ſchoſſen, und ihn wenigſtens gefangen nehmen wollten, als die Tapferkeit ſeines Rittmeiſters, des nachherigen Generals von Meyer, ihn noch eben zu rechter Zeit aus dieſer großen Gefahr wieder befreite. Nach Beendigung des Feldzuges in der Schweiz rückte

der Erzherzog Karl raſch an den Oberrhein, und nahm die damals noch wohlbefeſtigte Stadt Mannheim mit Sturm. Der Feind hatte ſich mit einem Theile ſeiner Truppen noch außerhalb der Feſtung behaupten wollen, und mußte erſt in dieſe zurückgetrieben werden; dies geſchah durch eine Reihe hitziger Angriffe, in welcher die Reiterei die beſten Dienſte leiſtete, und beſonders in einem ſcharfen Gefecht am Neckarauer Wald das franzöſiſche Fußvolk völlig zerſprengte und großentheils niedermachte, wobei Tettenborn ſich ſo ſehr hervorthat, daß er öffentlich dafür belobt wurde. Bei dem Sturme, der ſodann auf die Stadt geſchah, war er einer der Erſten, die durch die aufgehauenen Thore in die Stadt eindrangen, und machte in den Straßen noch eine Menge Gefangene, während die Hauptmaſſe der Franzoſen fechtend die Rheinbrücke gewann, und ſich aus der Stadt auf das jenſeitige Ufer zog.

Als der General von Kray den Oberbefehl des öſterreichiſchen Heeres übernommen hatte, und dieſes zum Rückzuge vom Rhein gegen Ulm genöthigt wurde, zeigte Tettenborn beim Nachtrab in häufigen Gefechten ſeinen Muth wie ſeine Geſchicklichkeit. Bei Biberach hielt er ſo ſtandhaft gegen den andringenden Feind, daß er in zwei Stunden drei Pferde unter dem Leibe verlor. Nicht minder zeichnete er ſich in dem Gefechte bei Ried-Eſchingen aus, am Tage der Schlacht von Engen. Nach dem Treffen von Neuburg aber empfing er von dem General Grafen von Giulay den beſondern Auftrag, mit einer eigends hiezu ausgewählten Abtheilung Chevauxlegers und Huſaren die Truppenſchaar, welche gegen Landshut ging, ſeitwärts zu begleiten, und die

Brücken der Iſar zu zerſtören. Indem er dieſen Auftrag beſtens vollzog, hatte er Gelegenheit, noch einen andern wichtigen Dienſt zu leiſten, der den Bewegungen des Heeres wohl zu Statten kam; er hielt ſich neun Tage zu Freiſingen gegen den ſehr überlegenen Feind, der ſeine Angriffe oft erneuerte, aber durch das muthige und geſchickte Benehmen Tettenborn's getäuſcht, ihn für ſtärker hielt als er war, und nicht das Aeußerſte wagen wollte. Endlich, nach hartnäckiger Gegenwehr, dennoch gezwungen, Freiſingen zu verlaſſen, nahm Tettenborn ſeine Richtung gegen München, wo gleich eine neue Ausführung ſeiner wartete; denn, kaum in dortiger Gegend angekommen, erblickte er jenſeits der Iſar eine beträchtliche Anzahl franzöſiſcher Packpferde einherziehen, — es waren die des Generals Lecourbe, — ſogleich ſuchte er fünf ſeiner entſchloſſenſten Reiter aus, ſchwamm mit dieſem kleinen Häuflein durch die reißende Iſar, und ſtürzte mit ſolchem Ungeſtüm auf die ſtärkere Bedeckung, daß dieſe ihr Heil in der Flucht ſuchte, und ihm alles zur Beute ließ, mit welcher und mehreren Gefangenen er ungeſtört auf das andere Ufer zurückkehrte.

Bei großen Unglücksfällen, durch welche ein ganzes Heer zerrüttet oder vernichtet wird, und deren Urſache faſt immer nur in den höchſten Anordnungen liegt, iſt man nur wenig geneigt, auch bei den Beſiegten tapfre Auszeichnung anzuerkennen, und die Vorgänge, in welchen dieſe ſich zeigt, werden kaum beachtet. Aber gerade in ſolchen Unglücksfällen treten Muth und Tapferkeit einzelner Schaaren und Anführer meiſt am entſchiedenſten auf, und ohne dem Ganzen eine andere Wendung

geben zu können, ſetzen ſie dem Unheil Schranken, und bringen im Kleinen zum Theil wieder ein, was im Großen verloren worden. Auch in dem unglücklichen Feldzuge, der zur Schlacht von Hohenlinden führte, traten ſolche Auszeichnungen und Leiſtungen zahlreich und mannigfach hervor, hauptſächlich durch die leichten Truppen, welche in kleinen Gefechten faſt immer die Oberhand hatten. Tettenborn war in ſolchen Gelegenheiten beſonders thätig und erfolgreich. Bei der genannten Schlacht, deren Ergebniſſe die franzöſiſchen Berichte noch immer mit den übertriebenſten Zahlen ausſchmücken, war Tettenborn einer der Letzten, die am ſpäten Abend das Schlachtfeld verließen; er kämpfte in der tapfern Nachhut, welche den Rückzug des linken Flügels deckte; warf den andringenden Feind mehrmals zurück, und leiſtete überhaupt ſo gute Dienſte, daß ihm darüber die beſondere Zufriedenheit der höchſten Befehlshaber bezeigt wurde.

Er war inzwiſchen zum Rittmeiſter und Schwadronskommandanten vorgerückt, und kehrte aus dem Felde mit dem Ruf eines tapfern und kühnen Offiziers in die Friedensſtation nach Böhmen zurück. Er hatte ſeinen Namen ſo vortheilhaft bekannt gemacht, daß man die größten Erwartungen von ihm hegte. Auch im Frieden wußten ſeine perſönlichen Eigenſchaften die günſtige Aufmerkſamkeit eines großen Kreiſes zu feſſeln, während er in dem engeren des Regiments die Zuneigung und das Wohlwollen aller Kammeraden im höchſten Grade genoß. Der freie Jugendmuth, der überall das Beſte anſpricht, die rege Kraft, welche dem Genuß überlegen bleibt, die heitre Unbefangenheit, welche

ihr Vertrauen auf Glück und Gelingen ſelten betrogen ſieht, und ſelbſt dann jeder Sorge und Zagheit widerſteht; dazu eine großmüthige Hingebung für Andre, ein erfreulicher, heitrer Umgang, eine bei ſtarkem perſönlichen Auftreten deſto einnehmendere Leutſeligkeit, eine glänzende Erſcheinung, und eine Freigebigkeit ohne Gränze und Rückſicht: dieſer Verein von wirkſamen Eigenſchaften konnte nicht ohne die größten Erfolge bleiben, für welche die glänzende Geſelligkeit von Prag und Wien, das reiche Landleben der böhmiſchen Großen, dann auch Dresden, und ſelbſt Berlin, den abwechſelnden Schauplatz boten. Frauengunſt, Spiel, jugendlicher Ehrgeiz, alles, was Ernſt und Freude des Militairlebens gewähren, mußte hier vielfache Abentheuer wecken, welche, in der Weiſe franzöſiſcher Denkwürdigkeiten behandelt, den Stoff der anziehendſten Erzählungen geben könnten! Auch an neuen Proben eines Muthes, den viele Kenner von dem Muthe auf dem Schlachtfelde für ſehr verſchieden halten, fehlte es in ſolchem Lebensgewirre nicht, und auch in dieſem Betreff wurde Tettenborn's Namen mit größter Auszeichnung genannt. Unter den angeſehenen Befreundungen, die ihm zu Theil wurden, war auch die mit dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der ſich bei einem Beſuche in Böhmen überall große Zuneigung erwarb, mit den öſterreichiſchen Offizieren als Kammerad lebte, und in Tettenborn eben ſo ſehr den tüchtigen Krieger würdigte, als er in ihm den heitern Lebensgenoſſen liebte.

Dieſe Befreundung wurde noch inniger, als Tettenborn im Jahre 1804 mit einem Auftrag an den öſterreichiſchen Geſandten Grafen von Metternich nach

Berlin geſchickt wurde, und hier mit dem Prinzen, den er auch ſchon auf deſſen Landſitze beſucht hatte, in täglichem vertrauten Umgang lebte, den die Zeitumſtände durch die Kriegsgeſinnung, welche ſich in Preußen, wie Oeſterreich regte, nur noch ſtärker beſeelten. Von dieſem Aufenthalte Tettenborn's in Berlin wird ein beſondrer Zug erzählt, den wir unverbürgt wiedergeben, wie wir ihn gehört, indem er auch als Sage bezeichnet iſt. Tettenborn hatte nämlich in Berlin die nicht unbeträchtliche Erbſchaft eines im Preußiſchen verſtorbenen Verwandten erhoben, und ſollte, bevor er wieder abreiſte, von dem außer Landes gehenden Vermögen das übliche Abzugsgeld bezahlen; er aber, verwundert über eine ſolche Forderung, fand dieſelbe um ſo ungereimter, als er keinesweges mehr im Falle war, ſie erfüllen zu können, er bewies, daß er von der ganzen Erbſchaft nicht das geringſte mitnehme, ſondern während ſeines kurzen Aufenthalts den vollen Betrag, man ſagte zwanzig tauſend Thaler, ſofort verbraucht und ausgegeben, und alſo das Geld im Lande gelaſſen habe!

Im Jahre 1805 erhob ſich Oeſterreich aufs neue zum Kriege gegen die Franzoſen, und ſah bekanntlich durch wiederholte Unfälle ſeine Hoffnungen abermals getäuſcht. Tettenborn war mit einem Theile des vormals Kinsky'ſchen, jetzt Klenau'ſchen Regiments, bei welchem er ſtand, in Ulm geblieben, während der andre Theil unter dem Oberſten ſich nach Bregenz gezogen hatte. Mehrere Streifzüge und Rekognoszirungen, die ihm aufgetragen wurden, führte er zur größten Zufriedenheit aus. Als aber der Oberbefehlshaber des

Heeres, General von Mack, in unbegreiflicher Verblendung befangen, und dann plötzlicher Muthloſigkeit hingegeben, zuletzt in Ulm kein andres Heil mehr ſah, als in der Uebergabe, da wußte ſich ein Theil des Heeres dieſer Schmach glücklich zu entziehen. Der Erzherzog Ferdinand faßte den kühnen Entſchluß, mit dem Theile der Reiterei, der unter ſolchen Umſtänden noch in der Eile zuſammenzuraffen war, durch den Feind durchzubrechen und nach Böhmen zu entkommen. Tettenborn genoß bereits eines ſolchen Vertrauens, daß zur Führung des Vortrabs niemand fähiger ſchien als er, und der entſcheidende Schlag, der Durchbruch der franzöſiſchen Umzingelung, wurde von ihm geführt. Mit außerordentlicher Geſchicklichkeit und heldenmüthiger Anſtrengung gelang das ganze Unternehmen, welches im Rücken der franzöſiſchen Heere von ſteter Gefahr begleitet war, bis endlich, nach mehreren Gewaltmärſchen und hitzigen Nachtrabsgefechten, die böhmiſche Gränze erreicht wurde. Tettenborn hatte das Glück, auf dieſem Zuge die vollkommene Zufriedenheit des Erzherzogs, ſowie des die Reiterei befehligenden Fürſten Karl von Schwarzenberg zu erwerben. Ihm wurde ſogleich ein neuer Auftrag ertheilt, die Deckung der Straße, die über Waldmünchen nach Böhmen führt. Mit der ihm anvertrauten Truppenſchaar, größtentheils Reiterei, wußte er ſich in der Oberpfalz durch geſchickte Bewegungen und einzelne glückliche Gefechte mehrere Wochen zu behaupten, und zwiſchen Amberg und Waldmünchen die franzöſiſchen Streifpartheien mehrmals zurückzuwerfen, bis der General Baraguay d'Hillers über 8000 Mann gegen ihn heranführte, ihn zum Rückzug nach Böhmen

nöthigte, und darauf ſelbſt in Böhmen einzudringen ſuchte. Tettenborn verzweifelte nicht, im eignen Lande auch dieſer Uebermacht die Spitze bieten zu können. Er rief zwiſchen Pilſen und Klentſch alles Landvolk zu den Waffen, ließ in allen Dörfern die Sturmglocke läuten, und wagte nun den ihm ſechsmal überlegenen Feind anzugreifen, der, durch dieſe Kühnheit und den gutgeleiteten Aufſtand geſchreckt, ſich zuerſt nach Klattau zurückzog, und bald darauf Böhmen völlig verließ.

Nach erfolgtem Frieden wurde Tettenborn durch die Nachricht überraſcht, daß die unter ſeinem Befehl geſtandenen Offiziere der Regimenter Klenau und Roſenberg für ihn das Thereſienkreuz verlangt hätten, eine Auszeichnung, welche in Oeſterreich von den höchſten Perſonen als das köſtlichſte Kleinod militairiſcher Ehre erſtrebt, und nur dem anerkannteſten Verdienſt ertheilt zu werden pflegt, auch noch jetzt ebenſo ſelten als werth gehalten. Beſondere Bedingungen beſchränken die Verleihung dieſes Ordens, auf den nur derjenigen Tapferkeit Anſpruch geſtattet iſt, welche vor dem Feinde ſich durch Thaten ausgezeichnet, die weder durch ausdrücklichen Befehl noch durch unerläßliche Pflicht geboten waren. Das zur Prüfung der Anſprüche und Zeugniſſe verſammelte Ordenskapitel erkannte die Forderung der Offiziere für Tettenborn als völlig begründet an, und ſprach ihm einſtimmig den Orden zu.

Mit neuem Ruhm und neuen Vortheilen kehrte er wieder zu den Beſchäftigungen des Friedensdienſtes und in den Glanz der Hauptſtädte Prag und Wien zurück, wo er in den angeſehenſten Kreiſen nur immer günſtiger bemerkt wurde. Im Jahre 1808 geſchah

ihm der Antrag, den Fürſten von Schwarzenberg, der als öſterreichiſcher Botſchafter nach St. Petersburg ging, als erſter Adjutant und Botſchaftskavalier zu begleiten. Tettenborn ſah hier eine neue Laufbahn eröffnet, für die er ſchon vielfach vorbereitet war, und die ihn mächtig anziehen mußte; er willigte ein, empfing noch vor der Reiſe den kaiſerlichen Kammerherrnſchlüſſel, holte den Fürſten, der ſchon voraus war, in Wilna ein, und kam mit ihm gegen Ende des Jahres in St. Petersburg an. Der dortige Aufenthalt war durch die politiſchen Verhältniſſe mit ſehr ſchwierigen Rückſichten verknüpft, und forderte große Kunſt des Benehmens; wenn dem Fürſten von Schwarzenberg unbeſtritten der Ruhm gebührt, bloß durch ſein perſönliches Verdienſt alles bewirkt zu haben, was damals am ruſſiſchen Hofe für Oeſterreich noch zu erlangen war, ſo darf ſeine in derſelben Hinſicht für Tettenborn vielfach ausgeſprochene Zufriedenheit ein um ſo bewährteres Zeugniß auch für dieſen ſein. Als im Mai 1809 die Nachricht von dem Ausbruche des neuen Krieges zwiſchen Oeſterreich und Frankreich in St. Petersburg eingetroffen war, wurde Tettenborn von dem Fürſten mit beſondern Aufträgen als Kourier zu dem Hauptheere geſandt, welches unter dem Erzherzog Karl inzwiſchen den glorreichen Sieg bei Aspern erkämpft hatte, und einer neuen Schlacht auf dem Marchfelde entgegenſah. Dieſe erfolgte nach mehreren Wochen, die Schlacht von Deutſch-Wagram. Wir haben ſchon anderwärts erwähnt, daß Tettenborn für ſeine Tapferkeit und Auszeichnung in dieſer Schlacht durch den Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, ſein Name in dem amtlichen Bericht

rühmlichſt genannt, und ihm die Deckung des Rückzuges, den die Oeſterreicher in beſter Ordnung gegen Znaym nahmen, übertragen wurde. Nach wenigen Tagen wurde bei dieſem Orte ſchon wieder eine zweitägige Schlacht geliefert, welche aber durch den inzwiſchen abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand unterbrochen wurde. Auch in dieſer Schlacht ärntete Tettenborn die ausgezeichnetſten Lobſprüche ſowohl des Erzherzogs Karl als auch des Generals Grafen von Bellegarde, welcher den erſten Heertheil der Oeſterreicher befehligte, zu dem das Regiment Klenau gehörte. Bei der Unterhandlung des Waffenſtillſtandes wurde Tettenborn von dem Erzherzoge, der großes Vertrauen in ſeine perſönlichen Gaben ſetzte, mehrmals an den Fürſten von Neuchatel und an Napoleon ſelbſt geſendet, wodurch der Abſchluß auf vortheilhafte Bedingungen ſehr gefördert wurde.

Nach dem Wiener Frieden ging der Fürſt von Schwarzenberg als öſterreichiſcher Botſchafter nach Paris, und Tettenborn begleitete denſelben in gleicher Eigenſchaft wie früher nach St. Petersburg. In neueren Zeiten iſt wohl ſelten eine Botſchaft von ſolchem Glanze, ſolch reicher Zurüſtung und bedeutendem Anſehn, und zugleich von ſo ruhiger Würde und großartiger Einfachheit geſehen worden. Alle Deutſchen fanden in dem Schwarzenbergiſchen Hauſe ihren ſichern Anhalt, ihr vertrauteſtes Zuſammenſein, während zugleich das ausgeſuchteſte Prachtleben hier den Preis vor allen franzöſiſchen und fremden Häuſern behauptete. Mit welcher Weltkunde, Klugheit und Anmuth ſich Tettenborn in dieſen Verhältniſſen bewegte, kann ſchon aus dem bisher Mitgetheilten ermeſſen werden; er war in dem

tiefſten Vertrauen des Fürſten, und wurde zu den innerſten Geſchäften zugezogen, außerdem aber lag ihm ein großer Theil der äußern Darſtellung und des mannigfachen perſönlichen Hervortretens ob, zu welchem dieſe großen Verhältniſſe unaufhörlich Anlaß gaben. Mit Gewandtheit löſte er die ſchwierige Aufgabe des fortgeſetzten Umgangs mit den Franzoſen; er hatte äußerlich das beſte Vernehmen mit den Großen des Hofes, den anſpruchsvollen Frauen und eitlen Günſtlingen, ohne daß er jemals zu Schmeicheleien ſeine Zuflucht genommen, oder die deutſchen Geſinnungen, die ihn beſeelten, durch Verläugnung beleidigt hätte. Dieſen Leuten durch trotzige Feſtigkeit Achtung und Scheu einzuflößen, war die einzige Art mit ihnen fertig zu werden. Sie verſuchten einigemal, die ſchroffe Selbſtſtändigkeit zu beugen, doch da dies nicht gelingen wollte, wie manche zu ihrem Schaden erfahren mußten, ſo beeiferten ſie ſich nun um ſo mehr, dieſelbe anzuerkennen. Napoleon ſelbſt, der gegen Tettenborn immer Abneigung empfand, und dies wenig verhehlte, ließ ihn am Ende gelten.

In dieſe Zeit fällt das durch ſeinen Ausgang unglücklich berühmte Feſt des Fürſten von Schwarzenberg, wo mehrere der angeſehenſten Perſonen verbrannten, und viele durch die Flammen ſchwer beſchädigt wurden. In der erſten Beſtürzung konnte manchem der Anweſenden wohl der Gedanke von Verrath aufſteigen; ein franzöſiſcher General, von ſolchem Argwohn ergriffen, wandte ſich heftig an Tettenborn mit einer unziemlichen Frage; doch dieſer, empört durch den Verdacht und erfüllt vom Drange des Augenblicks, faßte ſtatt aller

Antwort den dreiſten Frager an beiden Schultern, und ſchleuderte mit zürnender Kraft ihn rücklings zu Boden. Napoleon, Zeuge des Urſprungs und der Ausbreitung des Feuers, war von jedem Mißtrauen entfernt, und glaubte vielmehr die Anſtrengung und Beeiferung, welche mehrere Mitglieder der Botſchaft bei dieſer Gelegenheit auch für ſeine und der Kaiſerin Sicherheit bewieſen hatten, beſonders belohnen zu müſſen. So empfing denn auch Tettenborn den Orden der Ehrenlegion.

Napoleon's perſönliche Stimmung aber wurde damit nicht günſtiger. Im Gegentheil ging er öfters darauf aus, auch an Tettenborn, wie an ſo viele Andere, die ihm nicht gefielen, unangenehme und verwirrende Fragen zu richten, die ihm aber auch öfters unangenehm erwiedert wurden, und dies im Augenblicke meiſt ungeſtraft, weil Napoleon wohl ſchreckende Worte, aber nicht den Witz zurückſpielende führte. Als er den Befehl gegeben hatte, daß an ſeinem Hofe auch die Militairperſonen, welche bisher in ihrer dienſtmäßigen Uniform erſchienen waren, nur in franzöſiſcher Hofkleidung erſcheinen durften, und dies auch die fremden Geſandtſchaften traf, wollte Tettenborn, der von dem Regimente Klenau zu den Huſaren von Radetzky verſetzt worden war, mit der Uniform doch nicht zugleich den unerſetzbaren Schnurrbart aufopfern, und erſchien mit dieſem in der neu vorgeſchriebenen Hofkleidung; Napoleon ärgerte ſich darüber, und redete ihn höhniſch mit den Worten an: „Ein Schnurrbart iſt doch recht lächerlich bei dieſem Rock!" worauf Tettenborn raſch und trotzig verſetzte: „Vielmehr dieſer Rock bei einem Schnurrbart!"

Eine Antwort, die doch nicht jedem und nicht jedesmal ſo folgenlos hingegangen ſein möchte!

Tettenborn reiſte einigemal bei wichtigen Anläſſen von Paris nach Wien. Niemals aber wurde dieſe Reiſe ſchneller ausgeführt, als da er die Nachricht von der Niederkunft der Kaiſerin Marie Louiſe zu überbringen hatte, und die hundert und zwanzig Stunden von Paris nach Straßburg reitend zurücklegte, und dann zu Wagen in ſolcher Eile weiter, daß er die ganze Reiſe binnen vier Tagen und zehn Stunden vollendete. Man ſprach allgemein von dieſem Reiterſtück, und gedachte dabei ähnlicher, die dem Herzoge von Alba und Karl dem Zwölften von Schweden nachgerühmt werden.

Doch die Zeit nahte ſchon, in welcher ſolchen Kräften und Anſtrengungen das ernſtere Kriegsfeld ſich wieder eröffnen ſollte. Längſt ſchon erkannte man, daß ein Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland unvermeidlich ſei, und Tettenborn konnte früher als Andre vorausſehen, daß Oeſterreich diesmal nicht als Feind gegen Napoleon auftreten werde. Er aber wollte nicht in den Fall kommen, mit den Franzoſen zu dienen, ſondern gegen ſie fechten. Er fand ſich demnach im Frühjahr 1812 bewogen, ungeachtet ſeiner glänzenden Stellung und ſeiner verſprechenden Ausſichten, ſeinen Abſchied einzureichen, und begab ſich, nach kurzem Aufenthalte in Wien, wo er unter Kammeraden und Höheren mehr Billigung und Zuſtimmung fand, als ſich öffentlich zeigen durfte, über Ungarn nach Rußland, wo er ſchon rühmlichſt bekannt war, und mit offnen Armen empfangen wurde.

Tettenborn trat in das ruſſiſche Heer als Oberſt-lieutenant ein, und wurde zu dem General Freiherrn von Wintzingerode geſandt, der mit anſehnlicher Truppenſtärke die Straße von Twer zu decken hatte. Bei dieſem General, als einem ebenfalls im öſterreichiſchen Dienſte geweſenen Waffenfreunde, durfte er die günſtigſten Verhältniſſe erwarten, allein unglücklicherweiſe war derſelbe kurz vorher in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen, aus der erſt ſpäter die Koſaken ihn wieder befreiten, und der General Kutuſoff, Neffe des Feldmarſchalls, hatte den Befehl über jene Truppen übernommen. Dieſer General galt allgemein als ein ſtarker Widerſacher aller Fremden im ruſſiſchen Dienſt, aber ſonſt als ein rechtſchaffner, wohldenkender Mann und als ein ausgezeichneter tapfrer Krieger. Seine Abneigung gegen die Fremden ſchien anfangs auch gegen Tettenborn zu walten, nach einiger Zeit aber, als mehrere Gefechte vorgefallen waren, nahm er ſchon eine günſtigere Geſinnung an, und wurde zuletzt, im Verfolge des Feldzugs, der theilnehmendſte und thätigſte Anerkenner eines Verdienſtes, daß ſich unter ſeinen Augen ſo trefflich bewährte, und dem er Gerechtigkeit zu verſagen nicht fähig war.

Nach dem Abzuge der Franzoſen von Moskau rückte Tettenborn mit dem Vortrabe der Kutuſoff'ſchen Truppen zuerſt wieder daſelbſt ein, wo unter rauchenden Trümmern alle Gräuel der Verwüſtung und Auflöſung fortdauerten, denen nicht ohne Kampf Einhalt zu thun war. Unmittelbar darauf erhielt er die Befehlführung eines abgeſonderten Truppentheils, und den allgemeinen

Auftrag, dem Feind auf ſeinem Rückzuge allen möglichen Abbruch zu thun. Er that dies mit ſolchem Erfolg, lieferte ſo glückliche Gefechte, und nahm dem Feinde ſo viele Gefangene, daß ihm der Oberbefehlshaber, um dieſe Vortheile zu vergrößern, die unterhabenden Truppen anſehnlich mehrte. Hiedurch war Tettenborn in den Stand geſetzt, die wichtigſten Dienſte zu leiſten, da die Umſtände jenes ewig denkwürdigen Rückzugs dem entſchloſſenen Anführer einer fliegenden Truppe ſolche Unternehmungen möglich machten, deren Schwierigkeiten, in gewöhnlichen Kriegsverhältniſſen, für ganze Heeresabtheilungen unüberſteigbar ſein konnten. Wir ſahen Tettenborn früher durch abgeſeßne Reiter einen Wald angreifen und einnehmen; bei dem Bach Pliſſe lieferte er das Gegenſtück dazu, indem er den Uebergang, den ein franzöſiſches Bataillon hartnäckig vertheidigte und dadurch das Vorrücken der Ruſſen hemmte, an der Spitze einer Schwadron Huſaren mit dem Säbel in der Fauſt erzwang, und das feindliche Fußvolk ſämmtlich gefangen nahm. Tag für Tag griff er den Feind auf dem weiteren Rückzuge bis zur Bereſina unermüdlich an, drängte deſſen Flucht, und nahm ihm Kanonen, Pulverwagen, Gepäck, und beſonders viele Gefangne. Er wurde ſodann nach Lepel entſandt, um die dort aufgeſtellten baieriſchen Truppen zu überfallen, die er aber ſchon abgezogen fand. Zu Kobilnicki und in der Umgegend, machte er alle noch zurückgebliebenen feindlichen Truppentheile gefangen, und ſetzte darauf mit angeſtrengter Eile ſeinen Marſch nach Wilna fort, wo er ſpät am Abend mit ermüdeten Reitern an-

langte, aber dennoch ſogleich die Vorſtadt wegnahm, und daſelbſt über 3000 Franzoſen gefangen nahm.

Wilna war der Hauptort für die Franzoſen geworden, wohin die ganze Rückzugsmaſſe des Heeres ſich drängte, und daſelbſt, in Hoffnung vorhandener Hülfstruppen und großer Vertheidigungsanſtalten, das erſehnte Ziel zu finden wähnte, wo dem ſchrecklichen, durch Kälte, Hunger und Schwert raſtlos andringenden Verderben endlich Einhalt geſchehen würde. Doch dieſe Hoffnung war eitel; auch hier war keine Rettung bereitet, und an dauernden Widerſtand gegen die verfolgenden Ruſſen nicht zu denken; der Rückzug mußte, unter faſt ebenſo verzweiflungsvollen Umſtänden wie bisher, immer fortgeſetzt werden, und kaum, daß die Weichſel noch eine Schutzwehr ſcheinen konnte. Aber wenn auch auf keine Weiſe Wilna gegen ruſſiſches Fußvolk lange haltbar war, ſo fanden ſich doch für den Augenblick ſo zahlreiche franzöſiſche Truppen, wenn gleich in Unordnung, dort zuſammen, ſo große Hülfsmittel und Vorräthe dort angehäuft, daß der Feind, bis das ruſſiſche Fußvolk herankam, leicht Zeit gewinnen konnte, ſich in beſſern Stand zu ſetzen, die nicht zu rettenden Vorräthe zu zerſtören, und beſonders die Truppenmenge, jetzt faſt nur aufgelöſte Haufen, aber doch immer herſtellbar in geordnete Kriegerſchaaren, an die Weichſel zurückzuſchaffen. Daher war es für den ganzen Feldzug von äußerſter Wichtigkeit, hier dem Feinde keinen Augenblick zur Beſinnung zu laſſen. Tettenborn, nur die Nachtheile des Verzuges im Auge habend, ließ ſich durch keine Schwierigkeit abſchrecken, ſondern trotz des faſt allgemeinen Zweifelns und Abrathens beſchloß er ungeſäumten Angriff, und

noch vor Anbruch des Tages ſtürmte eine Kompagnie Fußjäger, die er auf Schlitten hatte nachkommen laſſen, die nächſten Thorpoſten, nach deren Bewältigung er von zweien Seiten mit 3 Koſakenregimentern und 4 Schwadronen Iſum'ſcher Huſaren in die Hauptſtraßen eindrang, wo einige noch zuſammenhaltende franzöſiſche Bataillone anfangs ihm herzhaft entgegenrückten, bald aber, umgangen und von allen Seiten angegriffen, theils das Gewehr ſtreckten, theils im Fliehen niedergemacht wurden. Der Angriff hatte den Feind dergeſtalt überraſcht, daß die Gegenwehr ohne Plan und Umſicht nur nach Zufall geſchah, und die ganze Stadt binnen kurzer Zeit in den Händen der Ruſſen war. Zum Theil hatten die Juden, welche überall in Polen gegen die Franzoſen heftig entbrannt waren, dieſe während des Gefechts im Rücken angegriffen und entwaffnet, ſo daß ſie ganze Schaaren als ihre Gefangne ablieferten.

Der Verluſt, den die Franzoſen durch dieſen unerwarteten Schlag erlitten, war ungeheuer. Sie verloren in Wilna 48 Kanonen, 7 Fahnen, 6000 Gefangne, ungerechnet 24,000 Kranke, die in den Spitälern lagen, ferner außerordentliche Vorräthe von Kriegsbedürfniſſen aller Art. Der letzte Anhalt des zerrütteten Heeres auf dieſer Seite war verloren. „Von dieſem Zeitpunkte hauptſächlich, ſagt Napoleon in ſeinen dem General Montholon diktirten Bemerkungen, begannen die großen Verluſte dieſes Feldzuges, und nichts konnte unvorhergeſehener ſein, als dieſes Ereigniß von Wilna.“

Tettenborn übergab die Stadt dem General Tſchaplitz, der mit dem Vortrabe des Admirals Tſchitſchakoff herangeeilt war, und rückte gleich am folgenden Tage

gegen den Niemen vor, um die Verbindung des Marſchalls Macdonald, der noch bei Mitau ſtand, mit dem Könige Murat, der in Königsberg die zerſtreueten Truppen ſammelte, zu unterbrechen. In dieſer Gegend ſtieß Tettenborn auf preußiſche Truppen, mit welchen es aber, da man ſich gegenſeitig gute Geſinnung zutraute, zu keinem ernſtlichen Gefechte kam; nach einigen Scharmützeln erhielten ſie Befehl, ſich über den Niemen zurückzuziehen, und Tettenborn ging ungehindert nach Tilſit vor, wo die Einwohner ihn mit begeiſtertem Jubel empfingen. Nach einigen weiteren leichten Gefechten zwiſchen Tilſit und Ragnit hob der inzwiſchen von dem General von York mit den ruſſiſchen Befehlshabern eingegangne Waffenſtillſtand auch dieſen Anſchein von Feindſeligkeit zwiſchen den Ruſſen und Preußen auf, dieſe letztern trennten ſich von den Franzoſen, und Tettenborn konnte nun den Marſchall Macdonald, der ſeinen Rückzug über Königsberg ohne Aufenthalt fortſetzte, mit größtem Nachdruck verfolgen.

In Königsberg aber wurde Tettenborn durch eine Roſe am Fuß, die als Folge der überſtandenen Beſchwerden und der ſtrengen Kälte dieſes außerordentlichen Winterfeldzugs ihn befallen hatte, mehrere Tage im Bette gehalten. Zugleich waren auch wegen Weiterverfolgung der Franzoſen allerlei Bedenken eingetreten. Schon am Niemen hatten die Ruſſen Halt machen wollen, dann ſollte die Weichſel das unüberſchreitbare Ziel ſein, indem die Beſorgniß waltete, man möchte die Stärke und Ueberlegenheit, die ſich gegen den eingedrungenen Feind gezeigt hatte, mit jeder zunehmenden Entfernung von den ruſſiſchen Gränzen wieder einbüßen.

Allerdings waren die Truppen, welche unmittelbar hinter dem Feinde her waren, ihn drängten und jagten, nur gering an Zahl, und auch die übrigen, in weiten Abſtänden nachfolgenden, hatten durch Gefechte, Märſche, Entſendungen vielfache Schwächung erlitten. Die Franzoſen hingegen waren nun ihren unermeßlichen Hülfsquellen wieder näher, geboten über ganz Deutſchland, und der Beſitz aller feſten Plätze von der Weichſel bis zum Rhein gewährte ihnen überall Sicherheit, ihre geretteten Heerestrümmer zu ſammeln und mit neuen Zuſchüſſen aus dem Innern Frankreichs und ſeiner Bundesländer zu verſtärken. Alle dieſe Betrachtungen jedoch konnten gegen die Macht der Thatſachen nicht beſtehen; das Verderben des Feindes offenbarte ſich mit jedem Augenblicke vollſtändiger und verzweifelter, Furcht und Schrecken gaben willig auf, was die Waffen vielleicht nur ſchwer errungen hätten, an Widerſtand im offnen Felde war nicht zu denken, die Flucht ging unaufhaltſam fort, die Verfolgung ſtürzte faſt gezwungen in den leeren Raum. Unter ſolchen Umſtänden, zu welchen ſich die lautwerdende Stimme des deutſchen Volksgeiſtes und die guten Ausſichten diplomatiſcher Thätigkeit geſellten, empfingen die ruſſiſchen Truppen neuen Befehl vorzugehen, und den Ereigniſſen blieb überlaſſen, wie und wo ſie ihr Ziel finden möchten.

In Folge dieſer veränderten Anſicht erhielt nun Tettenborn, der inzwiſchen Oberſt geworden war, von dem General Grafen von Wittgenſtein den Befehl, mit den ihm anvertrauten Truppen über die Weichſel zu gehen, und ſo weit vorzudringen, als es die Umſtände zuließen. Tettenborn empfand hierüber ſo große Freude,

und fühlte ſich ſo glücklich, der erſte zu ſein, der ſeinen deutſchen Landsleuten als Verkündiger der Befreiung von der Franzoſenherrſchaft erſcheinen ſollte, daß er ungeachtet ſeines Fußübels unverzüglich von Königsberg aufbrach, und ſeinen Marſch über Konitz und Soldin bis zur Oder fortſetzte. Noch hielten zwar anſehnliche franzöſiſche Truppenſchaaren ſich auf dem rechten Ufer der Oder, die Feſtungen waren alle ſtark beſetzt, und die Hauptſtärke der Ruſſen noch weit zurück; allein Tettenborn beſchloß dennoch, auf das linke Ufer der Oder vorzurücken, um dem Feinde hier keine Zeit zu neuen Maßregeln zu laſſen und die bereits angeordneten zu hintertreiben.

In Wriezen, wo der Uebergang geſchah, traf der Oberſtlieutenant Konſtantin von Benkendorf, welcher den Vortrab Tettenborn's befehligte, ein weſtphäliſches Bataillon, nahm daſſelbe nach geringem Widerſtande gefangen, und Tettenborn empfing gerade bei'm Uebergehen über den Fluß als gutes Vorzeichen zwei eroberte Fahnen. Er rückte nun raſch gegen Berlin vor, welches der Marſchall Augereau noch mit 10,000 Franzoſen und zahlreichem Geſchütz beſetzt hielt. Dieſer ſandte den General Poinſot mit etwa 2000 Mann bis Werneuchen, drei Meilen von Berlin, den Ruſſen entgegen, um ſie von der ſchon durch mancherlei Gährung bewegten Hauptſtadt noch abzuhalten. Die Franzoſen hatten keine Reiterei, die Ruſſen kein Fußvolk, und ſo mußten beide Theile mit großen Schwierigkeiten kämpfen, indem jene das freie Feld nicht behaupten, dieſe hingegen den Angriff der Ortſchaften und feſten Stellungen nicht unternehmen konnten. Tettenborn wollte jedoch nicht vergeblich

ſo weit vorgedrungen ſein; noch jenſeits der Oder, doch ſchon in der Nähe, ſtreifte mit einer fliegenden Schaar der General Tſchernyſcheff, dieſen forderte Tettenborn auf, ſich mit ihm zu einer gemeinſchaftlichen Unternehmung zu vereinigen, und fand bereitwilliges Gehör. Tſchernyſcheff ging mit ſeinen Koſaken und Huſaren über die Oder, vereinigte ſich mit Tettenborn bei Landsberg, indem dieſer den General Poinſot bei Werneuchen durch einige zurückgelaſſene Poſten über ſeinen Abmarſch noch einige Zeit getäuſcht erhielt, und beide Anführer rückten nun vor Berlin.

Die beabſichtigte Ueberrumpelung dieſer Stadt wurde jedoch durch ungünſtige Umſtände verzögert, und dann brachte der Zufall ſie nur theilweiſe zur Ausführung. Die Ruſſen waren nicht lange in Pankow angekommen, als eine ſtarke franzöſiſche Rekognoszirung vorrückte, welche zurückzutreiben Tettenborn ſogleich einige Koſakenregimenter vorführte. Der Feind gerieth in Unordnung, und ſuchte ſchnell das Thor von Berlin wieder zu erreichen; Tettenborn aber drang in raſcher Verfolgung dahin nach, überwältigte die Thorwache, und ſprengte mit ſeinen Reitern raſch in die Stadt, die alsbald nach allen Richtungen von Koſaken umſchwärmt und unerwartet der Schauplatz kriegeriſcher Auftritte war. Tettenborn ſelbſt rückte bis auf den Alexanderplatz, wo ſich einiges franzöſiſche Fußvolk wieder geſammelt hatte, und einen geordneten Widerſtand lebhaft unterhielt. Inzwiſchen hatten die Koſaken ſchon im erſten Augenblick gegen 500 Gefangene und viele Beutepferde fortgeführt, jagten zum Schrecken der überraſchten Franzoſen und zum Jubel der Einwohner durch die Straßen ſogar

der Friedrichsſtadt, und obgleich die Franzoſen in Berlin noch gegen 8000 Mann ſtark waren, einzelne Truppenabtheilungen ſchon vorher unter dem Gewehr, und auf mehreren Plätzen und Brücken Kanonen aufgepflanzt ſtanden, ſo war doch die Beſtürzung des Feindes ſo groß, daß dieſe Anſtalten nutzlos blieben; ganze Salven aus dem Kleingewehr gingen in die Luft und wenn das Geſchütz losgebrannt wurde, war gewiß kein Koſak mehr in der Richtung deſſelben. Die Unruhe des Volks brach auf mehreren Punkten unverhohlen aus, und konnte jeden Augenblick den Franzoſen verderblich werden; jedoch fehlte ein entſchloſſener Anführer, der die Geſinnung zur That gemacht hätte. Weil nun den eingedrungenen Koſaken von den ruſſiſchen Truppen, die vor der Stadt geblieben waren, keine Unterſtützung kam, ſo gewann der Marſchall Augerau die nöthige Zeit, ſeine Truppen in der Wilhelmsſtraße zuſammenzuziehen, und rückte mit zahlreichem Fußvolk und Geſchütz heran, wodurch Tettenborn, nachdem er drei Stunden ſich in der Stadt behauptet hatte, endlich zum Weichen gezwungen wurde. Er zog faſt ohne Verluſt wieder auf das freie Feld, wohin der Feind, ungeachtet ſeiner Uebermacht, nicht zu folgen wagte.

Der kühne Handſtreich war in der Hauptſache zwar nicht gelungen, machte aber für die ruſſiſchen Waffen den vortheilhafteſten Eindruck, und zeigte, welchen Erfolg man hätte hoffen dürfen, wenn von allen Seiten mit gleicher Entſchloſſenheit, wie von der einen, wäre eingewirkt worden. Allgemein galt das Unternehmen für einen der glänzendſten Reiterzüge, wie denn auch der Kaiſer Alexander zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit

den St. Wladimirorden zweiter Klaſſe mit ſchmeichelhaften Ausdrücken an Tettenborn ſenden ließ. Der ganze Ueberfall koſtete wenige Koſaken, die einzeln in den Straßen verirrt, ſich zuletzt abgeſchnitten fanden; ein tapferer und liebenswürdiger Offizier, Wilhelm von Blomberg, der auch ſchöne dichteriſche Gaben hatte, war gleich im erſten Anreiten durch eine Kugel getödtet worden. Die Franzoſen verſchwiegen ihren Verluſt, allein die Gefangenen konnte man in Pankow angehäuft ſehen, wohin die Berliner, trotz der franzöſiſchen Wachſamkeit, in den nächſten Tagen ſchaarenweiſe ſtrömten.

Nachdem der Marſchall Augereau den General Poinſot von Werneuchen wieder an ſich gezogen hatte, hielt er Berlin und das linke Ufer der Spree noch mehrere Tage beſetzt, um die Trümmer aufzunehmen, welche der Vicekönig Eugen von der Oder zurückbrachte, wodurch die franzöſiſche Macht in und um Berlin auf 16,000 Mann ſtieg. So verſtärkt und wieder mit einiger Reiterei verſehen, wagten die Franzoſen nun öftere Ausfälle, und vor den Thoren fielen täglich blutige Gefechte vor, in welchen die letzten Ueberbleibſel franzöſiſcher Gardereiterei von den Koſaken übel zugerichtet wurden. Dieſer Zuſtand dauerte fort, bis das ruſſiſche Fußvolk über die Oder gegangen war und gegen Berlin heranrückte, auf welche Nachricht die Franzoſen theils nach Magdeburg, theils nach Wittenberg abzogen. Tettenborn rückte an der Spitze ſeiner Truppen in die Stadt, wo die Einwohner ihn mit größten Freudenbezeigungen empfingen; die Koſaken warfen ſich ſogleich auf den abziehenden Feind, deſſen letzte Züge ſie noch innerhalb der Stadt erreichten, und blieben in beſtändiger

Verfolgung hart auf ſeinen Ferſen. Der General Graf von Wittgenſtein langte mit ruſſiſchem Fußvolk an, und traf die kräftigſten Anſtalten zur weitern Kriegsführung.

In Berlin mußte Tettenborn abermals das Bette hüten, weil die Roſe bei der ſchonungsloſen Anſtrengung wieder ſchlimmer geworden war. Dies hinderte ihn jedoch nicht, mit raſtloſem Eifer neuen Unternehmungen nachzuhängen. Schon früh hatte ſich das Augenmerk der Ruſſen auf Hamburg gelenkt; außer den militairiſchen Gründen, die einen Zug dorthin anriethen, waren auch politiſche Abſichten vorhanden, unter welchen die nahe Einwirkung auf Dänemark, die Eröffnung der unmittelbaren Verbindung mit England, und ſelbſt der Eindruck, welchen die Befreiung der wichtigen Handelsſtadt in St. Petersburg machen mußte, ſehr in Betracht kamen. Die unzufriedene Stimmung der Hamburger war bekannt, ſo wie auch der ſchwache Zuſtand der franzöſiſchen Macht in jenen Gegenden, wo man einen äußeren Angriff noch gar nicht erwartete. Jedoch würde dieſer Zug nach Hamburg, ſo zweckmäßig und günſtig er auch erſchien, wohl nicht zur Ausführung gekommen ſein, wäre nicht in Tettenborn zugleich der tüchtigſte und bereitwilligſte Führer vor Augen geweſen, der kein Bedenken trug, ſich mit einer kleinen Schaar auf vierzig Meilen weit von der Hauptſtärke zu entfernen, und ſich in eine Verwicklung von Ereigniſſen einzulaſſen, deren Wendung niemand abſehen konnte. Er legte ſeine Entwürfe vor, erörterte die Aufgaben, die ſich darbieten konnten, zeigte die Maßregeln, die er auszuführen dachte, und alles wurde gutgeheißen und angenommen. Er empfing die nöthigen Befehle und Vorſchriften, und an

der Spitze von 4 Koſakenregimentern, 2 Schwadronen Iſum'ſcher Huſaren, 2 Schwadronen Kaſan'ſcher Dragoner, und 2 Stücken leichtes Geſchütz, verließ er am 12. März Berlin, und rückte raſch gegen Mecklenburg vor. Ein ſchreckender Ruf, der die Zahl der Truppen ungeheuer vergrößerte, ging vor ihm her und erhöhte ebenſo den Muth der Freunde, als er den des Feindes niederſchlug.

Wir gehen jetzt zu der näheren Betrachtung derjenigen Ereigniſſe über, welche dieſen Zug und ſeine Folgen darſtellen, und bemerken nur noch, daß die Erzählung, ſowohl der hamburgiſchen Sache als auch der ferneren Kriegszüge Tettenborn's nicht erſt neuerlich aufgeſetzt, ſondern größtentheils noch im Laufe der Begebenheiten ſelbſt niedergeſchrieben, und ſchon in den Jahren 1813 und 1814 gedruckt worden iſt. Im Weſentlichen dieſe frühere Auffaſſung beizubehalten, ſchien um ſo nöthiger, als eine vollſtändige Ueberarbeitung ſchwerlich Statt finden könnte, ohne zugleich die Urſprünglichkeit zu gefährden, welche vielleicht den ganzen Werth unſerer Darſtellung ausmacht.

Hamburg.

Frühjahr 1813.

Die Geſchichte der Tage, in welche wir jetzt eintreten, ſchien anfangs in dem Aufſtehen anderer Städte und Länder Deutſchlands, wozu damals Hoffnung und Ausſicht war, ſich wiederholen zu müſſen, und Hamburg keinen Anſpruch zu haben, in der allgemeinen Erhebung mehr zu bedeuten, als ihm nach Verhältniß der Lage und Kräfte zukam. Nachdem aber das Beiſpiel dieſer Stadt ohne Nachahmung geblieben, und ihr allein das Loos geworden, für ihre kühne Entſchloſſenheit die ſchweren Geſchicke zu erdulden, welche wie ein großes Trauerſpiel die Theilnahme der Zeitgenoſſen heftig aufregten, ſo ſteht auch ihre Geſchichte während dieſer Zeit als ein eignes, abgeſchloſſenes Ganzes da, und gewinnt einen höheren von den allgemeinen Ereigniſſen faſt unabhängigen Werth.

Der Verfaſſer konnte nicht ohne die tiefſte Bewegung des Geiſtes und Herzens dieſe Entwicklungen betrachten, die unter ſeinen Augen vorgingen, und ihm die weſentlichen Momente aller Volkserſchütterungen vor-

führten; er faßte früh den Gedanken, ſich einen Antheil an dieſen Vorgängen, da zur eingreifenden That das bloße Wollen nicht genügt, wenigſtens durch Ueberlieferung und Ausbreitung zu erwerben. Von dieſem Vorſatz konnte der Schmerz über den unerwarteten Ausgang ihn eine kurze Zeit ablenken, die obige Betrachtung aber, wie viel wichtiger um dieſe Ereigniſſe geworden, und die verworrnen und falſchen Anſichten, welche ſich verbreiteten, mußten ihn darauf zurückführen.

Denn das Urtheil der Menge wie der hervorragenden Einzelnen ſchwankte in entgegengeſetzten Irrthümern, und die Unwiſſenheit entſtellte wie die Lüge mit verläumderiſchen Zügen das edle Bild dieſer vaterländiſchen Thatſachen. Auch konnte nicht ſo leicht die Wahrheit inmitten ſo vieler Leidenſchaften und Meinungen durchbrechen, denen insgeſammt das Licht der klaren Einſicht fehlen mußte. Denn alles, was den Staat betrifft, verweilt bei uns Deutſchen größtentheils in der Heimlichkeit ſtiller Verhandlungen, und ihrem Weſen nach können die Gründe und Triebfedern deſſen, was ſichtbar wird, nur wenigen Eingeweihten bekannt ſein; die Vorgänge in und bei Hamburg machten hievon keine Ausnahme, ſie erfuhren überdies einen Zuſammenfluß der ungewöhnlichſten Verwicklungen, wie in ſo kurzer Friſt und ſo engem Raume ſich ſelten vereinigt finden. Der Verfaſſer aber war ſo glücklich, einen Standpunkt zu haben, der ihm in das Innere und Aeußere einen gleich freien Blick gewährte, und die Erforſchung des Einzelnen wie die Ueberſicht des Ganzen erleichterte; und wenn er auch die wärmſte Theilnahme bekannte, ſo durfte er ſich doch von allen Vorurtheilen frei fühlen, welche grade hier den

Sinn ſo vielfältig befangen hielten. Wer ſelbſt eingeweiht iſt in den ganzen Zuſammenhang, wird leicht erkennen, wiefern der Verfaſſer es iſt; wer aber bloß Augenzeuge der Erſcheinungen war, der möge von der Wahrheit ihrer Darſtellung einen günſtigen Schluß auf die Wahrheit der andern Angaben machen, welche der Prüfung minder offen ſtehen.

Die Spannung, in welcher der Anfang des Jahres 1813 die Gemüther durch das ganze nördliche Deutſchland fand, hatte in raſcher Stufenfolge ſich auf's höchſte geſteigert, aus der dumpfen Erwartung mußten heftige Bewegungen hervorbrechen. Der Haß gegen die franzöſiſche Herrſchaft war durch alle erſinnliche Maßregeln der Strenge, der Beſchränkung, der Argliſt und Verführung, mehr genährt als zurückgedrängt worden, und zeigte ſich offner und unruhiger, je näher die jammervollen Reſte des in Rußland untergegangnen Heeres den Anblick einer Niederlage brachten, für welche weder Erfahrung noch Einbildungskraft einen Maßſtab hatten; die Berichtigung, anſtatt, wie ſonſt, auf geringere Angaben zurückzuführen, fand nur immer zu ſteigern und hinzuzuthun: ein weit größeres Verderben hatte Napoleon ſeinem eignen Heere gebracht, als jemals einem fremden. Jetzt fühlte jederman, daß auch für Deutſchland der Augenblick der Freiheit gekommen ſei; nur wie er zu ergreifen wäre, lag noch in dunkler Ungewißheit. Beſonders hatten diejenigen Landſchaften, welche in franzöſiſche oder weſtphäliſche Departemens verwandelt waren, den größten Anreiz, ihre Bande abzuwerfen, doch, ihrer

Fürſten beraubt, ohne Zuſammenhang und Vertrauen, fühlten ſie zu ſehr ihre Vereinzelung und Schwäche, um ſelbſtſtändig die Waffen zu ergreifen. Deſto ſehnſüchtiger blickten ſie auf die Annäherung der ſiegreichen Ruſſen.

Gleichwohl eilte der ungeduldige Eifer der Unterdrückten dieſem Zeitpunkt auch zuvor. Im franzöſiſchen Gebiete ſelbſt, in einer Stadt, welcher die ruſſiſche Hülfe damals noch ſehr entfernt war, in Hamburg, wo die franzöſiſche Herrſchaft recht im Gegenſatze mit dem vorigen Freiheitsglück die unerträglichſte Qual und Lebenshemmung geworden war, brach am 24. Februar, bei einem unbedeutenden Anlaß am Altona'er Thor, der langverhaltene Grimm furchtbar aus. Eine große Menſchenmaſſe, die ſich wegen aufreizender, von den franzöſiſchen Douaniers mit barſcher Strenge ausgeführter Durchſuchungen angehäuft hatte, drang endlich im Gefühl ihrer Kraft, auf dieſe verhaßten Diener der fremden Gewalt kühn und entſchloſſen ein, überwältigte und entwaffnete ſie, zertrümmerte das Wachthaus, und riß eine lange Reihe ſtarker Palliſaden, welche zur Abſperrung dienten, in einem Augenblicke nieder. Der ſiegesfrohe Haufen tobte ſodann wüthend durch die Straßen der Stadt, rief den Frenzoſen Tod und Verderben, ſuchte die franzöſiſchen Beamten auf, die ſchon größtentheils geflohen oder verſteckt waren, ſtürmte deren Wohnungen, zerſchlug beſonders die Zeichen der Kaiſerſchaft, und rief Schmähungen und Flüche gegen Napoleon und ſeine Helfer aus. Weil jedoch in der bewegten Menge weder Einheit und Plan war, noch ein Anführer auftrat, der ihr beides hätte geben können, ſo verlor ſich der Tumult nach und nach in dem Dunkel der Nacht.

Gleich am folgenden Tage gingen Gewerb und Handel, als wäre nichts vorgefallen, in gewohnter Ordnung ruhig wieder ihren Gang. Einige däniſche Huſaren, die auf dringendes Anſuchen der vom erſten Schrecken aufathmenden Franzoſen in die Stadt gerückt waren, wirkten zur Beruhigung mit, indem ſie den Behörden zum Schutz dienten, ohne ſich dem Volke feindlich zu bezeigen. Dieſes erkannte auch ſogleich ihre Geſinnung, benahm ſich friedlich gegen ſie, und zeigte ausdrücklich, daß es ſie von der Sache der Franzoſen trenne. Die letztern durften ſich nicht allzu dreiſt hervorwagen, oder liefen Gefahr, beleidigt und angefallen zu werden. Daß auch im unterſten Volke bei dieſer Feindſeligkeit noch ein anderer Trieb walte, als rohe Widerſetzlichkeit und Plünderungsluſt, mußten ſelbſt die franzöſiſchen Beamten zugeſtehn, und dies verdroß und beſchämte ſie am meiſten, ein allgemeiner Haß machte ſich Luft, dies war nicht zu verhehlen noch zu beſchönigen. Keine Verletzung des Eigenthums, keine Mißhandlung, keine Ausſchweifung hatte der Pöbel begangen, die nicht lediglich gegen die Franzoſenherrſchaft gerichtet geweſen wäre, ja beim Plündern einiger Kaſſen hatten Leute von zerlumptem Anſehn die vollen Beutel jubelnd auf die Straße unter die Menge ausgeworfen, und das Geld wurde in den folgenden Tagen größtentheils wieder eingeliefert.

Im Vortheil beſtehender Einrichtung und geordneter Wirkſamkeit, wußten ſich die Franzoſen mit kluger Vorſicht doch noch im Beſitze der Macht zu erhalten, und bald wieder die Oberhand zu nehmen. Sie zogen die angeſehenſten Bürger zu Rath, übertrugen dieſen manche Maßregeln und Anſtalten, und vertrauten theil-

weiſe der Bürgerſchaft ſogar die Waffen wieder, die man ihr früher mit ſorgſamer Strenge abgenommen hatte. Die Bürger fügten ſich zwar ungern in ſoldatiſche Ordnung, zumal ſie wohl fühlten, daß ihre Bewaffnung weniger ihre eigne Sicherheit, als die der franzöſiſchen Gewalt bezwecke, doch nahmen ſie die aufgedrungenen Waffen meiſt in der Hoffnung an, ſie bald auch nach eignem Sinne und wider den nicht zweifelhaften wahren Feind zu gebrauchen. Einſtweilen aber mußten ſie deſſen Macht und Anſehn verſtärken helfen; dies geſchah in ſolchem Maße, und Mißtrauen und Zweifel hatten ſo zugenommen, daß die Franzoſen ſogar wagen durften, eine Anzahl von Schlachtopfern, welche als Rädelsführer des Aufruhrs gelten mußten, aus der unterſten Volksklaſſe herauszugreifen, und nach kurzem Verfahren ſogleich erſchießen zu laſſen. Hiedurch aber wurde das Volk aus der Betäubung, in die es verfallen war, wieder aufgeſchreckt, und einen Tag ſpäter hätte keine Hinrichtung wiederholt werden können. Eine furchtbare Gährung brauſ'te nun immerfort, bald lauter, bald dumpfer; die Lage der Franzoſen wurde täglich bedrängter und angſtvoller, ſie fühlten, daß ſie weder auf die däniſchen Hülfstruppen, noch auf die hamburgiſche Bürgerbewaffnung ſonderlich rechnen durften; franzöſiſche Truppen waren nirgends in der Nähe, und aus der Ferne nicht zu hoffen. Ueberzeugt, dem Kaiſer dieſen wichtigen Platz nicht erhalten zu können, und doch wieder voll Furcht, ihn zu früh aufzugeben, ſchwankten ſie in wechſelnden Eindrücken des Schreckens, des Grimms, der Hoffnung und des Zagens, und durften zuletzt nicht einmal Fortſendungen wagen, die dem Volke das Bild

eines nahen Abzugs zu ſehr vergegenwärtigt hätten. Die Löſung dieſes geſpannten Zuſtandes rückte indeß von außen mit beſchleunigten Schritten jeden Tag näher.

Schon am 14. Mai war Tettenborn an der Spitze einer vorausgeeilten Koſakenſchaar in Ludwigsluſt eingetroffen, und hatte durch ſein kluges, rückſichtsvolles, aber auch entſchloſſenes Betragen den Herzog von Mecklenburg-Schwerin ſogleich beſtimmt, das franzöſiſche Bundesverhältniß augenblicklich aufzugeben und ſich für die Ruſſen und Preußen zu erklären. Dies erſte Beiſpiel eines deutſchen Fürſten, der die aufgedrungene Fremdherrſchaft abzuwerfen wagte, und für die Freiheit und Ehre des Vaterlandes ſich jeder Gefahr unterzog, zeigte dem ganzen nördlichen Deutſchland, was zu thun ſei, und wirkte beſonders auch in Hamburg auf die Gemüther, welche den Tag nicht fern ſahen, der auch ihre Entſcheidung fordern würde.

Nach dieſem erlangten Gewinne zog Tettenborn ſogleich weiter, und war mit ſeinem Vortrab am 15. März eben in Lauenburg eingerückt, als ihn dort eine Meldung traf, welche für den Augenblick die ganze Bewegung ſtocken machte, ja ſogar zweifeln ließ, ob nicht der ganze Zug auf Hamburg ſchon als geſcheitert anzuſehen ſei.

Während nämlich Tettenborn durch Mecklenburg gegen Hamburg vordrang, war gleichzeitig der franzöſiſche General Morand auf dem Marſche durch dieſes Land gegen die Elbe hin, und beide Marſchlinien mußten hier zuſammentreffen. Morand kam mit 2500 Mann Fußvolk, einiger aus Douaniers beſtehender Reiterei nebſt 16 Stücken Geſchütz, aus Schwediſch-Pommern, welches

er auf erhaltenen Befehl geräumt hatte, und ſeine Stärke war hinreichend, den Marſch der Ruſſen völlig aufzuhalten. In Mölln angekommen, und durch den Anblick einiger hier nicht vermutheten Koſaken ſtutzig geworden, ließ er ſeine Truppen plötzlich Halt machen. Ihn im Rücken ſtehen zu laſſen, durfte Tettenborn nicht wagen, ihn anzugreifen war der einzige Rath, doch die Ausführung jedenfalls mißlich, da nur Reiterei ihm zu Gebote ſtand. Morand indeß wartete dies nicht ab, ſondern wandte ſich, in der Ungewißheit über die Stärke und Abſicht der Ruſſen, noch während der Nacht mit allen ſeinen Truppen nach Bergedorf, wo ſich die franzöſiſchen Beamten aus Hamburg mit den Douaniers und ſonſtigem Anhang, welche in der gährenden Stadt den Eingebungen der Furcht nicht länger widerſtanden hatten, mit ihm vereinigten. Die Franzoſen ſtanden demnach zwiſchen die Ruſſen und Hamburg vortheilhaft eingeſchoben. Ihnen aber wollten die Vortheile ihrer Stellung keineswegs einleuchten. Morand glaubte ſich ſtark genug, die von jenen ſchon ganz aufgegebene Stadt noch als guten Zufluchtsort behaupten zu können, und wollte dorthin marſchiren; allein die Dänen, beſorgt, daß Holſtein nicht der Schauplatz der Feindſeligkeiten würde, hatten bereits mit 300 Mann und vielem Geſchütz ihre Gränzen beſetzt, und weigerten den Durchzug durch ihr Gebiet, über welches die Hauptſtraße führte; die Nebenſtraße hingegen durch die hamburgiſchen Niederungen des Billwärders ſchien den Franzoſen unrathſam.

Unter dieſen Umſtänden mußte Morand ſich wenigſtens in Bergedorf und den Vierlanden behaupten, und

da er inzwiſchen auch erkundet, daß die Ruſſen nur Reiterei hätten, ſo ſandte er am nächſten Morgen 500 Mann mit 8 Kanonen nach Eſcheburg, den von Lauenburg heranrückenden Ruſſen entgegen. Tettenborn ließ durch den Oberſtlieutenant Konſtantin von Benkendorf ſogleich den Feind angreifen und den ganzen Tag bis zur Nacht unaufhörlich beunruhigen. Die Gegend war den Ruſſen ſehr unvortheilhaft; von Eſcheburg bis Bergedorf iſt ein einziger Engweg, den der Feind beſetzt hielt, und deſſen linke Seite nach dem Elbufer, des niedrigen und zerſchnittenen Bodens wegen, für Reiterei unzugänglich, die rechte Seite aber nur in weitem Bogen zu umgehen war. Der Eifer und die Gewandtheit der Koſaken erſetzte bald den Nachtheil dieſer Umſtände. Tettenborn ließ eine Anzahl abſitzen und zu Fuß mit Feinde plänkeln, ſie ſchlichen durch das Gebüſch ganz nah zu den feindlichen Kanonen, deren Kartätſchenſchüſſe ſie geſchickt vermieden, und dann mit Hurrahgeſchrei verhöhnten, ſie ſelbſt aber nahmen die franzöſiſchen Kanoniere zum Ziel und tödteten deren viele.

Während dieſe Koſaken den Feind in der Fronte beſchäftigten, ſandte Tettenborn eine andere Abtheilung auf Umwegen nach Bergedorf, wo Morand ſeine Haupttruppe beiſammen hielt; die Feldwachen, keines Angriffs gewärtig, wurden überfallen, und flohen in Unordnung bis in die Stadt, wo ſie alles mit Schrecken und Beſtürzung erfüllten; die Franzoſen mußten ihre nach Eſcheburg vorgerückte Mannſchaft vernichtet glauben. Als nun gar noch Koſakenzüge ſich in der rechten Flanke zeigten, welche den Weg nach der Elbe hin zu ſperren drohten, meinte Morand dies nicht abwarten

zu dürfen; er hatte ſchon in der Nacht ſein Gepäck beim Zollenſpieker über die Elbe geſchickt, am 17. März ganz in der Frühe brach er ſelbſt mit allen Truppen in derſelben Richtung auf, um ſich auf das linke Elbufer zurückzuziehen. Tettenborn folgte ihm auf dem Fuße nach, und drängte ihn dergeſtalt, daß eine Viertelſtunde von Zollenſpieker die Franzoſen Halt machen mußten, und auf einem querlaufenden Deich eine Batterie von 6 Kanonen aufpflanzten, welche den einzigen Deich, auf welchem die Ruſſen nachrücken konnten, durch lebhaftes Feuer beſtrichen. Aber auch hier ſaßen viele Koſaken ab, nahmen die Büchſe zur Hand, und unterhielten das Gefecht, bis Tettenborn ſeine beiden Kanonen auf dem Deiche trotz des feindlichen Feuers vorfahren ließ, von denen jedoch nur die eine zum Feuern kam, denn der Feind, nun gar Geſchütz bei den Ruſſen wahrnehmend, verlor die Luſt weitern Widerſtandes, ſuchte eiligſt die Boote zu erreichen, die zur Ueberfahrt bereit ſtanden, verlor aber durch die nun um ſo hitziger anſprengenden Koſaken noch viele Leute, und mußte ihnen auch die 6 Kanonen überlaſſen, welche ſchon eingeſchifft waren, doch nicht mehr abfahren konnten.

Der Weg nach Hamburg war nun frei, und auf dem rechten Elbufer kein Franzoſe mehr. Die Einwohner dieſer Stadt und der umliegenden Gegend hatten die zwei Tage fortdauernden Kampfes in freudigbanger Erwartung und ungeduldiger Hoffnung zugebracht. Einzelne Reiter aus der Stadt hatten ſchon in der Gegend von Eſcheburg ſich bei den Ruſſen eingefunden, waren Zeugen der glücklichen Gefechte geweſen, und hatten zurückkehrend durch ihre Erzählungen

die ganze Bevölkerung zu den Ausbrüchen der leidenſchaftlichſten Freude aufgeregt, welche durch die kurze Anweſenheit einer ſchon am 17. in die Stadt gedrungenen Streifparthei Koſaken noch ſtärker entflammt wurde. Der Maire und ſeine Beiſtände aus der Bürgerſchaft ſandten nun dem ruſſiſchen Befehlshaber Abgeordnete entgegen, ihn zur Beſetzung der Stadt einzuladen und ihm deren Wohl zu empfehlen. Tettenborn empfing dieſe Abgeordneten Nachmittags in Bergedorf, als er eben nach Beendigung des Gefechts gegen Morand dahin vorgerückt war. Sie legten dringend ihre und ihrer Mitbürger Wünſche vor, durch ihn das Joch der franzöſiſchen Herrſchaft von ihnen genommen zu ſehn. Hier war es, wo Tettenborn durch Einſicht und Karakter den für Hamburgs Freiheit und Selbſtſtändigkeit entſcheidendſten Anſprüchen die Bahn eröffnete, und für die deutſche Sache überhaupt das nachahmenswürdigſte Beiſpiel hervorrief, indem er den Abgeordneten erklärte, die Ruſſen könnten allerdings das Begehrte thun, ſie könnten es aber auch unterlaſſen, und Hamburg als eine dem Feinde abgenommene Stadt behandeln; das Letztere ſei vielleicht für die ruſſiſchen Waffen vortheilhafter, allein dergleichen Erwägungen dürften hier nicht gelten, die ruſſiſche Sache ſei mit der deutſchen verſchwiſtert, und dieſe fordre, daß die Hamburger ſelbſt ihre Freiheit herſtellten; ſie möchten daher unverzüglich die franzöſiſchen Behörden abſchaffen, ihre ehemaligen eignen wieder einſetzen; er werde die Stadt nicht eher als Freund betreten, bis dies geſchehen wäre. Mit dieſer Antwort ſandte er die Abgeſandten, unter denen einige vormalige Rathsherren waren, nach der Stadt zurück. Kaum

war hier Tettenborn's Erklärung kund geworden, als ihr auch ſchon genügt war. Die Mairie, und was noch ſonſt von franzöſiſchen Formen beſtand, wurde abgeſchafft, die alte Verfaſſung wieder eingeſetzt, Rath und Bürgerſchaft zuſammenberufen und die Freiheit der Stadt öffentlich verkündigt. Neue Abgeordnete wurden an Tettenborn geſandt, um ihn von dem Geſchehenen zu benachrichtigen; dieſe erſt erkannte er als wahre Hamburger an, und verſprach ihnen ſeines Kaiſers Schutz und Beiſtand.

Am Mittage des 18. März hielt Tettenborn ſeinen Einzug in die Stadt. Nie gab es ein größeres Feſt; das ganze Daſein einer ungeheuern Bevölkerung verlor ſich in das Eine Gefühl der wiederkehrenden Freiheit, und alles Gewicht der Erinnerung vieljährigen Unglücks und Leidens fiel an dieſem Tage von den aufgerichteten Gemüthern ab. Aus allen Tiefen, wohin er ſich hatte verbergen müſſen, drang der Ausdruck der wahren, langverhaltenen Empfindungen mächtig hervor, und wurde zum lauten Ruf der Begeiſterung. Solche Leidenſchaft und Herzensgewalt, wie in dieſem Volksjubel ſich offenbarte, hatte keiner der Anweſenden je geſehn, noch den Deutſchen als möglich zugetraut. Jeder auch minder bedeutende Umſtand dieſes Tages wurde durch die unausſprechliche Innigkeit und Liebe, welche alles durchdrang, rührend und groß. Bis zwei Meilen von Hamburg waren dreißig Bürger zu Pferde den ruſſiſchen Truppen entgegengekommen, und zogen ſodann mit lautem Jubel vor ihnen her, um ſie in ihre Stadt einzuführen. Je näher man dieſer kam, deſto anſehnlicher wurde die Schaar dieſer Begleiter, deſto lauter

und begeiſterter tönte ihr unaufhörlich erneuertes Hurrahrufen, das in der bei jedem Schritt zahlreicher verſammelten Volksmenge wiederhallte. Eine Ehrengarde zu Pferde ſtand an dem ſogenannten Letzten-Heller, wo der Nebenweg, den die ruſſiſchen Truppen von Bergedorf herkamen, wieder in die durch das däniſche Gebiet abgeſchnittene Hauptſtraße fällt, in Parade aufmarſchirt, und ſetzte ſich an die Spitze des voranreitenden Zuges, dem ſich weiterhin die Schützengilde anſchloß. Gärten, Landhäuſer und Alleen, die ſich weit vor die Stadt hinaus erſtrecken, waren von einer ungeheuern Menge Menſchen beſetzt, ein unabſehbares Gewimmel breitete ſich, wohin die Augen blickten, verwirrend aus. Immer neue Wogen von Hurrah und Lebehoch kamen dem annähernden Zuge entgegen, während zu beiden Seiten und weit im Rücken das Geſchrei mit Heftigkeit fortdauerte. Zwiſchendurch vernahm man den Geſang der Koſaken, die ihre vaterländiſchen Lieder angeſtimmt hatten. Vor dem Thore empfing Tettenborn von den Abgeordneten des Raths und der Bürgerſchaft die Schlüſſel der Stadt. Im Thore ſelbſt bekränzten ihn weißgekleidete Mädchen mit Blumen, indem ſie ihn als Retter und Befreier willkommen hießen, unter lautem Beifallrufen des Volks. Jetzt ſtieg der Jubel und die Begeiſterung auf den höchſten Gipfel. Das Gedränge in der Stadt nahm überhand. Die Fülle der Menſchen war nur Eine große Fluth, die, wie ein langſamer Strom in ſeinen Ufern, durch die engen Straßen fortrückte, und jeden Augenblick ſchwellend ſtockte. Alle Glocken läuteten, Freudenſchüſſe aus Flinten und Piſtolen dauerten ununterbrochen fort, alles

war trunken und außer ſich vor Entzücken. „Vivat Kaiſer Alexander, unſer Erretter, unſer Erlöſer!“ und „Hurrah“ und „Vivat Tettenborn! Vivat Wittgenſtein!“ und „Heil den Ruſſen, den Koſaken“, und „Heil“ und „Lebehoch“ ohne Zahl ſchallte durch die Lüfte, daß alles davon erzitterte. Aus den Fenſtern wehten Fahnen und Flaggen; Frauen und Mädchen ſchwangen weiße Tücher; Hüte mit grünen Zweigen ſah man auf Degenſpitzen und hohen Stangen getragen, oder jauchzend durch die Lüfte geſchleudert. Man drängte ſich, mit Gefahr zertreten zu werden, zwiſchen die Pferde, bekränzte ſie mit grünen Zweigen und Blumen, die zum Theil aus den Lüften geflogen kamen, ja man küßte ſelbſt die Pferde im Uebermaße des Glücks. Man ſah weinen und lachen vor Freude, Alt und Jung die Hände zum Himmel erheben, Bekannte und Unbekannte einander umarmen und beglückwünſchen, mit ſeinem Todfeinde wollte ſich jeder verſöhnen um dieſes Tages willen, eine allgemeine Bruderliebe hatte die Menſchen ergriffen. In mehreren Straßen waren Bruſtbilder des Kaiſers Alexanders aufgeſtellt und mit Lorbeere bekränzt, vor jedem derſelben hielt Tettenborn ſtill, ſenkte den Degen, und brachte ſeinem Kaiſer ein Hurrah, das jauchzend von dem Volke wiederholt wurde. Unter tauſend verſchiedenen Ausbrüchen berauſchten Entzückens gelangte er bis zu ſeiner Wohnung, wo der Jubel ununterbrochen fortwährte. Ungemein erhöhte den Eindruck, daß keine große Kriegsmacht, ſondern eine kleine Schaar, kein fremder Fürſt oder Feldherr, ſondern ein Deutſcher, ein ritterlicher Anführer wunderbarlicher, niegeſehener Reiter, die mehr ſeinem Heldenmuth als ſeinem Befehl anzugehören ſchienen, dieſen

Strom des überwogenden, unerſchöpflichen Willkommens empfing; es ſchien die Zeit wiedergekehrt, wo von Wenigen, wo von Einem die größten Dinge vollbracht wurden. Die Stadt war Abends erleuchtet; auch hier erfand der Eifer des begeiſterten Volks alle nur erſinnlichen Mannigfaltigkeiten, um den Antheil an dem allgemeinen Entzücken, jeder auf beſondere Art, darzuthun. Im Schauſpiel wiederholte ſich das rauſchende Getümmel des Beifalls, ſobald Tettenborn mit ſeinen Offizieren in der ihm bereiteten Loge erſchien; alle Zuſchauer, auch die Frauen, ſtanden auf, und ſangen feierlichſt das Lied: „Auf Hamburgs Wohlergehn“, worauf nun erſt das Schauſpiel beginnen konnte; es war ein Gelegenheitsſtück, das unzähligemal bei jeder leiſen Anſpielung durch ungeheuern Beifall unterbrochen wurde. Die berühmte, und in Hamburg beſonders beliebte Schauſpielerin Sophie Schröder trat mit der ruſſiſchen Kokarde auf und wurde ſtürmiſch beklatſcht. Als Tettenborn das Schauſpiel verließ, ſpannten ihm die Bürger die Pferde aus, und zogen ihn mit Jubelgeſchrei nach Hauſe, wo ſie ihn auf ihren Schultern aus dem Wagen trugen. Er hatte ſeinen ſchönſten Tag erlebt; er war der Held des Volks geworden, ſein Name ſchallte weit im Land umher und über die See hinüber.

Am folgenden Tage erſchienen ſogleich zwei Bekanntmachungen, durch welche Tettenborn auf höhern Befehl den Hamburgern freie Schiffahrt und Handlung ankündigte, dagegen alles franzöſiſche Eigenthum anzugeben und einzuziehen befahl. Die gefüllten Douanenſpeicher, welche für mehr als 400,000 Thaler eingezogener Waaren enthielten, übergab er der Stadt, damit

das nachzuweiſende Eigenthum den ehemaligen Beſitzern unentgeltlich zurückgegeben würde. Die alte Regierung der Stadt, die nun als eine freie und ſelbſtſtändige Macht angeſehen wurde, erhielt den Auftrag, dieſes Geſchäft, ſo wie alle andern, ihr Inneres betreffenden Einrichtungen, zu übernehmen. Durch dieſes uneigennützige Verfahren erwarb Tettenborn auf die Dankbarkeit der Hamburger neue Anſprüche, und überall wurde ſein Name geprieſen und ſein Ruhm verherrlicht. Daß es ſeine Nachtheile hat, dem Volke als ein zu großer Wohlthäter zu erſcheinen, haben viele alte und neue Beiſpiele dargethan, allein wir rühmen doch immer die, deren edler Trieb ſolche Klugheit verachtete.

Unmittelbar nach dieſen Anordnungen wandte Tettenborn ſogleich die ganze Kraft ſeiner Thätigkeit auf die Werke des Krieges und die neuen Streitkräfte, die hier geſchaffen werden ſollten. Die Rückſicht auf den Feind durfte keinen Augenblick vernachläſſigt werden, die Mittel, ihn zu bekämpfen und die Völker zum bewaffneten Aufſtande gegen ihn zu bringen, blieben das Wichtigſte und Erſte, was vor allem andern nöthig war. In Hamburg konnte man, durch den Schein der Gegenwart verführt, ſich leicht der Täuſchung hingeben, daß von den Franzoſen gar nicht mehr die Rede zu ſein brauche, und ein großer Theil der Einwohner folgte nur allzuſehr dieſem Wahne, der überhaupt in Deutſchland großen Raum gewonnen hatte, und an die Stelle des frühern Glaubens an die Unüberwindlichkeit der Franzoſen getreten war. Worauf es aber in dieſen Zeiten ankomme, und wohin zunächſt die vereinigte Kraft aller Gutgeſinnten ſich zu wenden habe, eröffnete

Tettenborn gleich am 19. März durch folgenden Aufruf: „Hamburger! Ihr löſtet die unter der franzöſiſchen Regierung beſtandenen Behörden auf, noch ehe die ruſſiſchen Truppen euer Gebiet betraten, und ſetztet die alten herkömmlichen Behörden wieder ein. Dieſe männliche und würdige That, womit ihr das Werk eurer Rettung begonnen, und euch dem ganzen Deutſchland als Beiſpiel aufgeſtellt habt, macht euch der Zufriedenheit meines erhabenen Kaiſers und der Achtung der ruſſiſchen Nation werth. Nicht in eine neufranzöſiſche, ſondern in eine altdeutſche Stadt führtet ihr uns ein, und ſo nur durften wir euch als Brüder begrüßen. Euer Jubel bei unſerm Einzuge in eure Stadt hat jeden unter uns tief bewegt; doch, ihr deutſchen Männer und Brüder! eure Freude wird nur alsdann die wahre Bedeutung gewinnen, wenn ihr Hand mit anlegt an das große Werk der Befreiung Deutſchlands. Zu den Waffen demnach, wenn die Unterdrückung eine Schmach war; zu den Waffen für Vaterland und Recht! Noch iſt das Werk der Rettung nicht vollbracht, und darum denke keiner bis dahin an Erholung und Genuß. Das ehrenvollſte Geſchäft iſt jetzt, das Schwert zu ziehen und die Fremdlinge vom deutſchen Boden zu verjagen, die bereits dreihundert Meilen weit von den ſiegreichen ruſſiſchen Heeren verfolgt werden. Schande und Schmach für jeden, der in dieſer verhängnißvollen Zeit, wo um die höchſten Güter der Menſchen gefochten wird, die Hände in den Schoß legt. Noch Einmal alſo: zu den Waffen! zu den Waffen! Unter dem Schutze meines erhabenen Kaiſers werdet ihr euch unter eignen Panieren verſammeln, und ich freue mich, daß mir das Loos

beſchieden, euch zuerſt gegen den Feind zu führen, und Zeuge eurer Tapferkeit zu ſein. Tettenborn."

Er kündigte hierauf dem Rath und der Bürgerſchaft an, daß er, dem Auftrage ſeines Kaiſers zufolge, eine hanſeatiſche Legion aus freiwilligen Jägern zu Fuß und zu Pferde errichten werde, die als Bundestruppen der Hanſeſtädte für die Dauer des Krieges mit den Ruſſen und Preußen vereinigt fechten ſollten. Die Aufforderung, ſich zu dieſer Legion zu melden, erging unter dem 20. März, und zugleich wurde ein ähnlicher Aufruf an die Stadt Lübeck erlaſſen, wo unterdeſſen der Oberlieutenant von Benkendorf mit einigen ruſſiſchen Truppen eingezogen, und mit gleicher Begeiſterung und Freude, wie in Hamburg, aufgenommen worden war.

Der Zulauf, um ſich unter die Freiwilligen einſchreiben zu laſſen, war außerordentlich. Nach wenigen Tagen ſchon betrug die Zahl der eingeſchriebenen mehrere Tauſend, doch mußten von dieſen manche, weil Kräfte und Alter nicht immer dem Eifer entſprachen, abgewieſen werden. Viele angeſehene junge Leute, die der ſorgfältigſten Erziehung genoſſen hatten, und in üppiger Lebensweiſe aufgewachſen waren, ſah man hier als Gemeine eintreten. Manche, die kurz vorher durch große Summen ſich von der franzöſiſchen Konſkription losgemacht, und Stellvertreter gekauft hatten, eilten mit Freuden, ſich jezt ſelbſt unter die Waffen zu ſtellen.

Tettenborn hatte gleich anfangs den Herren des Raths erklärt, daß er mit allen Geldverhältniſſen, die bei Errichtung der Legion vorkommen würden, nichts zu thun haben wolle, ſondern bloß anzeigen werde, was zur Ausrüſtung der Truppen nöthig ſei, die

Anſchaffung ſelbſt aber der Stadt überlaſſe. Es wurden daher durch Rath- und Bürgerſchluß 200,000 Thaler als vorläufige Summe für die Koſten der Einrichtung bewilligt, und einer eigends dazu beſtellten Kommiſſion die Verwendung übertragen. Wer irgend von den Summen, welche Hamburg von jeher zu politiſchen Ausgaben verwendet hat, unterrichtet iſt, und da weiß, mit welch äußerſter Leichtigkeit Millionen aufgebracht, und in den ſchon unglücklichen Zeiten noch Hunderttauſende hingegeben wurden, die man zu erſparen nicht einmal den Verſuch machte, der wird über die Geringheit jener angewieſenen Summe erſtaunen, zumal wenn man bedenkt, welchen Zweck und welchen Gewinn für Hamburg es hier galt. Es iſt bemerkenswerth, daß der Rath ſogar nur die Hälfte jener Summe anfänglich in Anregung brachte, und grade die Bürgerſchaft, welche ſie zahlen ſollte, die vorgeſchlagene Summe verdoppelte. Aber freilich zeigte ſich ſchon hier, noch mehr aber in der Folge, ein Unterſchied der Geſinnung, der die nachtheiligſten Wirkungen äußerte, und wohl eingeſehn, aber nicht abgeändert werden konnte. Die Anordnungen aller Art wurden von den alten Behörden ſo unzulänglich und langſam betrieben, daß ganze Tage der koſtbarſten Zeit verloren gingen, und nichts zu Stande kommen wollte. Hinderniſſe wurden angeführt, Schwierigkeiten erörtert, Beſorgniſſe gezeigt, Sicherungen verlangt und Anſtöße genommen, wo, am rechten Ende gefaßt, und mit klarem Sinne angeſehn, die Sache von ſelbſt gehen mußte. Tettenborn hatte mit unſäglicher Mühe und Anſtrengung überall ſelbſt anzuordnen und zu befehlen, mußte in die kleinſten

Einzelnheiten der Ausrüſtungen eingehn, und am Ende aller Arbeit doch durch das Anſehn der Gewalt bei jenen Behörden durchdringen. Die entſchiedene Sprache, die bei dieſen Gelegenheiten geführt wurde, half auf einige Zeit, und brachte regſamere Thätigkeit hervor. Die folgenden Worte über die inneren Verhältniſſe Hamburgs werden darthun, wie ſowohl jene Unannehmlichkeiten, als auch manches andere Uebel, das ſich ſpäter entwickelte, tief in der Sache begründet waren.

Die Hamburger waren ein wirklich freies Volk, der Obrigkeit aus Wahl und mit Bewußtſein untergeben, und durch einen kräftigen Geſetzeszuſtand bei der glücklichſten Verfaſſung erhalten. Die Unabhängigkeit konnte jedem Einzelnen, ſobald er es wollte, das Gefühl des perſönlichen Geltens erhöhen, ſie mußte ihn auf ſich ſelbſt, auf ſein eignes Wirken und Wollen, vorzüglich anweiſen, und dadurch ſeinen Karakter kräftigen. Die Hamburger ſind daher auch von allen Zeiten her, vor andern Großſtädtern, beherzt und kühn geweſen, zum Raufen aufgelegt, und auch der Geringſte, weit entfernt, ſich etwas bieten zu laſſen oder ohne Noth zu dulden, iſt zu dreiſten Rückwirkungen ſtets bereit, wie denn im Auslande allgemein der Hamburger als grob verſchrieen iſt. Die ſtarken Arbeiten, der Matroſenverkehr, und die Wohlhabenheit, trugen ſämmtlich dazu bei, dieſen Sinn zu nähren. Dieſe Unterlage bildete ſich bei dem Mittelſtande in eine große bürgerliche Tüchtigkeit aus, die ſich auf mannigfache Art offenbarte, in gewöhnlichen Zeiten durch ſtrenge Ehrbarkeit des Lebens, und durch muſterhafte bis zum Eigenſinn getriebene Rechtſchaffenheit im Handel, in bedrängten Umſtänden durch große Aufopferung,

in dieſen letzten Zeiten durch den außerordentlicheu Eifer, mit welchem man Hand anlegte, und die Sache des Vaterlandes führen half.

Ueberhaupt waren die Gedanken der Hamburger von jeher auf den Staat gerichtet, und zwar weniger auf die äußern Verhältniſſe deſſelben, als vielmehr auf deſſen innere, ſtille Einrichtungen, die nirgends ſo eigenthümlich, reichlich, zweckmäßig waren, als in dieſer nur durch künſtliche Vereinigung raſtloſer Thätigkeiten beſtehenden, an ſich landarmen, zum Theil auf moraſtigen Inſeln unter vielem Ungemach zuſammen gedrängten Stadt. England mit den anlockenden Bewegungen ſeines politiſchen Lebens lag hier den Blicken nah; Frankreichs Veränderungen fanden hier vorurtheilsfreiere Beurtheilung; die Kraft altdeutſcher Staatseinrichtungen war hier länger lebendig geblieben, und mit Einem Worte, was unſre Zeit grade am meiſten bedurfte, politiſcher Sinn, fand ſich vielfach vorbereitet und angeſammelt. So hatte auch Hamburg immer eine große Menge praktiſcher Männer und edler Patrioten, deren erfolgreiche Thätigkeit das Gemeinweſen herrlich förderte, und ein unendlich nützliches Wirken im ſtillen Leben des vaterſtädtiſchen Kreiſes verbarg; das Andenken der Reimarus, Sieveking, Kirchhof, Büſch, und vieler Andern, die dieſen ähnlich waren, lebte ſelbſt in dieſen Zeiten der Zerſtörung und des Leichtſinnes noch fort. So viel Vortreffliches fand ſich in Hamburg vor, ſo viel Großes war möglich durch die nun zum Ausbruch freier Thatkraft wieder berufene Geſinnung, wäre nicht dies alles großentheils gelähmt, ja wohl gar zerſtreut und vernichtet worden durch einen

Umſtand, der nicht unglücklicher hätte ſein können! Die Sache verhielt ſich, wie folgt. Als noch vor dem Einzuge der ruſſiſchen Truppen die freie Verfaſſung hergeſtellt wurde, war es wohl bei klugen und einſichtsvollen Männern zur Sprache gekommen, ob denn ſo unbedingt die alte Verfaſſung wieder anzunehmen, und die Leitung der Dinge grade denſelben Händen, die ſie ehemals geführt hatten, zu übergeben ſei. Es galt hier die folgenreiche Entſcheidung zwiſchen der Wahl eines ganz neuen Senats und der Wiedereinſetzung des alten, deſſen Mitglieder zum Theil auch unter den Franzoſen dieſelben Aemter, wie vorher, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie franzöſiſche Formen hatten, verwalteten. Das Anſehn und Herkommen ſprach für letzteres, die Erwägung deſſen, was zu leiſten ſei, für jenes, die Furcht, im erſten Augenblick ſolcher lebhaften Bewegung das Gewicht frühern Anſehns und Gewohnheiten nicht entbehren, und die Hoffnung, nach und nach die gewünſchten Aenderungen dennoch herbeiführen zu können, entſchieden zuletzt für die unbedingte Einführung der alten Verfaſſung mit allen noch vorhandenen ehemaligen Mitgliedern derſelben. Der größte Theil der Senatoren war alt und ſchwach, der Geſchäfte entwöhnt, und ohne Neigung, ſich aufs neue damit zu befaſſen. Die wenigen Beſſern hatten nicht Kraft genug, die geſammte Laſt der Arbeiten zu tragen, und waren ohnedies auf ihre neue politiſche Rolle kaum vorbereitet; ſo kam es denn, daß alles, was die ausübende Gewalt betraf, wie aus einer andern Zeit herbeigeholt, ohne Sinn für die Bedürfniſſe der Gegenwart, ohne Geiſt für ihre Leitung blieb. Ebendaſſelbe

galt von dem Kollegium der Oberalten, und den andern Ausſchüſſen der Stadt, ſo wie von den Anführern der Bürgerwachen; nirgends fand ſich unter den wirklich in der alten Verfaſſung Angeſtellten ein Mann, der, kraft ſeiner Stelle und ſeines Amtes, mit überwiegendem Nachdruck gehandelt und gewirkt hätte. In der Bürgerſchaft war Friſche, Lebendigkeit und Eifer, in den Behörden Nichtigkeit, Beſorgniß und Unfähigkeit. Alle Verſuche, dies zu verbeſſern, mußten vergeblich ſein, ſo lange nicht der Senat erneuert wurde, eine Maßregel, die niemand vorzuſchlagen eilte, und deren Ausführung allerdings viel Mißliches haben mochte. Es war alſo eine Regierung vorhanden, die wenig von dem erfüllte, was man von ihr erwartete. Der ruſſiſche Befehlshaber mußte ſie anerkennen, ſich an ſie wenden, mit ihr verhandeln, mittlerweile ſelbſt alles befehlen und einrichten, was von ihr hätte ausgehen ſollen. Wenn bei manchen Dingen hinreichend iſt, daß man ſie geſchehen mache, gleichviel, ob gern oder ungern, ſo giebt es dagegen unendlich viele, bei denen ohne den perſönlichen guten Willen und Eifer des Ausübenden nichts erreicht wird. Es iſt unmöglich, den Menſchen das Innere zu befehlen, und grade das Innere nur konnte hier wirken, grade die freie Neigung und Kraft mußte die hier obliegenden Arbeiten verrichten helfen, um ihr Gelingen möglich zu machen. Statt deſſen ergab ſich, ſo oft mit den Behörden zu unterhandeln war, Beſchwerde, Verdruß, Unordnung und Unzulänglichkeit, ja ſelbſt hin und wieder, doch zur Ehre der Stadt ſei es geſagt, ſelten, ausdrücklich und unverkennbar übler Wille. Dieſe Mühſeligkeiten und Hinderniſſe erfuhren nicht

allein die fremden Militairperſonen, ſondern auch die trefflichen Bürger, die mit lebhafterem Eifer ſich das Wohl des Ganzen angelegen ſein ließen, und hiebei nicht ohne Geſetzmäßigkeit wirken wollten. So geſchah es, daß die ganze Stadt, ohne ihr Verſchulden, oft unvortheilhafter erſchien, als die Geſinnung und Bereitwilligkeit der Einwohner verdiente, und daß die Möglichkeit großer Kraftwirkungen in der Ungunſt ſolcher Umſtände faſt erlöſchen mußte. Statt im Bewußtſein ihrer wiedergekehrten, und von den Ruſſen anerkannten Selbſtſtändigkeit frei und kräftig zu handeln, wagte der Senat kaum, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, daß er das Befohlene ausgeführt hatte; ſtatt mit Dänemark, mit England und Preußen unverzüglich eigne, zur Befeſtigung der vaterſtädtiſchen Sache nothwendige Verbindungen anzuknüpfen, brachte er nach langem Zaudern kaum die Abgeordneten an den Kaiſer Alexander auf den Weg. Man könnte noch vieles anführen, was eben ſo verſäumt worden iſt, wenn nicht an dieſem ſchon genug wäre. Der Senat war und blieb in allen Stücken hinter den Forderungen zurück, welche der Drang der Zeit ihm auferlegte, und daher fanden die mannigfachen, ſchönen Kräfte nirgends Einheit und Zuſammenhang. Eine Friſt von ſechs Monaten hätte in lebendiger Entwickelung das Zerſtreute ſammeln und ordnen, das Verwahrloſte aufnehmen können, und nach und nach wäre die gewünſchte Einheit entſtanden; dieſe Zeit wurde den Hamburgern nicht gewährt. Hierin lag etwas Verhängnißvolles. Nach der großen Schuld, die hier auf die Umſtände fällt, kann man nur die geringere Schuld noch den Menſchen zurechnen.

Wir kehren zu den Arbeiten zurück, die jetzt in Hamburg alle Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Aller Schwierigkeiten ungeachtet, ging die Errichtung der hanſeatiſchen Legion raſch vorwärts. Die theils dem Feinde abgenommenen, theils als altes Eigenthum der Stadt vorgefundenen Kanonen gaben Veranlaſſung auch eine Abtheilung Artillerie zu errichten und der Legion einzuverleiben. Man verſchrieb die fehlenden Waffen aus England, man erbaute Lavetten und Pulverwagen, errichtete ein Laboratorium, ſorgte für die Beſpannung, ließ Waffen aller Art verfertigen und ausbeſſern, ſchaffte die übrigen Rüſtungsſtücke ſo gut als möglich herbei. Die ſonſt an Hülfsmitteln ſo reiche Stadt bot deren für die militairiſchen Bedürfniſſe unglaublich wenige dar; manche Gegenſtände mußten unter großen Schwierigkeiten aus dem Däniſchen herbeigeſchafft werden; die Unbekanntſchaft mit allen kriegeriſchen Anordnungen und Beziehungen ſetzte jedem Schritte unausweichliche Hinderniſſe entgegen, die nur durch unermüdete Aufſicht und unverdroſſene Selbſtbemühung endlich weggeräumt werden konnten. Es fehlte ſehr an gedienten Offizieren, gänzlich an Unteroffizieren für die neuen Truppen, Vorſchriften und Anleitungen zum Dienſt und zur Uebung wurden daher um ſo nöthiger und man eilte dieſelben abzufaſſen. Außer den Hanſeaten bildete ſich nach Tettenborn's Befehl und Anleitung ein Bataillon Lauenburger in Ratzeburg unter dem hannöverſchen Major von Berger, auch dieſe waren aber größtentheils ohne Waffen. Ein anderes Bataillon aus den Herzogthümern Bremen und Verden wurde auf gleiche Weiſe in Stade zuſammengebracht. Der Oberſt Graf von Kielmannsegge warb

hannöverſche Jäger. Der Graf Auguſt von Rantzau, deſſen muthiger Eifer alles Vertrauen des Herzogs von Oldenburg rechtfertigte, ſtand an der Spitze der holſtein-oldenburgiſchen Bewaffnungen.

Inzwiſchen hatte ſich in Haarburg, Lüneburg, Stade, und in dem ganzen Striche Landes längs der Elbe bis Bremen, ein Aufſtand gebildet, der Befehle, Waffen, Unterricht und Hülfe von Tettenborn forderte, und ſo viel möglich erhielt. Verlaufene franzöſiſche Soldaten, Douaniers, ja ſogar Gendarmen und Offiziere wurden von dieſen Leuten täglich als Gefangene nach Hamburg eingebracht, wobei es jedesmal die größte Mühe koſtete, die Wuth des erbitterten Pöbels zu bändigen, der beſonders den Douaniers mit Koth und Steinen arg zuſetzte. Von Zollenſpieker, aus dem Billwärder, Ochſenwärder und den Vierlanden kamen wackre Männer, die ſich erboten, den Landſturm in ihrer Gegend einzurichten und anzuführen; ſie erhielten Befugniß und Unterweiſung. Auch in dieſen Landſchaften gab es oft mit der Schwäche und Beſorglichkeit der Behörden zu kämpfen, und Schwierigkeiten zu behandeln, die nicht immer ohne Strenge zu beſeitigen waren. Ueberall traten die alten Beamten wieder in Wirkſamkeit, die meiſten hatten auch bei der franzöſiſchen Regierung ihre Dienſte fortgeſetzt, und veränderten mit dem neuen Eintauſch ihrer alten Titel nicht immer die inzwiſchen eingeſogenen fremden Geſinnungen; in einem kleinen Umkreiſe waren die Behörden verſchiedener Länder, die Rechte mannigfacher Oberherren zu berückſichtigen. Die Gegenſtände der Schifffahrt und des Handels, obgleich übrigens ganz den Verfügungen der hamburgiſchen Re-

gierung anheimgeſtellt, mußten doch in vielem Betracht die Einwirkung des ruſſiſchen Befehlshabers anſprechen, der die Ausrüſtung zweier Kaper, und anderer, theils bewaffneter, theils zum Transport von Pferden eingerichteter Schiffe betreiben ließ.

Eine andre Beſchäftigung gab die anbefohlene und mit aller Strenge ausgeführte Einziehung des franzöſiſchen Eigenthums, und die ſorgfältige Aufmerkſamkeit, welche auf die zahlreichen Franzoſen gewendet werden mußte, die ſich, zum Theil von älterer Zeit her in Hamburg und der Umgegend aufhielten, und denen viel Geſindel aus allerlei Nationen beizurechnen war, das während der franzöſiſchen Herrſchaft und in ihrem Dienſte ſich hier eingeniſtet hatte. Dieſes alles auszukehren, hätte eine längere Zeit erfordert, da beſonders die Bevölkerung Hamburgs eben ſo gemiſcht, als die Oertlichkeit in und außer der Stadt überaus verworren und ſchwer zu beaufſichtigen iſt. Hiezu kommt noch, daß die hamburgiſche Regierung, nach der großartigen Weiſe freier Staaten, die Fremdenpolizei von jeher läſſig betrieben hatte, und die Ruſſen dies Fach ganz allein verſehen mußten, ohne Mitwirkung und Hülfleiſtung dazu beſtimmter Beamten. Der nichtswürdigſten Verräther, die das öffentliche Urtheil einſtimmig als ſolche bezeichnete, waren eine große Anzahl vorhanden, vornehme und geringe, arme und reiche; gefährlicher noch mußten die verſteckten ſein, deren Treiben weniger bekannt geworden war. Die Unterſuchung der auf mancherlei Angebungen verhafteten Perſonen nahm viele Zeit weg, war mühſam und blieb doch meiſtentheils ungenügend. Die entſchiednen Schelme, Kundſchafter und Knechte

der Franzoſen, die ſchändlichen Werkzeuge ihrer Erpreſſungen, wurden, höherem Befehl gemäß, auf deſſen ſtrenge Ausführung beſonders der Miniſter vom Stein im Hauptquartier des ruſſiſchen Kaiſers unerbittlich beſtand, zur Ausſetzung an der franzöſiſchen Küſte beſtimmt. Manche gaben zwar vor, dort ihren gewiſſen Tod zu finden, weil auch die franzöſiſche Regierung ſie als Feinde verfolge; andre wollten ihren Haß gegen Napoleon jetzt durch die größten Schmähungen darthun; franzöſiſche Emigranten, die ſich den Gewalthabern Napoleon's zu den niedrigſten Dienſten verkauft hatten, meinten eiligſt ihre adliche Geburt und royaliſtiſche Geſinnung wieder geltend zu machen; Stein aber wollte von keinen Rückſichten hören, keine Unterſchiede, ja kaum eine genaue Prüfung geſtatten. Ungefähr dreißig Perſonen wurden wirklich eingeſchifft und an der holländiſchen Küſte gelandet. Allein ſchon die zweite Sendung unterblieb, und nach dem erſten Schrecken regte ſich der franzöſiſche Anhang nur um ſo thätiger, wie denn bald der Feind von allem, was vorging, die ſchnellſte Kundſchaft empfing. Die größte Strenge, der furchtbarſte Schrecken wäre hier vonnöthen geweſen, um das Uebel auszurotten, und ſelbſt blutige Schauſpiele hätte man nicht tadeln können. Aber man fing ſchon an, eine mögliche Umkehr der Dinge zu berückſichtigen; man wollte nicht künftige Rache herausfordern, berief ſich auf Menſchlichkeit und Großmuth, und erlangte von dem Kaiſer Alexander die Zurücknahme der anbefohlnen Strenge. Nicht zu berechnen iſt, wieviel die Gelindigkeit, welche darauf in allen Maßregeln eintrat, der hamburgiſchen Sache geſchadet hat. Nachdrückliches Ver-

fahren verſichert die Gemüther und beruhigt den Geiſt; und um der Guten willen mehr, als wegen der Schlechten, iſt in Staatsſachen beharrliche Strenge nützlich. Die Sache Hamburgs aber erforderte unnachlaſſende Kraft, geſchloſſene, unerdringliche Feſtigkeit; jede Lücke, jede Weichheit öffnete dem Feinde den Eintritt. So geſchah es auch hier. Der Eifer der Untergeordneten ward irr und erſchlaffte, ſobald er von obenher geringern Ernſt zu ſehen meinte. Viele ſonſt wohlgeſinnte Männer, den Zuſtand des Kriegs und der Empörung, in dem ſie ſich befanden, verkennend, wollten ſchon überall den Maßſtab ruhigen Friedens anlegen, und mußten aus ihrem Wahn bisweilen hart aufgerüttelt werden.

Inzwiſchen hatte der engliſche Major von Kenzinger von Helgoland aus mit einigen hundert Mann Kuxhaven beſetzt, und den Aufſtand der Bauern bei Bremerlehe, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, unterſtützt. Tettenborn ſetzte ſich ſogleich mit ihm in Verbindung, und erfuhr zu ſeinem Leidweſen, daß von Helgoland vor einiger Zeit alle vorräthig geweſenen Gewehre wieder nach England abgeführt worden, ein beklagenswerther Zufall, deſſen Nachtheil durch nichts erſetzt werden konnte. Jedoch eilte Tettenborn, die mit England aufgeſchloſſene Verbindung möglichſt zu benutzen, und ſchickte einen ruſſiſchen Offizier, den Rittmeiſter von Bock, dem er einen doniſchen Koſaken zur Begleitung gab, mit Briefen an den Prinzen-Regenten und an den ruſſiſchen Botſchafter nach London, wo die Erſcheinung eines Koſaken, des erſten, den man je dort geſehen, die außerordentlichſte Aufregung machte.

Der nahen Nachbarſchaft wegen mußten die Dänen

die ganz beſondere Aufmerkſamkeit der Hamburger ſowohl als der Ruſſen auf ſich ziehen. Das Verhältniß zu Dänemark behielt, ungeachtet der bezeigten Annäherung des Kabinets zu der ruſſiſch-preußiſchen Sache, zwei ſchwierige Seiten, die ſo viel als möglich umgangen werden mußten. Die Ruſſen nämlich waren Verbündeten der Engländer und der Schweden, von denen die erſteren wegen der alten Beleidigungen, die letztern wegen der Abſichten auf Norwegen, den Dänen gleich verhaßt waren. Die Schifffahrt auf der Elbe konnte ohne die Einwilligung der Dänen nicht ſtattfinden, die Verbindung mit den engliſchen Schiffen mußten ſie wenigſtens nicht zu hindern verſprechen. Die verſchlungenen Gränzen zwiſchen dem hamburgiſchen und däniſchen Gebiete trennten beide längſt nur dem Namen nach, der mächtige Lebensverkehr ging darüber hin, und dieſen zu erhalten waren Vergünſtigungen und ſtillſchweigende Uebereinkünfte unentbehrlich. Der Kommandant von Altona, Oberſtlieutenant von Haffner, bot hiezu bereitwillig die Hand. Nur im Betreff der verlangten Entfernung vieler von Hamburg nach Altona gezogenen Franzoſen, die dort frei das Geſchäft des Ausſpähens trieben, waren alle Vorſtellungen und Beſchwerden lange fruchtlos, und das nachtheilige Treiben dauerte, ungeachtet des von däniſcher Seite endlich ertheilten und oft wiederholten Verſprechens, bis zu Ende fort. Die überwieſenen Kundſchafter, die in Hamburg ſeitdem noch oft ergriffen wurden, waren ſämmtlich von Altona hereingekommen.

Die thätige Mitwirkung der Schweden zu dem Kriege gegen Napoleon war längſt erwartet; ſie ſchien

nun bald erfolgen zu müſſen, und es war wichtig, von allem, was in dieſem Betreff vorging, frühzeitig unterrichtet zu ſein, um davon zum Beſten der hamburgiſchen Angelegenheiten jeden Vortheil ſchnell wahrzunehmen. Tettenborn knüpfte deshalb die nöthigen Verbindungen an und widmete dieſen Verhältniſſen die größte Aufmerkſamkeit.

Eine dringende Verhandlung wurde gleichzeitig mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin gepflogen. Tettenborn ſtellte dem Herzog lebhaft vor, wie wichtig es für ihn ſei, daß Hamburg gehörig behauptet würde, und weil der faſt gänzliche Mangel an Fußvolk hiebei ſehr bedenklich war, ſo erſuchte er ihn, das Bataillon Grenadiere, welche in Ludwigsluſt ihm zur Leibwache dienten, nach Hamburg rücken zu laſſen. Der Herzog willfahrte, und ſtellte das 500 Mann ſtarke Bataillon, die einzige Truppe, die ihm ſeit den Verluſten im ruſſiſchen Feldzuge noch geblieben war, unter der Anführung des Oberſten von Both zu Tettenborn's Verfügung.

Alle dieſe zahlreichen und mannigfachen Geſchäfte, die in unendliche Verwickelungen und Einzelnheiten übergingen, laſteten mit vielen andern ganz auf Tettenborn, der ſeine militairiſchen, unmittelbar den Feind betreffenden Aufgaben mit diplomatiſchen Maßregeln, mit den Geſchäften ſo verſchiedener Errichtungen, mit den Rückſichten für mannigfache Regierungen und Völker, mit der Entſcheidung politiſcher und ſogar kaufmänniſcher Fälle, mit dem bald ſchonenden, bald ſtrafenden Anregen läſſiger Behörden, mit Verhören, Verabredungen und Berichten, in unaufhörlichem Wechſel und Drang der Arbeit verbinden mußte. In ſeinem Hauptquartier ar-

beitete vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht die raſtloſeſte Thätigkeit, und er ſelbſt war ſtets das Vorbild unermüdlichen Eifers und angeſtrengter Hingebung. Er entzog ſich den Huldigungen, die ihm von allen Seiten entgegenkamen, den begeiſterten Ehrenbezeigungen des dankbaren Volkes, das auf den Wegen, wo man ihn zu ſehen hoffte, ungeduldig und meiſt vegebens harrte; ihn beſchäftigten ausſchließlich die ernſten Aufgaben, welche ſich hier überreich zuſammendrängten. Mit treffender Urtheilskraft und ſchneller Findung wußte er das Nothwendige einzuſehen und herbeizuführen, die Umſtände zu benutzen, Hinderniſſe zu entfernen, das Unerwartete zu verarbeiten. Die reifſte Ueberlegung konnte ſelten Treffenderes liefern, als die erſte Eingebung des Augenblicks gewöhnlich ſchon dargeboten hatte.

Eine große Anzahl ausgezeichneter Offiziere hatten ſich bei Tettenborn eingefunden, theils durch ſeine Perſönlichkeit und den Ruf ſeines Namens angezogen, theils durch die Sache ſelbſt, welche er unternommen hatte, ihm zugeführt. Sein Kriegsgefolge vergegenwärtigte die älteſten deutſchen Zeiten, wo freiwillige Anſchließung mehr als verpflichteter Dienſt die Truppen ihrem Anführer verband. Außer den ruſſiſchen Offizieren, welche ſeiner Truppenſchaar und ſeinem Stabe unmittelbar angehörten, dem Rittmeiſter von Lachmann, den Majors von Gunderſtrup, von Laſchkareff, und Andern, gab es deren viele, welche von ihren Vorgeſetzten die Erlaubniß erhalten hatten, den Krieg in ſeinem Gefolge mitzumachen, junge Ruſſen aus den angeſehenſten Familien, ein Graf von Gurieff, ein Fürſt Gagarin, ein Graf von Pahlen, der Graf Friedrich von Neſſel-

rode, zwei Freiherrn von Schilling, der Marquis de la Maiſonfort, ein Graf Drurk, ein Freiherr von Berg; aus Oeſterreich kamen die ehemaligen Regimentskameraden Tettenborn's, Freiherr von Droſte-Viſchering und Freiherr von Herbert, beide ſeinethalben in ruſſiſche Dienſte tretend; aus Oldenburg der Graf von Münnich, aus Hannover ein Graf von Hardenberg, Rittmeiſter von Wenckſtern aus Hoya, aus Heſſen der Graf Karl von Heſſenſtein, aus Mecklenburg der Graf Chriſtian von Bothmer, ein Herr von Blücher, und viele Andre noch aus den benachbarten Ländern. Beſonders zahlreich waren die Preußen, unter ihnen ſtand obenan der Freiherr von Canitz, Adjutant des Generals von Yorck, ein ausgezeichnet kriegskundiger und tapfrer Offizier, der in höherem Auftrage dieſen Kriegszug begleitete; der Rittmeiſter von Bismark aus Schönhauſen; ein Rittmeiſter von Hobe; Herr von Arnim aus Kriwen in der Ukermark; ein Herr von Klitzing aus der Priegnitz; Herr von Hochwächter aus Pommern; und noch Viele, deren Namen zum Theil ſpäter zu nennen ſein werden. Der ſchwediſche Huſarenlieutenant Albert von Stael, Sohn der berühmten Schriftſtellerin, von ſeinem General mit einem Auftrage nach Hamburg geſandt, erlangte die Erlaubniß, einſtweilen bei Tettenborn bleiben zu können. Manche dieſer Offiziere fanden Anſtellung bei den neuen Truppen; der Graf Joſeph von Weſtphalen, ſchon längere Zeit in dieſen Gegenden auf ſolche Gelegenheit harrend, half die hanſeatiſche Reiterei errichten, zu deren Anführer er beſtimmt wurde; ſein Bruder Rudolph, der als Domherr ſeine Ausſichten zu katholiſchen Kirchenwürden aufgab, trat ebenfalls bei dieſer Truppe als

Offizier ein. Die Hanſeaten mußten doch immer noch den größten Theil ihrer Offiziere aus ihrer eignen Mitte nehmen, und es fehlte nicht an wackren jungen Männern, die ſich hiezu eigneten. Mehrere derſelben traten in den Stab und das Gefolge Tettenborn's; Eduard Sieveking, ein trefflicher junger Mann, ſo gebildet als tapfer; Noodt, aus einem Kandidaten der evangeliſchen Kirche zum thätigen Kriegsmann umgewandelt; Adolph von Philippsborn, ſchon mit dem Geſchützdienſte vertraut, und ausgezeichnet durch Muth und ſcharfen Blick; Behrens aus Lübeck, mit kriegstechniſchen Kenntniſſen ausgerüſtet; Redlich und Böhm, junge wackre Reiter voll Eifer und Thätigkeit. Dieſe zahlreiche und glänzende Geſellſchaft vermehrte ſich ab und zu durch den Beſuch von Offizieren, welche, andern Truppenſchaaren angehörend, hier zeitenweiſe ſich aufhielten, und an den Unternehmungen und Gefechten Theil nahmen; der ruſſiſche Major von Grabbe, ein heldenmüthiger hoher Kriegsgeiſt; die Hauptleute von Kiel und Alexander von Rennenkampff, beide ausgezeichnet im Kriege, wie in Litteratur und Kunſt; dann der aus öſterreichiſchem in ruſſiſchen Dienſt herübergekommene Major Karl von Noſtitz, welcher auch hier den ſchon erworbenen Ruhm bewährte; der Prinz Adolph von Mecklenburg-Schwerin; ferner Alexander von der Marwitz; der Graf von der Gröben, und noch Andre, welche theils aus dem Wallmoden'ſchen, theils aus dem Dörnberg'ſchen Hauptquartier ſich einfanden.

Für die Mannigfaltigkeit und den Drang der Fürſorgen und Geſchäfte, welche hier zuſammenkamen, waren jedoch der Gehülfen immer noch zu wenige,

beſonders da die Mehrheit derſelben auf perſönliche Leiſtung vor dem Feinde angewieſen war; hierin aber ließen die Koſaken wenig zu thun übrig, und die neuen Truppen mußten erſt ausgebildet werden. Für die ſchwierigeren Aufgaben des Anordnens, Einrichtens, der Verwaltung, der ſtets erneuerten Unterhandlungen und Rückſprachen, der Ermittlung von Hülfsquellen, des Wahrnehmens der Vortheile und Rückſichten, welche ſich aus den täglich wechſelnden Umſtänden ergaben, für alle dieſe Geſchäfte und Arbeiten blieb nur eine geringe Anzahl von Perſonen übrig; Canitz und Droſte hatten in dieſer Hinſicht großes Verdienſt; hauptſächlich aber ſtand der Major Ernſt von Pfuel in aller Kraft und Tüchtigkeit an Tettenborn's Seite, und griff mit den ihm eignen großen Fähigkeiten in das Ganze dieſes bewegten Treibens fördernd ein. Ihm lag beſonders die Errichtung des hanſeatiſchen Fußvolks ob, für welches er auch eine gedrängte Exerzier- und Dienſtvorſchrift zu entwerfen unternahm. Leider mußten manche Geſchäfte, welche höherer Leitung und Aufſicht bedurft hätten, dem guten Willen der damit Beauftragten überlaſſen bleiben, und wo dieſer nicht ausreichte oder gar fehlte, traten Uebelſtände ein, welche nicht ſogleich ſichtbar und auch dann nicht immer abzuſtellen waren. Tettenborn hatte in dieſem Betreff, wie jeder Leitende in ſolchen Umſtänden, die ſchlimmſten Erfahrungen zu machen, und manche Nachläſſigkeit und Ungebühr kam erſt dann zu ſeiner Kenntniß, wenn es zur Abhülfe zu ſpät war. Dies war beſonders der Fall hinſichtlich der freiwilligen Beiträge für die hanſeatiſche Legion, deren Kaſſe einem ehemaligen preußiſchen Kriegsrath Oswald ſehr zweckmäßig

anvertraut ſchien, aber von dieſem auf die frechſte Weiſe veruntreut wurde. Aller Vorſicht und aller Strenge konnte es nicht gelingen, in einem ſolchen Gewirr von Menſchen immer die Guten auszuwählen und die Schlechten zu entfernen.

Ermuthigend für Tettenborn und allem Begonnenen förderlich war die aus dem großen Hauptquartier eingehende Nachricht, daß der Kaiſer Alexander ihn mit den ſchmeichelhafteſten Lobſprüchen zum Generalmajor ernannt habe, und alles bisher Angeordnete und Eingeleitete unbedingt gut heiße. Die bei den neuerrichteten Truppen angeſtellten Offiziere wurden unbedingt in dem ihnen verliehenen Range beſtätigt, und den ruſſiſchen Offizieren, deren Ehren- und Feldzeichen ihnen zu tragen erlaubt wurde, völlig gleichgeſtellt.

In der hamburgiſchen Bürgerſchaft zeichneten ſich Ludwig von Heß und Friedrich Perthes durch ihren Vaterlandseifer aus. Erſterer, als patriotiſcher Schriftſteller vortheilhaft bekannt, war früher in ſchwediſchen Dienſten Offizier geweſen, lebte aber ſeit vielen Jahren in Hamburg eingebürgert. Früheren, ſchon in Berlin empfangenen Anregungen gemäß, trug ihm Tettenborn die Errichtung und Führung einer Bürgergarde auf, die, durch Rath- und Bürgerſchluß beſtätigt, endlich nicht ohne Widerſtand der ehemaligen Bürgerwachen, wobei die gänzliche Spaltung nur durch nachdrückliche Maßregeln verhindert wurde, zu Stande kam. Sie wurde in 6 Bataillons, jedes zu 1200 Mann, abgetheilt; eine Anzahl wohlhabender Bürger dienten zu Pferde; ſpäterhin wurde, außer dem hanſeatiſchen, auch ſtädtiſches Geſchütz errichtet, deſſen Dienſt von Bürgern,

welche ſich demſelben freiwillig widmeten, verſehen wurde. Jeder Bürger vom achtzehnten bis zum fünfundvierzigſten Jahre ſollte zu dieſer Garde gehören, die von Offizieren aus ihrer Mitte befehligt, und zunächſt zur Vertheidigung der Stadt beſtimmt wurde. Als ein eigenthümlicher Kopf wußte Heß die Gemüther, auch ohne äußerliche Beredſamkeit, durch glückliche Gedanken kräftig zu faſſen, und füllte eine geraume Zeit die Lücken, welche die Neuheit der Sache überall übrig ließ, durch geiſtigen Antrieb aus, bis ſpäterhin leider das Sinken ſeiner perſönlichen Kraft dem allgemeinen Sinken der Meinung weniger nachfolgte als voranging. Ihm kräftig zur Seite ſtand Friedrich Perthes, ein edler deutſcher Mann, voll beweglichen Geiſtes, der in einem lautern und empfindungsreichen Gemüth wurzelt. Seine unermüdliche Thätigkeit im Anregen, Berathen, Ausgleichen und Zurechtſprechen wirkten mehr, als äußerlich in die Augen fiel. Die anerkannte, untadliche Rechtſchaffenheit des Mannes, und die ihm eigne Mäßigung im Handeln, hatte ſchon früher ſeinem ſtillen Thun großen Einfluß bei den Mitbürgern, ſeiner Perſon Zuneigung und Vertrauen bei den Wohlgeſinnten und Edlen verſchafft. Als einen wackern Förderer der deutſchen Sache müſſen wir auch hier den geſchäfts- und ſtaatskundigen Bankier Dehn aus Altona nennen, deſſen vielfache Kenntniſſe und einflußreiche Verbindungen großen Vortheil brachten. Nicht vergeſſen dürfen wir hier des Eifers, womit faſt alle hamburgiſchen Prediger in ihren Kanzelreden die Sache des Vaterlandes zu fördern ſuchten; ihr Wirken konnte in Hamburg um ſo kräftiger anregen, als hier die Religion und ihre Diener von jeher in großem Anſehn

ſtanden. Auch einige andre öffentliche Bemühungen ſind dankbar anzuerkennen. Ein Rechtsgelehrter, Doktor Beneke, gab eine kleine Schrift unter dem guten Titel „Heergeräthe für die hanſeatiſche Legion" heraus, geſchichtliche, äußerſt zweckmäßige Nachrichten, verbunden mit edlen Ermahnungen; die Grundſätze und Abfaſſung ſind gleich muſterhaft, und wir tragen kein Bedenken, dieſe Schrift für eine der beſten zu erklären, welche dieſe Zeitbegebenheiten hervorgerufen haben. Der Verfaſſer einer andern Schrift, „Patriotiſche Beherzigungen" betitelt, iſt nicht bekannt geworden; auch ſie enthält viel Vorzügliches. Ein Liederbuch für die hanſeatiſche Legion, aus alter und neuer Zeit geſammelt, lieferte Runge, der Bruder des gleichnamigen Künſtlers, durch deſſen frühen Tod die Kunſt wie ſeine Freunde einen ſchmerzlichen Verluſt erlitten. Der unzähligen Flugſchriften, Tageblätter und Lieder von unterm Range erwähnen wir nicht. Alte Zeitungen lebten wieder auf; den „Unpartheiiſchen Korreſpondenten" mit dem hergeſtellten hamburgiſchen Wappen begrüßte der Dichter Leopold Graf zu Stolberg durch eine feurige Ode. Neue Blätter traten hervor. Unter dieſen war der „Deutſche Beobachter" beſonders heftig, und hatte unter allen deutſchen Blättern wohl die meiſte Kühnheit. Pfuel und Canitz gaben Beiträge. Man hielt ſich ſchadlos für den erlittenen Zwang, und las eifrig die dargebotenen Schriften.

In Lübeck wiederholte ſich beinahe jedes, was in Hamburg geſchah; die geringere und weniger zuſammengeſetzte Volksmenge geſtattete dort ruhigere Ueberſicht, und der Ordnungsgeiſt und die Tüchtigkeit der

Einwohner zeigte ihre vortheilhafte Wirkung auch in den jungen Kriegesſchaaren, welche die Stadt zur hanſeatiſchen Legion beitrug, und welche ſich an Haltung und Auswahl ſogar vor den Hamburgern auszeichneten. Den dortigen Zuſtand im Allgemeinen giebt folgendes Schreiben des Oberſtlieutenants Konſtantin von Benkendorf an Tettenborn zu erkennen: „Mein Heer General! Indem ich die Ehre habe, Ihnen die noch offenen Liſten über den Fortgang der hieſigen Rüſtungen einzuſenden, kann ich mir das Vergnügen nicht verſagen, Ihnen auch im allgemeinen die erfreulichſten Berichte über die Stimmung und den Eifer der hieſigen Einwohner mitzutheilen. Die Zahl derjenigen, welche ſich freiwillig zu den Waffen geſtellt haben, und die hoffentlich in kurzem über tauſend begreifen wird, könnte zwar ſchon allein den guten Geiſt beweiſen, der in Lübeck herrſcht, und ſo kräftige Anſtrengungen hervorbringt; allein auch auf jede andre Art, öffentlich und im Stillen, hat ſich die Vaterlandsliebe und der Sinn für edle Hingebung bewährt, welche man von einem braven und der Freiheit noch nicht allzu lange entwöhnten Volke erwarten konnte. Die ſchöne Begeiſterung für die gute Sache hat ſich nicht minder wirkſam in der Summe ſowohl, als in der Art der freiwilligen Gaben bezeigt, die noch täglich für die neuen Bewaffnungen zuſtrömen, und zu welchem beſonders die Frauen mit ausgezeichnetem Eifer beigetragen haben, indem ſie ihren letzten Schmuck darbrachten, deſſen äußerliche Zierde ſie freilich nie ſo ſchmücken konnte, wie die edle Geſinnung, die ſie demſelben entſagen hieß. Ich bekenne mit Freuden, daß ich alle Urſache habe, mit dem, was gegenwärtig geſchieht, zufrieden

zu ſein, und daß ich das feſte Vertrauen hege, die genommenen Maßregeln und die eifrige Thätigkeit der Bürger immer wirkſamer werden zu ſehen. Ich ſage Ihnen, mein Herr General, den lebhafteſten Dank für den glücklichen Auftrag, den Sie mir ertheilt haben, die erſten Schritte dieſer frohen Bewegungen einzuleiten. Ich habe die Ehre u. ſ. w. Benkendorf.“

Mittlerweile hatte Tettenborn die Hälfte ſeiner Reiterei über die Elbe auf der Straße nach Bremen vorgeſandt. Der franzöſiſche General Morand, der ohne Noth ſich mit ſeinen Truppen bis zur Weſer zurückgezogen hatte, ſchien ſeinen Fehler wieder gut machen zu ſollen, und rückte, vermuthlich auf ausdrücklichen höheren Befehl, wieder gegen die Elbe vor, indem er ſogar die Abſicht äußerte, auch Hamburg wieder zu beſetzen. Die Koſaken ſchwärmten um das geſchloſſene Fußvolk herum, und neckten und beunruhigten daſſelbe, ohne jedoch ſeinen Marſch hindern zu können. Sie zogen ſich nach Maßgabe des feindlichen Anmarſches zurück, und der Feind kam wieder in die Gegender, welche gegen ihn die Waffen ergriffen hatten. Die Nachricht von der Annäherung der Franzoſen erregte in Hamburg Beſtürzung und Sorgen, Geflüchtete vom linken Elbufer verbreiteten Angſt und Schrecken; man hatte ſich zu ſehr dem Taumel des Glücks überlaſſen, um nicht auf ſolche Wechſel, wie jetzt plötzlich als möglich erſchienen, gänzlich unvorbereitet zu ſein. Dieſe niederſchlagenden Eindrücke wirkten zu heftig und zu allgemein, als daß man nicht hätte verſuchen ſollen, ihnen den Troſt, den man mit Wahrheit geben konnte, in wenigen beruhigenden Worten zu ſagen. Tetten-

born ließ am 27. März folgenden Aufruf anſchlagen: „Hamburger! Einige unter euch ſcheinen beunruhigt über das Anrücken der Franzoſen von Bremen her, ich finde daher nöthig, mit euch zu reden, damit ihr wißt, um was es ſich handelt. Der Feind, der ſich ohne Grund vom linken Elbufer bis Bremen zurückgezogen hatte, rückt wieder, wie vorauszuſehen war, auf der Straße von Bremen vor, um die Bewegungen auf dem platten Lande zu dämpfen. Doch er wird die Bewegungen auf dem platten Lande nicht dämpfen, ſondern nur noch mehr zu ſeinem Verderben aufregen! Die Sturmglocke geht im ganzen Lande; von allen Seiten ziehen die Bauern, von Offizieren geleitet und von 600 Koſaken unterſtützt, heran gegen den Feind. Es iſt dieſelbe Abtheilung, die ich vor zehn Tagen über die Elbe geworfen habe, und auch jetzt bin ich allein hinreichend, um allen ihren Unternehmungen die Spitze zu bieten. Hamburger! ihr werdet 20,000 Feinde nicht zu fürchten haben, wenn ihr muthvoll ſeid, und bereit, das Eurige zu thun. Die wenigen Hunderte, ohne Reiterei, und bald von allen Seiten umringt und geängſtigt, dürfen euch nicht beunruhigen. Der Feind iſt nicht im Stande, etwas zu unternehmen. Um ſo weniger, da die Generale Tſchernyſcheff, Benkendorf und Dörnberg bereits am 25. dieſes Monats über die Elbe gegangen ſind, alle dieſſeits geſtandenen feindlichen Vorpoſten aufgehoben, und ihre Vorpoſten bereits bis Salzwedel vorgeſchoben haben.“

Niemals hat ſich eine Verſicherung dieſer Art glänzender bewährt. Man vertraute zwar den gegebenen Hoffnungen gern, niemand aber konnte eine ſolche Er=

füllung erwarten, wie die war, welche alsbald erfolgte! Da man erfuhr, daß bei den Truppen des Generals Morand viele Sachſen befindlich, ſo erließ Tettenborn einen Aufruf an ſie, der ſie zum Uebergehn aufforderte, und alſo lautete: „Sachſen! Hört, was ich euch ſagen werde: ihr ſeid betrogen und verrathen! Die Franzoſen ſchleppen euch im Lande herum, hierhin, dorthin, um das Landvolk zu ſchrecken, das in gerechter Wuth über die von den Franzoſen erlittenen Mißhandlungen überall die Waffen ergreift; ſie ſchleppen euch herum, um unter euerm Schutze ſich ſelbſt vom Untergange zu retten. Ihr ſeid von tauſend Koſaken und Jägern umringt, und ſchon läutet die Sturmglocke im ganzen Lande. Alles, was deutſch iſt, ſteht auf; und ihr nur wollt noch fechten für eure Unterdrücker, und gegen die, welche euch befreien wollen? Ihr wißt nicht, was vorgeht; die ruſſiſchen und preußiſchen Heere rücken bereits unaufhaltſam in eurem Vaterlande vor; in Dresden ſprengte Davouſt eure ſchöne Brücke aus Muthwillen, um ſich an den Einwohnern zu rächen, die dem General Reynier die Fenſter eingeworfen und einige drohende Reden gegen übermüthige Franzoſen ausgeſtoßen hatten. Ueberall flieht der Feind aus eurem Vaterlande, alle Gegenden verheerend, durch welche er zieht. Jetzt bedenkt und erwägt! Wollt ihr noch fechten gegen uns, ſo iſt Untergang, ſchmählicher Untergang euer Loos; denn jeder Deutſche, ſo hat der Kaiſer, mein Herr, befohlen, der mit den Waffen in der Hand gefangen wird, ſoll nach Sibirien geſchickt werden. Wollt ihr dagegen nicht fechten für eure Feinde, ſo werdet ihr an uns eure Brüder finden.“

Der Zeitpunkt ſchien günſtig, um die zwar ſchon eingeleitete, aber noch auf Schwierigkeiten ſtoßende Errichtung der Bürgergarde raſch durchzuſetzen, und in dieſer Abſicht erſchien am 29. März abermals eine Bekanntmachung an die Einwohner Hamburgs, deren unruhige Beſorgniß ſchon wieder einigermaßen in thätigen Eifer erloſchen war und nur durch wenige Uebelgeſinnte noch genährt wurde; ſie lautete: „Gerüchte, wie die, welche geſtern in Umlauf waren, liefern einen untrüglichen Probeſtein des Muthes und der Feſtigkeit des Volks. Hamburger! ich habe den eurigen bewährt gefunden, und ich lobe das Vertrauen, welches ihr in die Maßregeln ſetztet, die von mir zur Sicherheit der Stadt genommen waren. Eure Selbſtvertheidigung darf ſich jedoch nicht auf ein augenblickliches Aufgebot, das nur im Momente der Gefahr ſtattfindet, gründen, ſondern muß gehörig vorbereitet und geordnet ſein. Damit ihr Vertrauen zu euch ſelbſt gewinnt, ſoll die Bürgergarde unverzüglich organiſirt werden. Eilet, euch einſchreiben zu laſſen, eilet, ein mächtiges Bollwerk gegen jeden vorrückenden Feind aufzuſtellen! Heß iſt euch zum Anführer geſetzt, vertraut ihm, wie er euch vertraut. Das große Ziel der Befreiung im Auge, muß jeder mit ſeiner ganzen Kraft es zu erreichen beitragen, und Hamburg müſſe unter allen Städten des ſich befreienden Deutſchlands groß, würdig und kraftvoll gerüſtet daſtehn.“

Bevor jedoch der Erfolg dieſer Anordnungen gegen den Feind wirkſam werden konnte, übereilte dieſen, unter welchem leider die Sachſen mitbegriffen blieben, ein raſches Verderben. Der engliſch-hannöverſche General

von Dörnberg, eine aus Ruſſen und Preußen gemiſchte Schaar von etwa 2000 Mann befehligend, war ſchon am 14. März bei Werben über die Elbe gegangen, hatte ſich aber vor der feindlichen Uebermacht, die ſich von Magdeburg aus gegen ihn wandte, wieder auf das rechte Elbufer zurückziehen müſſen. Inzwiſchen war General Morand mit 3000 Mann und 11 Kanonen über Toſtädt nach Lüneburg vorgerückt, wo die Einwohner kurz vorher unter dem Beiſtand von 50 Koſaken eine franzöſiſche Schwadron, welche die Stadt beſetzen wollte, mit den Waffen in der Hand zurückgetrieben hatten. Ein hartes Schickſal ſchien deßhalb die unglückliche Stadt zu erwarten, und keine Hülfe ſie retten zu können. Die Franzoſen waren kaum eingerückt, als ſie auch ſchon die Schlachtopfer ausſuchten, die ihrer Rache fallen und am 2. April Vormittags erſchoſſen werden ſollten. General von Dörnberg hatte ſich aber mit Tſchernyſcheff und Alexander von Benkendorf vereinigt, war auf's neue über die Elbe gegangen, und gegen Lüneburg ſtracks im Anzuge. Sie trafen eben zu rechter Zeit ein, um die Sache des Feindes zu hindern, und griffen ihn mit Ungeſtüm an. Die Franzoſen wehrten ſich tapfer, doch als General Morand tödtlich verwundet worden, und nirgends ein Ausweg zu erſehen war, ſtreckten die übrigen das Gewehr. Tettenborn hatte dem Feinde 600 Koſaken in den Rücken geſchickt, und ihm dadurch jedes Entkommen unmöglich gemacht. Ein vollſtändigerer Sieg und ein glänzenderes Gefecht können wohl ſchwerlich gefunden werden. Die Truppen hatten die größte Tapferkeit bewieſen, und den durch Zahl und Stellung ſtärkern Feind nicht nur geſchlagen, ſondern

vernichtet. Die Einwohner ſelbſt hatten abermals an dem Gefechte Theil genommen, und mehrere Franzoſen niedergemacht. Man rühmte auch die Unerſchrockenheit eines Lüneburger Mädchens, Johanna Stegen genannt, die im heftigſten Feuer den preußiſchen Jägern Pulver und Blei zugetragen hatte.

Der Sieg Dörnberg's bei Lüneburg verbreitete in Hamburg die außerordentlichſte Freude, die zaghafteſten Gemüther wurden wieder beruhigt, man faßte wieder Vertrauen und neuen Eifer für die Sache des Vaterlandes. Dieſer Ausgang brachte alles ſchnell wieder in Bewegung, was in der Erwartung und Ungewißheit deſſelben geſtockt hatte. Jetzt erſt glaubten ſich endlich auch die an den Kaiſer abgeordneten beiden Rathsherren mit Sicherheit auf die Reiſe begeben zu können.

Indeß mußte der diesmal geſcheiterte Verſuch der Franzoſen, ſich wieder an der Niederelbe feſtzuſetzen, die Beſorgniß begründen, daß ein ſolcher ſich günſtiger wiederholen könnte; überhaupt aber gewährte der Gang der Kriegsereigniſſe in Sachſen nicht mehr die glänzenden Hoffnungen, welche man vor einiger Zeit gehegt hatte, Deutſchland baldigſt bis an den Rhein befreit zu ſehen. Unter ſolchen Umſtänden konnte auch Hamburg noch große Gefahr zu beſtehen haben, und wurde es nöthig, die raſche Eroberung der Koſaken durch gediegene Vertheidigungsmittel zu behaupten. Da die Hauptſtärke der Ruſſen und Preußen in Sachſen keine Truppen mehr abgeben konnte, ſo blieb Tettenborn auf die Mittel angewieſen, die er ſelber noch erſt hervorrufen ſollte. Außer den 500 mecklenburgiſchen Grenadieren, die ſein perſönliches Uebergewicht ihm geſchafft

hatte, erlangte er noch mit Mühe, daß ihm der preuſſiſche Hauptmann von Lucadou mit 200 Mann zugeſchickt wurde. Die hannöverſchen Truppen, die ſich unter Tettenborn's Schutz und Beiſtand eiligſt zu bilden angefangen hatten, waren entweder noch nicht fertig, oder die ſchon fertigen die Elbe weiter hinauf gezogen, wo ſich unter dem Oberbefehl des Generals Grafen von Wallmoden ein beſonderer Heertheil des künftigen Nordheeres bilden ſollte. Unter dieſen Umſtänden verdoppelte Tettenborn ſeinen Eifer, die hanſeatiſchen Truppen baldigſt ins Feld zu ſtellen. Hamburg lieferte 2 Bataillons und 6 Schwadronen, Lübeck 2 Schwadronen und 600 Mann zu Fuß. Das erſte Bataillon wurde dem Hauptmann von Stelling anvertraut, das zweite dem Hauptmann von Glöden, die 600 Lübecker bildeten mit den 200 Preußen des Hauptmanns von Lucadou unter deſſen Anführung das dritte hanſeatiſche Bataillon. Die Reiterei der Hanſeaten betrug gegen 1000 Pferde; die erſte Schwadron, von ihrem Rittmeiſter Godefroy befehligt, übte der Rittmeiſter von Herbert ein, und führte ſie auch zuerſt gegen den Feind in einem glücklichen Streifzug jenſeits der Elbe. Ein Bürger von Hamburg, Namens Hanfft, hatte auf eigne Koſten eine ganze Schwadron ausgerüſtet, meiſtens Schlächtergeſellen, weil er ſelbſt ehemals Schlächtermeiſter geweſen war; weil er jedoch zur Befehlführung nicht taugte, ſo wurde er nur als Stabsrittmeiſter angeſtellt, und dadurch ſein Ehrgeiz mehr gekränkt als befriedigt. Auch an Geſchütz wurde gedacht, und es gelang, zwei Batterien zu errichten, eine von 6 Stücken zu Fuß, welche dem Hauptmann Wertheim, und eine reitende von gleicher Anzahl, welche

dem Hauptmann Spooreman übertragen wurde; außer dieſen beiden Offizieren, die ſich willig angeboten, wäre kein dritter dieſes Fachs zu finden geweſen! Eben ſo hielt es ſchwer, die nöthigen Artilleriſten zur Bedienung der Kanonen zuſammenzubringen, da hier unmöglich, wie bei andern Waffen, bloße Neulinge eintreten durften. Beinahe alle Gegenſtände der Bewaffnung und Ausrüſtung fehlten, und waren nur mit unſäglicher Mühe und großen Koſten zuſammenzubringen. Nicht allein, daß es an Gewehren mangelte, auch ſogar Piſtolen und Säbel waren nicht in hinreichender Anzahl aufzutreiben; in der Eile wurden fürerſt Piken für das Fußvolk ausgetheilt; auch einige Schwadronen empfingen ſtatt der Säbel nur Lanzen, welche ſie nachher aus Wahl beibehielten.

Die Bürgergarde, gleichfalls fürerſt nur mit wenigen Gewehren, und größtentheils nur mit Piken verſehen, wurde fleißig geübt, und fing nach und nach an, ſich in das ungewohnte Neue zu finden, und der Ernſt der Sache drängte ſchnell alle die Spielereien und Lächerlichkeiten zurück, welche bei ſolchen erſt im Entſtehen begriffenen Anſtalten kaum zu vermeiden ſind. Herr von Heß griff die Sachen entſchieden und tüchtig an, und leiſtete Außerordentliches. Wären unter allen dieſen Bewaffneten nur 1000 Mann Preußen oder andre deutſche Soldaten von einiger Dienſtkenntniß und Kriegserfahrung geweſen, ſo hätte ſich das Neue, dem es nur an Unterricht und Muſter fehlte, bald an dem Alten erziehen und ihm gleichartig werden können. Allein die Mannſchaft, welche den Hanſeaten und der Bürgergarde zum Vorbild und Anhalt dienen konnte, war der

Zahl nach zu gering, und überdies auch ſelber ſchon größtentheils anderweitig gebraucht.

Die Bewegung des General Morand, die mit der Niederlage bei Lüneburg geendigt hatte, war in der That nicht ſo ganz planlos geweſen, als ſie beim erſten Anblick ſcheinen mochte. Es zeigte ſich gleich darauf, daß ſein Vorrücken gemeinſchaftlich mit andern Truppen, welche von der Elbe kamen, angeordnet und Lüneburg zum Vereinigungspunkte beſtimmt geweſen war. General Montbrun rückte mit 4000 Mann, denen der Marſchall Davouſt an der Spitze der Haupttruppe folgen ſollte, am 4. April in Lüneburg ein, wo er aber ſtatt des Generals Morand nur die Spuren ſeiner Niederlage fand. Dörnberg hatte ſich nämlich nach Boitzenburg zurückgezogen, um den dortigen Uebergang über die Elbe, den der Feind wohl hätte mit ſeiner Macht verſuchen können, zu vertheidigen. Hamburg ſah ſich auf's neue bedroht, die Stadt war offen, zwar mit Wällen umgeben, aber die Bruſtwehren und Thore waren abgetragen, und die Brücken überall unterdammt; es fehlte an Geſchütz, die Beſatzung beſtand faſt nur aus Reiterei. Die Einwohner kamen in große Bewegung; man hatte durch die frühere Unruhe ſchon gelernt, daß Hamburg der Schauplatz kriegeriſcher Ereigniſſe werden könne, und daß man auf ernſthafte Prüfung gefaßt ſein müſſe. Der Muth und Eifer der Beſſern war mit dieſem Gedanken vertraut, und zweifelte nicht, ſich gegen den verhaßten Feind durch eigne Kraft zu behaupten. Tettenborn verſäumte keinen Augenblick, die Maßregeln zu treffen, welche die Umſtände erforderten und zuließen. Die Truppen wurden in Be-

reitſchaft geſetzt, die gefahrvollſten Punkte bewacht, und wo Ueberſchwemmungen möglich waren, dieſe ſo weit vorbereitet, daß ſie auf den erſten Wink eintreten konnten. Glücklicherweiſe waren in dieſen Tagen einige tauſend Gewehre aus England angekommen, und konnten ſogleich vertheilt werden. Die drei hanſeatiſchen Bataillone wurden nun völlig bewaffnet; auch 3000 Mann der Bürgergarde empfingen Flinten, die übrigen mußten ſich noch ferner mit Piken behelfen. Der Major von Berger, der mit ſeinem Bataillon in Ratzeburg nur auf Waffen gewartet hatte, ſetzte ſich ſogleich nach deren Empfang in Marſch gegen die Elbe. Das erſte hanſeatiſche Bataillon marſchirte nach Bergedorf, das dritte nach dem Zollenſpieker, während das zweite noch in Hamburg blieb. Auch einige hanſeatiſche Reiterei rückte ſchon aus; die erſte Schwadron unter der Leitung des Rittmeiſters von Herbert. Beim Zollenſpieker kamen am 6. April die erſten hanſeatiſchen Truppen mit den Franzoſen in's Gefecht. Eine Abtheilung von 20 lübeckiſchen Schützen nebſt 10 Dragonern zu Fuß war über die Elbe gegangen, um Nachricht von dem Feinde einzuziehen. Sie ſtießen beim erſten Dorfe auf etwa 80 Mann franzöſiſchen Fußvolks, mit welchen ſie ein lebhaftes Geplänkel anfingen, worin die Franzoſen einige Leute verloren und zwei Lübecker verwundet wurden. Der Feind wagte ſich trotz ſeiner Ueberlegenheit faſt gar nicht hervor, und die Hanſeaten gingen unverfolgt und ohne weitern Verluſt über die Elbe zurück. Die Koſaken hatten ebenfalls fortdauernd glückliche Scharmützel, und täglich ſah man in Hamburg Gefangene und Ueberläufer, bald in größerer, bald in geringerer Zahl, ein-

bringen. Der Feind fand nicht rathſam, an der Elbe zu verweilen, wo zahlreiche Streifparteien in ſeinem Rücken jeden Angenblick ſeine Verbindungen unterbrachen, und ihm bei jedem unerwarteten Angriff das Beiſpiel des Generals Morand ſchreckend vorſchweben mußte. Er zog ſich von dem Ufer zurück. General Montbrun räumte am 9. April Lüneburg, und der Marſchall Davouſt ging mit allen ſeinen Truppen hinter die Aller zurück, deren Brücken er ſorgfältig hinter ſich abbrach. Den größten Theil der ruſſiſchen Reiterei nebſt 2 hanſeatiſchen Schwadronen und 2 ruſſiſchen Kanonen ſandte hierauf Tettenborn unter Anführung des Oberſtlieutenants von Benkendorf gegen die Weſer und bis vor die Thore von Bremen. Viele einzelne Unternehmungen und Plänkeleien, die immer glücklich ausfielen, übten die neuen Truppen, die mit den Koſaken vereint den Dienſt verſahen, und hielten den Feind in Unruhe.

Man hatte jedoch bei dieſer Gelegenheit eingeſehen, wie nothwendig es ſei, Hamburg vor einem erſten Anfall zu ſchützen, und war bedacht, die Stadt in ordentlichen Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Dieſe Aufgabe war nicht klein. Tettenborn ließ durch den Major von Pfuel die Oertlichkeit genau in Augenſchein nehmen, und die Punkte beſtimmen, wo Schanzen angelegt werden ſollten. Die erſte Vertheidigungslinie war die Elbe ſelbſt, mit ihren vielen Inſeln, vom Zollenſpieker bis Haarburg, allein bei einer Ausdehnung von vier Meilen blieb es ſchwer, jeden Punkt derſelben mit ſo wenigen Truppen zu beſetzen, und es war zu vermuthen, daß es dem Feinde bei wiederholten Angriffen gelingen müſſe, irgendwo durchzubrechen. Die ganze

Gegend beſteht aus Niederungen, die durch Deiche gegen Ueberſchwemmungen geſchützt, und mit unzähligen Gräben durchſchnitten ſind. Der ganze Billwärder konnte unter Waſſer geſetzt werden, und die zweite Vertheidigungslinie bilden, in welcher die Stellung am Eichbaum von beſonderer Wichtigkeit war. Die Hauptſache blieb aber immer die nächſte Vertheidigung der Stadt durch ihre Wälle und durch einige vorliegende Werke, die theils aus alter Zeit übrig waren, theils erſt errichtet wurden. Der Hammer Brook, der ganz überſchwemmt wurde, machte von dieſer Seite Hamburg unangreifbar, ſo lange die Brücken über die Bille vertheidigt wurden, und hier waren die beſten Vorkehrungen getroffen. Ueberall an den bedrohten Stellen wurden Schanzen aufgeworfen und einiges Geſchütz aufgeſtellt, das, ſo unzulänglich es auch war, doch der Vertheidigung ein gutes Ausſehn gab; der Hauptwall erhielt ſeine Bruſtwehr wieder, ſo wie auch die Außenwerke an dem Steinthore; die Eingänge wurden durch Schanzen gedeckt, die unterdammten Thorbrücken wieder in ihren ehemaligen Zuſtand gebracht, indem man die Erde in tiefen Einſchnitten wegnahm, und ſo den Graben herſtellte. Auch auf der ſogenannten Feddel, einer Inſel jenſeit des Grasbrooks, ſtiegen Schanzen empor.

Alle dieſe Arbeiten wurden mit Eifer betrieben und bis zu Ende thätig fortgeſetzt, ſo daß man über das, was in der kurzen Zeit fertig oder doch der Vollendung nahe war, nicht genug erſtaunen konnte. Die Franzoſen ſelbſt, ſo gern ſie die Anſtalten der Ruſſen verkleinert und geſchimpft hätten, konnten nicht umhin,

das Geleiſtete öffentlich zn loben. Außer dem Major von Pfuel hatte der Hauptmann Schäffer, ein vorzüglicher Genieoffizier, das größte Verdienſt um dieſe Sache; in dem weiten Bereich dieſer Befeſtigungen ordnete er alles ſelbſt an, führte die beſtändige Aufſicht, und leitetete alles mit eben ſo großem Eifer, als bewährter Geſchicklichkeit; ohne ſich ſeiner Leiſtungen zu überheben, wirkte er im Stillen mit unermüdeter Anſtrengung fort, und war nicht allein geſchäftig, die Schanzen gegen den Feind anzulegen, ſondern auch ſie gegen ihn zu vertheidigen, wie er denn auf der Inſel Wilhelmsburg, auch außer ſeinem Beruf, freiwillig unter die vorderſten Plänkler in's heftigſte Feuer ging.

Zu gleicher Zeit war auch die Unzulänglichkeit der Bürgergarde vielfach zur Sprache gekommen, und die wohlgeſinnteren Bürger ſelbſt wünſchten nichts eifriger, als ſie geregelt und in ſtrengerem Dienſt unterrichtet zu ſehen, um ſie aus dem ungewiſſen Schwanken zu reißen, in welches die Unwiſſenheit über das, was zu thun ſei, und wie man ſich in eintretenden Fällen zu benehmen habe, ſie immer auf's neue verſetzen mußte. Friedrich Perthes war hiezu beſonders thätig, und indem er kräftig zur Einigkeit rieth und wirkte, und ſeinen Freund Heß auf alle Weiſe unterſtützte, war er zugleich bedacht, von einer andern Seite zu erſetzen, was dieſem fehlte. Man bedurfte eines einſichtsvollen, kriegserfahrenen und dienſtkundigen Offiziers, der mit Heß gemeinſchaftlich an der Spitze ſtehen, und die Formen, die zu militairiſcher Brauchbarkeit unentbehrlich ſind, nach und nach einführen ſollte. Tettenborn konnte keinen ſeiner Offiziere dieſem Geſchäft ganz hin-

geben, dem nur wenige im Stande waren vorzuſtehen, und das auch niemanden anlocken konnte, der ſchon an ſeinem militairiſchen Platze ſtand. Um ſo glücklicher war es, daß grade derjenige, welcher durch Herz und Geiſt und Kenntniß dazu am meiſten erwünſcht ſein mußte, wenigſtens zum Theil dieſen Auftrag erhielt. Der Hauptmann von Canitz wurde beſtimmt, Heß mit Rath und That an die Hand zu gehen. Dies geſchah mit dem beſten Erfolg, und es wurde geleiſtet, was nur immer in der kurzen Zeit und unter dieſen Umſtänden möglich war. Freilich wäre zu wünſchen geweſen, daß er ganz und gar den Oberbefehl über dieſe Bürgergarde übernommen hätte, allein eben ſo ſehr ſchien der Geiſt dieſer Anſtalt einen Hamburger, und einen Bürger, zum Anführer zu erheiſchen, als das Verhältniß eines preußiſchen Offiziers nicht wohl auffordern konnte, ſich einer ſolchen Aufgabe zu unterziehen. Canitz verfaßte jedoch, außer dem wohlthätigen Einfluß, den er im allgemeinen ausübte, für die Bürgergarde eine ſchriftliche Anweiſung, wie ſie ſowohl vor dem Feinde als auch in jedem andern Dienſte ſich zu verhalten habe, und legte ſo den Grund zu einer Anordnung und Brauchbarkeit, die leider nicht Zeit behielt, ſich völlig zu entwickeln.

War in dieſem Zweige der hamburgiſchen Angelegenheiten vieles, was den treuen Freund der vaterländiſchen Sache bekümmerte, und nach Mitteln ausſehen ließ, das Gehemmte zu fördern, das in falſcher Richtung Schreitende zu berathen, ſo mußte in andern Zweigen, die nicht ſo unmittelbar mit der ruſſiſchen Behörde zuſammenhingen, und durch deren Antrieb

gekräftigt werden konnten, der Mangel an lebhafter Regſamkeit und geordnetem Eingreifen zu wahrer Verwirrung werden, für welche man vergebens ſich nach Hülfe umſah. Es wurde bei dieſer Gelegenheit zum Erſtaunen offenbar, wie karg unter die Menſchen die Gabe ſtaatsordnender Einrichtungen und die Fähigkeit zu geſetzgeberiſcher Wirkſamkeit vertheilt ſind. Jeder weiß, was noth thut, jeder erkennt den Fehler, wo es gebricht, jeder fühlt ſich willig, zum Guten zu helfen; aber öffentliches Auftreten, entſchloſſenes Anfangen und Fortreißen der Genoſſen wird durch tauſend Umſtände des bürgerlichen und geſelligen Lebens gehindert, ſo daß es dann immer an dem Erſten fehlt, ohne welchen die zahlreichen Zweiten und Dritten ſich in ungenutzter Anlage verlieren. Der Mangel an ſittlichem Halt in den Begriffen und die Abweſenheit feſter Grundzüge in den Gemüthern des Volks hindern jede durchgreifende Maßregel Einzelner, die nicht von Gewalt, ja von Schrecken begleitet iſt.

Eine Hoffnung jedoch, dieſem Uebel in der Folge abgeholfen zu ſehen, zeigte ſich auch für Hamburg in der gemeinſamen Verwaltungsbehörde, welche der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen für das nördliche Deutſchland einſetzten, und der Leitung des Miniſters Freiherrn vom Stein übertrugen. Die Lage der Dinge forderte laut einen ſolchen Mann, in deſſen ſtarker Seele der Eifer für die vaterländiſche Sache zu heftiger Leidenſchaft geworden war. Sein untadlicher Wandel und die Reinheit ſeiner Geſinnung gaben ihm das Recht furchtloſer Strenge und Wahrheit gegen jedermann. Als ſeine Gehülfen nannte man die treff-

lichſten Männer. In Hamburg hegten mehrere angeſehene Einwohner den Wunſch, es möchte der preußiſche Geheime Staatsrath Niebuhr als Beauftragter der Mächte dort erſcheinen; in ſeiner frühern Stellung als Bankdirektor zu Kopenhagen hatte er den Ruf großer Geſchäftskenntniß und ſtrenger Rechtſchaffenheit erworben, und wiewohl er ſeitdem in Preußen aus aller Staatsthätigkeit zurückgetreten war, um ſich ganz ſeinen gelehrten Arbeiten zu widmen, ſo hatte er doch dieſe bei dem erſten Schimmer der beſſern Hoffnungen wieder verlaſſen, in Berlin ein neues Tageblatt, den preußiſchen Korreſpondenten, gegründet, und ſuchte kräftigſt im vaterländiſchen Sinn einzuwirken. Mit Perthes, Heß, mit Dehn in Altona, und vielen Andern, ſtand er in freundſchaftlichen Beziehungen; es war die Rede davon, aus eignem Antrieb ihn zu berufen, da er denn, an der Spitze ſolchen Zutrauens, leicht die Beſtätigung abſeiten der Mächte würde empfangen haben. Das Gerücht nannte bald auch andre preußiſche Staatsbeamte, denen die Verwaltung der Hanſeſtädte abſeiten Stein's zugedacht ſein ſollte, und mit Wohlgefallen wurde der Name Stägemann vernommen; allein die Ernennung verzögerte ſich, und fiel endlich auf keinen der Genannten, ſondern auf den ruſſiſchen Geheimen Rath von Alopeus, den ältern der beiden Brüder, einen Mann von ſtarkem Karakter und von großem Rufe in der Diplomatik, der aber ſelbſt bekannte, ſich in ſeiner neuen Beſtimmung noch ziemlich fremd zu fühlen. Er war zum Kommiſſarius für die deutſchen Länder nördlich der Elbe beſtellt, traf aber in einer Zeit ein, wo Hamburg ſchon täglich in Gefahr ſchwebte, und er blieb

daher in Mecklenburg, wo er ſpäterhin ſich der hamburgiſchen Sachen zwar annehmen wollte, jedoch ohne Frucht und faſt ſchon ohne Gegenſtand. Für Hamburg fiel alſo dieſe wichtige Hülfe, welche ſich aus der Stein'ſchen Verwaltungsbehörde hätte ergeben können, durch die anfängliche Säumniß und die nachherigen Umſtände gänzlich aus.

Inzwiſchen hatte Tettenborn von Seiten der Dänen immer größere Annäherung erfahren, ſie bewarben ſich fortdauernd um die Freundſchaft der Ruſſen, und ſuchten dieſelbe durch zuvorkommende Gefälligkeit zu verdienen. Nicht nur die Ruſſen und Hamburger, ſondern auch die Engländer ſelbſt, fanden die Elbſchifffahrt vollkommen frei, ſogar von Altona ſegelten Schiffe nach England ab, das Kriegsverhältniß zwiſchen Dänemark und England ſchien vergeſſen; auch ſpäterhin, als die Elbe wegen der franzöſiſchen bewaffneten Fahrzeuge nicht mehr ſicher war, ging der Poſtenlauf nach England durch Holſtein bis zum Ausfluß der Elbe ohne irgend ein Hinderniß. So war auch an die däniſchen Behörden in Holſtein der Befehl von Kopenhagen ergangen, die von den Ruſſen wieder eingeſetzten hanſeatiſchen Obrigkeiten anzuerkennen, und mit ihnen als ſolchen in Verkehr zu treten. Noch entſchiedener bezeigte ſich die freundſchaftliche Geſinnung der Dänen durch die vertrauliche Eröffnung, welche Tettenborn abſeiten der däniſchen Befehlshaber empfing, daß ſie angewieſen ſeien, alle ihre dortigen Truppen, ſobald der General es verlange, ihm zur Beſetzung von Hamburg und Lübeck anzubieten.

Was mit dieſer letztern Zuvorkommenheit gemeint

ſei, erklärte ſich bald durch ein Schreiben des Fürſten Sergius Dolgorukii, der am 23. März mit beſondern Aufträgen des Kaiſers Alexander in Kopenhagen angekommen, und mit dem däniſchen Kabinet in raſche Verhandlung getreten war. Der Kaiſer, wohlgeſinnt für Dänemark, hatte wie überall ſo auch hier den Weg der Güte und Ausgleichung verſuchen wollen, und ſeinen Abgeſandten beauftragt, dem däniſchen Hofe für den Verluſt von Norwegen, der durch die früheren mit Schweden geſchloſſenen Verträge wider Dänemark ausgeſprochen war, reichliche Entſchädigung zu verheißen, im Falle Dänemark gleich auf der Stelle dem franzöſiſchen Bund entſagen und ſeine Waffen mit denen der Ruſſen und Preußen vereinigen wollte. Der däniſche Hof war auf dieſe Eröffnung eingegangen, und wünſchte ſich in der Ausſicht auf jene Entſchädigung zunächſt der Hanſeſtädte zu verſichern. Der Fürſt Dolgorukii, erfreut über das ſchnelle Gelingen ſeiner Unterhandlung, und voll Eifer, der Sache der Verbündeten einen im Augenblicke ſo bedeutenden Zuwachs von Streitkräften zuzuwenden, ſagte den Dänen die einſtweilige Beſetzung von Hamburg und Lübeck zu, und forderte demgemäß Tettenborn auf, ungeſäumt die beiden Städte den däniſchen Truppen zu überlaſſen, und dagegen deren unmittelbare Mitwirkung gegen die Franzoſen zu gewärtigen. Tettenborn, höchſt betroffen über eine Zumuthung, welche den Fortgang des ſo glücklich begonnenen Werkes der Befreiung plötzlich zu hemmen, das Beiſpiel des Aufſtandes gegen den Feind für das übrige Deutſchland zu vernichten, und alle Hülfsquellen dieſer Gegenden für den Augenblick in fremde Hände zu

liefern drohte, war weit entfernt, hierauf ſo ſchnell einzugehen. Er wußte, daß des Kaiſers Abſicht nicht ſei, die kaum hergeſtellte Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Hanſeſtädte gefährden zu laſſen, er durchſchaute die Sache in allen ihren Beziehungen, ſowohl politiſchen als militairiſchen, und verſagte einen Schritt, welchen auszuführen er ſich nicht einmal für befugt halten durfte. Er antwortete dem Fürſten Dolgorukii, daß er eine Sache von ſolcher Wichtigkeit nicht ohne unmittelbaren Befehl ſeiner Kriegsobern entſcheiden könne, und überdies das Geforderte dem Vortheile des Kaiſers und ſeiner Verbündeten keineswegs gemäß halte. Er beförderte ſogleich einen Eilboten in das große Hauptquartier, um über dieſen Vorgang zu berichten, und die wahre Lage der Dinge dort würdigen zu laſſen. Was er vorausgeſehen hatte, geſchah; der Kaiſer Alexander belobte Tettenborn's richtige Anſicht und kluge Zurückhaltung, und empfahl ihm die fernere Behauptung der beiden Städte; der Fürſt Dolgorukii, ſo wurde hinzugefügt, ſei in ſeinem Eifer, wenn auch in beſter Abſicht, zu weit gegangen, und ſeine mit dem däniſchen Kabinet genommene Abrede wurde als ein Ueberſchreiten ſeiner Vollmachten für ungültig erklärt. Den däniſchen Befehlshabern, welche nach den von Kopenhagen empfangenen Weiſungen nun immer zudringlicher ihren Beiſtand anboten, und ſich bereit erklärten, Hamburg und Lübeck mit ihren Truppen zu beſetzen, dankte Tettenborn mit großer Höflichkeit für ihr Anerbieten, von welchem er ſich vorbehielt Gebrauch zu machen, ſobald die Umſtände, die jedoch in dieſem Augenblicke noch nicht dringend wären, es erheiſchen würden. So ſahen ſich

die Dänen, welche gemeint hatten ihre Bereitwilligkeit nur zeigen zu dürfen, um eiligſt in den Beſitz der beiden wichtigen Städte zu gelangen, jetzt nur auf weiteres Abwarten verwieſen, und durch ihr eignes Wort ſich zu denjenigen Leiſtungen verpflichtet, die abgeſondert von dem vorausgeſetzten Gewinn ihnen nur eine bedenkliche Laſt ſeyn konnten!

Das däniſche Kabinet verfolgte indeß, ungeachtet das Ausweichen Tettenborn's einige Verſtimmung verurſachte, ſeine neue Richtung mit thätigem Eifer. Dänemark ſchien in der That, den Verbündeten angeſchloſſen, nach eigenem Willen eine große Rolle übernehmen zu können, ſich gewiſſermaßen die Stelle und das Verdienſt, welche für Schweden offen ſtanden, noch vor dieſem aneignen, und bei günſtiger Wendung des Krieges die größten Vortheile hoffen zu dürfen. In dieſem Sinne wurden ungeſäumt die nöthigen Schritte gethan. Der Graf Karl von Moltke wurde an den ruſſiſchen Kaiſer, der Graf Joachim von Bernſtorff mit umfaſſenden Vollmachten nach London abgefertigt, um Dänemarks Beitritt zu dem Bunde gegen Frankreich anzubieten, und auf möglichſt vortheilhafte Bedingungen abzuſchließen. Tettenborn empfing von beiden Unterhändlern auf ihrer Durchreiſe durch Hamburg die beſten Zuſicherungen über die Entſchiedenheit jenes Beitritts, und über den Nachdruck, mit welchem derſelbe ausgeführt werden würde; ſie wiederholten eifrigſt das Anerbieten däniſcher Hülfstruppen, und in gleichem Sinne lauteten die fernern Briefe des Fürſten Dolgorukii aus Kopenhagen, ſo wie die Erklärungen des Generals von Wegener und des Oberſtlieutenants von

Haffner, welche wiederholt verſicherten, ſie hätten Befehl, ihre Truppen auf das Verlangen Tettenborn's vorrücken zu laſſen. Einen unangenehmen Eindruck machten neben dieſen Verſicherungen einige freilich aus untergeordnetem Betrieb hervorgegangene Verſuche, unter den Einwohnern von Hamburg den Wunſch anzuregen, daß die Stadt ſich in den Schutz und die Obhut Dänemarks begeben möchte, wobei denn die Geſinnungen und Abſichten der Ruſſen mehrfach verdächtigt, und auch die Verhandlungen des Fürſten Dolgorukii in mancherlei Entſtellungen abſichtlich verbreitet wurden. Es war nicht zu verwundern, wenn allerdings manche Hamburger unter ſolcherlei Gerüchten und Vorſtellungen einiges Bedenkliche aufgriffen, und mit der Zuverſicht auch den Eifer ſinken ließen. Doch von andrer Seite wurde derſelbe wieder um ſo ſtärker angefacht.

Während alles dieſes vorging, begann es nämlich an der obern Elbe, nach einem langen, damals unbegreiflich dünkenden, und gewiß höchſt nachtheiligen Stocken der Kriegsbewegungen, nach und nach lebhaft zu werden, und alles deutete auf ein nachdrückliches Vorrücken der Heere. Die Schweden, die noch zögerten, die Dänen, die bereit ſtanden, beide ſchienen kaum noch einigen Theil an dem Feldzuge gewinnen zu können. Das, was geſchehn war, ſchien über das, was bevorſtand, zu täuſchen. Die nordiſchen Hülfstruppen konnten der, wie man meinte, anderweitig genugſam verbürgten Sicherheit Hamburgs ein überflüſſiger Zuwachs erſcheinen, die Aufſtände in den Ländern jenſeits der Elbe verſprachen einen ungeheuren Stoff zur Bil-

20*

dung neuer Kriegsvölker, wie damit auch im Mecklenburgiſchen, in Hamburg und Lübeck thätig fortgeſchritten wurde. Dieſe und ähnliche Betrachtungen mögen wohl Urſache geweſen ſein, daß man nicht für nöthig hielt, neue Truppen nach der untern Elbe abzuſenden, indem nur etwa 150 Mann preußiſcher Dragoner unter dem Major von Schill, einem Bruder des bei Stralſund gebliebenen, als einziger Nachſchub ankamen. Dagegen traf am 17. April der Generallieutenant Graf von Wallmoden in Hamburg ein, der den öſterreichiſchen Kriegsdienſt mit dem großbritanniſchen vertauſcht hatte, aber auch dem ruſſiſchen angehörte, und die Beſtimmung erhalten hatte, einen Heertheil des Nordheers zu befehligen, der aus verſchiedenen Bundestruppen zuſammengeſetzt werden ſollte. Der Ruf ſeiner Auszeichnung in frühern Feldzügen, ſeines hellen Blicks in die Staatsverhältniſſe, ſeiner tapfern Enſchloſſenheit vor dem Feind, und der edlen Eigenſchaften ſeines Gemüths, war ihm vorausgegangen, und vielmals wurde ſein Name in Deutſchland mit großen Erwartungen genannt. Er fand keine andern Truppen vor, als die wenig zahlreichen Abtheilungen Tettenborn's, Dörnberg's und Benkendorf's, und die neuerrichteten, kaum völlig ausgerüſteten und jedenfalls ungeprüften Schaaren, welche wenigſtens einer Beimiſchung alter Truppen bedurft hätten, um an dieſen einen feſten Anhalt zu finden. Da jede jener Abtheilungen in ihrer Weiſe thätig war, und ſchon ihre durch den Augenblick gebotene Aufgabe hatte, ſo war an Zuſammenziehen dieſer Kräfte nicht zu denken, und eben ſo wenig an eine ſtrenge Einheit des Oberbefehls, da auf allen Punkten

die Umſtände ſchnell wechſelten, und raſche Maßregeln forderten. Wallmoden erkannte dieſe Lage der Dinge und wollte nicht ſtörend in ſie eingreifen; er ließ Tettenborn die hamburgiſche Sache in der angefangenen Art fortführen, und begab ſich nach Lauenburg und weiter hinauf an der Elbe, von wo er ſpäter einige glückliche Züge gegen den General Sebaſtiani und den Marſchall Davouſt unternahm.

Tettenborn, der häufig den Uebungen der Fußvölker beiwohnte, und ſowohl die Hanſeaten und Bürgergarden, als auch die Arbeiten an den Feſtungswerken faſt täglich in Augenſchein nahm, hatte auch den Feind nicht aus den Augen verloren, ſondern eine ſtarke Schaar Reiterei nebſt zwei ruſſiſchen Kanonen unter Anführung des Oberſtlieutenants Konſtantin von Benkendorf gegen die Weſer vorgeſchickt. In Bremen war ſeit dem 27. März mit Napoleon's beſondern Aufträgen der General Vandamme angekommen, und ſollte in die vom General Carra-Saint-Cyr nur läſſig betriebene Kriegsanſtalten größere Thätigkeit bringen. Das Erſcheinen der Ruſſen und Hanſeaten ſo nah vor den Thoren ſetzte ihn in Wuth, allein da ihm wenig Reiterei zu Gebote ſtand, ſo konnte er nichts ausrichten. Die kleinen Gefechte fielen ſtets zum Vortheil der Ruſſen aus. Faſt täglich wurden aus dortiger Gegend Gefangene nach Hamburg eingebracht. Mit Ungeduld ſah Tettenborn dem Tage entgegen, an welchem er an der Spitze der neuen Fußvölker ausmarſchiren könnte, um das dem Feind ſo lang überlaſſen gebliebene und unter ſeinen Mißhandlungen ſeufzende Bremen ebenfalls zu befreien und als Hanſeſtadt wiederherzuſtellen.

Man hatte unabläſſig und mit unſäglicher Anſtrengung an der Ausbildung dieſer Truppen gearbeitet; in der Erwartung, ſie in kurzem ſo weit gefördert zu ſehn, daß ſie dem Feind entgegengeführt werden könnten, wurde am 21. April in der großen St. Michaelis-Kirche die feierliche Weihe der Fahnen angeordnet, die von edlen Hamburgerinnen kunſtreich und prächtig geſtickt worden waren. Der ehrwürdige Senior der hamburgiſchen Prediger, Doktor Rambach, verrichtete die Feierlichkeit in Gegenwart Wallmoden's und Tettenborn's, des Senats, und einer großen auserleſenen Verſammlung, unter Paradirung aller in Hamburg anweſenden Truppen. Die allgemeine Stimmung machte den Tag zu einem rührenden und begeiſternden Feſte, und die vaterländiſche Geſinnung wurde hier durch die frommen Eindrücke kirchlicher Gebräuche geſteigert und befeſtigt. Auch das für die Einwohner der Hanſeſtädte eingeführte Zeichen des rothen Kreuzes im weißen Felde wurde nun immer häufiger am Hut getragen, und bald ohne irgend ein Geſetz ſo allgemein, daß ſich niemand ohne daſſelbe zeigen durfte. Als eines beſondern Ausdrucks der Geſinnungen der Hamburger für Tettenborn müſſen wir hier noch gedenken, daß demſelben durch einſtimmigen Beſchluß des Senats und der Bürgerſchaft das Ehrenbürgerrecht ertheilt wurde, eine Auszeichnung, welche ſeit dem tauſendjährigen Beſtehen der Stadt auf dieſe Weiſe vor ihm niemandem widerfahren war. Der Senator Bartels, deſſen Muth und Thätigkeit in dieſen drangvollen Tagen vielfach voranſtehen mußten, erließ an Tettenborn bei Ueberſendung des Bürgerbriefs ein Schreiben, welches ihm ſpäter den Grimm

der Franzoſen und die Aechtung von Seiten des Marſchalls Davouſt zuzog.

Vandamme indeſſen, da er die ruſſiſchen Truppen keinen ihrer häufigen Vortheile mit Nachdruck verfolgen ſah, urtheilte bald, daß es ihnen noch ganz an Fußvolk mangeln müſſe, und wollte daher den Schimpf, von einigen Koſaken und Hanſeaten auf Bremen beſchränkt zu ſein, nicht länger ertragen. Er rückte mit etwa 3000 Mann zu Fuß und 6 Kanonen am 22. April gegen Ottersberg vor, und drängte die ausgeſtellten Poſten bis Rothenburg auf den Haupttrupp zurück, indem die plänkelnden Koſaken wohl wie früher die dichten Maſſen des Fußvolks umſchwärmen, aber nicht durchbrechen, und alſo deren Marſch nicht aufhalten konnten. Allein kaum hatte Benkendorf bei Rothenburg die Zurückgedrängten aufgenommen, als er ſogleich mit ſeiner ganzen Reiterei, unterſtützt von zwei Kanonen, die vorgedrungenen Franzoſen ungeſtüm anfiel, ſie in die Flucht warf, und unausgeſetzt bis vor die Thore von Bremen verfolgte, unter beſtändigem Kartätſchenfeuer, das raſch vorrückend die flüchtigen Reihen lichtete und dem Feinde gegen 300 Mann tödtete und verwundete, während die Reiterei ihm über 100 Gefangene und alles Gepäck wegnahm, das derſelbe mit ſich geführt hatte. Die hanſeatiſche Reiterei hatte an dieſem Gefecht rühmlich Theil genommen, und die gute Vorbedeutung, die man daraus für das Betragen des hanſeatiſchen Fußvolks nehmen konnte, wurde eine Aufforderung mehr, daſſelbe bald auf die Probe zu ſtellen, und etwas Ernſtliches damit gegen den Feind zu unternehmen. Den Tag darauf ging eine ſächſiſche Ab-

theilung, 50 Mann ſtark, mit ihrem Offizier an der Spitze, von den Franzoſen zu den Ruſſen über, indem ſie erklärten, für die deutſche Sache fechten zu wollen. Die Mannſchaft rückte mit Waffen und Zeug unter Anführung ihres Offiziers in Hamburg ein, wo ſie alsdann dem zweiten Bataillon der Hanſeaten einverleibt wurde. Der früher erlaſſene Aufruf an die Sachſen war alſo doch nicht ganz fruchtlos geblieben, wie ſehr auch befeſtigtes Vorurtheil dem Offizier, und vielfache Hinderniſſe anderer Art dem Soldaten dieſen kühnen Schritt des Uebergehens erſchweren mochten. Die vielen Deutſchen, welche Vandamme unter ſeinen Truppen hatte, waren eben ſo geſtimmt wie dieſe Sachſen, und man mußte nur eilen, ihnen die günſtige Gelegenheit zu bieten, durch welche die Geſinnung zur That werden konnte. Die kleinen Gefechte dauerten inzwiſchen fort; ohne Unterlaß wurden Gefangene eingebracht, und eben ſo oft ſolche, die von den Landſtürmern und bewaffneten Bürgern ergriffen waren, als ſolche, die ſich den Koſaken hatten ergeben müſſen. Unter den erſtern befanden ſich häufig Offiziere, und unter andern ein Adjutant des Marſchall Davouſt, Namens Lachelle.

Doch konnten dieſe Vorgänge nicht hindern, daß der Feind, im Bewußtſein des großen Uebergewichts an Fußvolk und Geſchütz, eine entſcheidende Bewegung unternahm, welche die Ruſſen zwang, das linke Elbufer für jetzt aufzugeben. Glücklicherweiſe wurden dieſe frühzeitig von dem feindlichen Vorhaben unterrichtet. Der hannöverſche Poſtmeiſter zu Soltau hatte einen franzöſiſchen Kourier, der ſich als Ueberbringer wichtiger Befehle ankündigte, todtgeſchlagen und die Papiere deſſelben nach

Hamburg an Tettenborn abgeliefert. Aus dieſen ergab ſich, daß der Feind geſonnen ſei, die bei Lüneburg durch Morand's Niederlage vereitelte Bewegung zweier von verſchiedenen Seiten auf einen und denſelben Punkt vorrückenden Truppenabtheilungen in größerem Maßſtabe zu wiederholen. Der Marſchall Davouſt rückte mit 12,000 Mann von der Weſer gegen Lüneburg vor, während der General Sebaſtiani mit 8000 Mann von der mittlern Elbe her gegen Gifhorn marſchirte. Die ſämmtlichen verbündeten Truppen in dieſen Gegenden waren nicht einer einzelnen dieſer feindlichen Abtheilungen gewachſen, um ſo weniger alſo den vereinigten, und die vorgerückte Reiterei mußte daher, um nicht abgeſchnitten zu werden, ungeſäumt von der Weſer zurück auf das rechte Elbufer gezogen werden. Der Rittmeiſter von Herbert war mit 100 hanſeatiſchen Reitern und 250 Koſaken am 27. April noch in Ottersberg, und zog ſich, von 4000 Mann und 4 Kanonen angegriffen, auf den Oberſtlieutenant von Benkendorf nach Rothenburg zurück, wo abermals ein ſehr glänzendes Gefecht Statt hatte, in welchem der Feind mit großem Verluſt zurückgetrieben und verfolgt wurde. Allein da die Franzoſen indeſſen ſchon Lüneburg beſetzt hatten, ſo mußten die Ruſſen von Rothenburg ihren Rückzug gegen die Elbe nehmen. Dieſer geſchah ohne Verluſt, in größter Ordnung; nur eine kleine Anzahl zerſtreut geweſener Koſaken konnte Haarburg nicht mehr gewinnen, ſondern mußte ſich zu Stade einſchiffen, und gelangte auf dieſe Art am 30. April nach Hamburg. Damit der Feind nicht verſuchte nachzufolgen, wurden die vorhandenen Fahrzeuge ſo viel als möglich auf das rechte Elbufer herüber-

gezogen oder zerſtört, die Inſeln und Uebergangspunkte aber durch ausgeſtellte Poſten bewacht, hin und wieder ſogar durch aufgefahrnes Geſchütz geſichert.

Der Marſchall Davouſt hatte ſich nun wirklich mit dem General Sebaſtiani vereinigt, und beide blieben einige Zeit in der Gegend von Haarburg und Lüneburg unſchlüſſig ſtehen; da ſie aber den ſchwierigen Elbübergang nicht zu unternehmen wagten, und ihre wohlerſonnene aber vereitelte Bewegung keinen weitern Zweck haben konnte, ſo kehrte der General Sebaſtiani mit ſeinen Truppen wieder nach der Gegend von Magdeburg zurück, der Marſchall Davouſt hingegen behielt mit ſeiner Hauptmacht Lüneburg und Winſen beſetzt, von hieraus die wichtigſten Elbübergänge bewachend und bedrohend, und ſandte zugleich abwärts nach Stade und Kuxhaven ſtarke Schaaren, um ſich dieſer Orte zu verſichern. Der engliſche Major von Kenzinger begab ſich mit ſeiner Mannſchaft von Kuxhaven an Bord der daſelbſt liegenden Kriegsſchiffe.

Von jetzt an trat für Hamburg die verhängnißvolle Zeit ein, da von Tag zu Tag in unaufhaltſamer Entwicklung ſein Untergang näher kam, der nun durch den ſtets mit neuen Mitteln erneuerten Widerſtand noch eine Zeit lang aufgehalten wurde, bis die Erſchöpfung dieſer Mittel mit der Vermehrung derer des Feindes in größtem Mißverhältniſſe ſtand, und längere Gegenwehr zuletzt unmöglich machte! Bei der großen Uebermacht der Franzoſen konnte man nicht hoffen, durch Angriffe die Vertheidigung kräftig zu führen, man ſah ſich auf die troſtloſe Vertheidigung der bloßen Abwehr beſchränkt, und für lange Zeit darauf angewieſen, alle

Bewegungen und Anſtalten nur nach denen des Feindes abzumeſſen.

Die Franzoſen näherten ſich der Elbe mit großer Vorſicht; es vergingen einige Tage, ehe Davouſt ſein Hauptquartier über Winſen hinaus nach Haarburg zu verlegen wagte. Tettenborn hatte, wie ſchon erwähnt, mit aller Sorgfalt Schiffe, Kähne und Boote von dem jenſeitigen Ufer auf das dieſſeitige ſchaffen laſſen, um dem Feinde den Uebergang wenigſtens zu erſchweren, aber freilich konnte die weite Strecke des Ufers von Kuxhaven bis Haarburg, mit allen Inſeln, Flüſſen und Kanälen, nicht ſo beaufſichtigt werden, daß nicht Schiffe verſteckt geblieben, oder von der däniſchen Seite wieder hinübergegangen wären; in einer auf den Verkehr zu Waſſer ſeit Jahrhunderten eingerichteten Gegend, wo faſt jeder Anwohner des Stroms ein Schiffer iſt, und ſelbſt die täglichen Bedürfniſſe des Lebens von den Bauern zu Schiffe nach den Märkten geführt werden, ließ ſich um ſo weniger in der kurzen Zeit eine genügende Maßregel verfügen, als man an die meiſten Orte nur den Befehl, nicht aber Leute ihn auszuführen, ſchicken konnte, und ein großer Theil des Ufers, das däniſche der ganzen Länge Holſteins nach, der ruſſiſchen Anordnung nicht Folge zu leiſten brauchte. Deſſenungeachtet hatten die Franzoſen in der erſten Zeit große Mühe, auch nur einige Kähne zu finden, und als ſie deren eine geringe Zahl verſammelt hatten, ſahen ſie dieſelben gleich darauf durch eine von Tettenborn zu dieſem Handſtreich ausgeſandte Abtheilung Mecklenburger abgeholt. Sie ließen jedoch nicht nach, ſich deren neue zu verſchaffen, und an dem Eifer, womit ſie die-

ſelben zum Theil auf Wagen aus den innern Flüſſen herbeiführten, konnte man entnehmen, auf wie ernſtliche Unternehmungen es abgeſehen war. So hatten ſie unter andern auch aus der Eſte eine Anzahl Schiffe geführt, und Leute aus der umliegenden Gegend gepreßt, um dieſelben nach Haarburg zu bringen. In der Nacht des 5. Mai's ſchifften abermals etwa 100 Mecklenburger unter der Anführung ihres Oberſten von Both dahin, ſtiegen unter dem feindlichen Feuer an's Land und ſtürzten auf die Franzoſen los, die mit Hinterlaſſung einiger Todten und Verwundeten die Flucht ergriffen. Man ſetzte die gepreßten Leute in Freiheit, und ſie entliefen ſogleich voller Freuden in ihre Heimath, die Schiffe aber, einige 20 an der Zahl, wurden weggeführt. Ein Schiffer, der einen Franzoſen zur Aufſicht hatte, damit er nach Haarburg ſchiffte, ſperrte ihn, als er ſeekrank wurde, in die Kajüte ein, und meinte, da doch die Franzoſen ſagten, ſie wollten nach Hamburg gehen, ſo wäre es wohl am beſten, dieſen gleich dorthin zu bringen. Unter ſolchem wiederholten Verdruß und vielfacher Mühe brachte der Feind doch einige Fahrzeuge endlich zuſammen, baute aber, da ſie nicht hinreichten, zu gleicher Zeit Flöße, die zum Ueberſetzen von Truppen dienen ſollten. Der Marſchall Davouſt war inzwiſchen nach Bremen zurückgekehrt und hatte dem General Vandamme die Leitung der Sachen überlaſſen.

Tettenborn's Aufgabe war, Hamburg auf das äuſſerſte zu vertheidigen, und er hatte von Anfang laut erklärt, daß er hiezu feſt entſchloſſen ſei. Sein Entſchluß wurde zwar von manchen Seiten getadelt, auch von ſonſt Kriegskundigen, die nur das Unmilitairiſche

der Stellung in's Auge faßten. Allein die Wichtigkeit des Platzes, die Verpflichtung gegen die Einwohner, und die aus dem großen Hauptquartier empfangenen Weiſungen durften kein Zurückweichen erlauben, ſo lange nur noch die Möglichkeit des Behauptens fortdauerte. Demnach ordnete Tettenborn folgende Maßregeln an. Der größte Theil der Reiterei wurde aus der Stadt, wo ſie nur hindern konnte, und im Fall eines Unglücks verloren war, hinausgezogen und auf das Land verlegt. Das Fußvolk, in allem etwa 3300 Mann ſtark, wurde folgendermaßen vertheilt. Das erſte hanſeatiſche Bataillon beſetzte die Inſel Wilhelmsburg, das zweite die Stellung beim Eichbaum und dem Ochſenwärder, das dritte den Zollenſpieker und die Hooper Schanze; jedes dieſer drei Bataillone zählte ungefähr 600 Mann. Das Lauenburger Bataillon von 700 Mann war in Bergedorf und beim Zollenſpieker vertheilt; ein Bataillon aus Bremen und Verden, nur etwa 300 Mann, rückte ebenfalls nach Bergedorf, welches der einzige Verbindungspunkt war, der mit Wallmoden offen blieb, und für den Fall eines Unglücks geſichert ſein mußte. Die hannöverſchen Jäger, kaum 100 Mann, verſtärkten das Bataillon Hanſeaten auf der Inſel Wilhelmsburg. Zur Beſetzung der Stadt Hamburg ſelbſt blieb nur das Bataillon Mecklenburger, 700 Mann ſtark, von denen jedoch zwei Compagnieen gleichfalls nach Wilhelmsburg beordert waren, und dann noch ungefähr 3000 Bürgergarden übrig, denn nur ſo viele hatte man von 7200 eingeſchriebenen gehörig bewaffnen können. Von dem ſchweren Geſchütz, das ſich auf der hamburgiſchen Admiralität noch vorräthig gefunden, waren zwei Vierundzwanzigpfünder auf

Lavetten gebracht, und einer beim Zollenſpieker, der andere auf der Spitze von Wilhelmsburg gegenüber Haarburg, ſo wie an jedem dieſer Punkte noch zwei leichtere Kanonen und eine Haubitze aufgepflanzt worden. Auch Schiffe hatte man eiligſt ausgerüſtet und bemannt; ein Kutter von 6 kleinen Kanonen lag bei Haarburg, ein anderes Schiff von eben ſo vielen Kanonen beim Zollenſpieker, die haarburgiſche Jacht von 8 Kanonen dicht vor dem Hafen. Die Seeleute, welche ſich auf dieſen Schiffen befanden, waren eben ſo wenig, wie ihre Anführer, mit dem Kriegsdienſte vertraut, und dieſer Umſtand verminderte ſehr den Gebrauch einer Waffe, bei der, mehr als bei jeder andern, Kenntniß und Urtheil den tapfern Muth unterſtützen müſſen. Die Ueberſchwemmungen wurden bereit gehalten, die Schanzarbeiten unabläſſig fortgeſetzt. Tettenborn ſäumte nicht, die plötzlich bedrängt gewordene Lage von Hamburg ſowohl an Wallmoden und in das Kaiſerliche Hauptquartier, als auch nach London und Stralſund zu berichten, an welchem letzteren Orte ſtündlich der Kronprinz von Schweden erwartet wurde, deſſen Truppen ſchon größtentheils in Mecklenburg ſtanden, und den Franzoſen der Zahl nach wohl die Spitze bieten konnten. Aus England erwartete man eine Anzahl Kanonierſchaluppen, die zur Beherrſchung der Elbe und ihrer Inſeln unentbehrlich und von Tettenborn dringend gefordert worden waren; zwar konnte ihre Ankunft durch die Dänen bei deren noch zweifelhaftem Verhältniſſe zu England erſchwert, aber ſelbſt durch die Kanonen der Feſtung Glückſtadt nicht ganz gehindert werden, und man durfte hoffen, daß die däniſchen Befehlshaber in Holſtein, welche von der Sendung des

Grafen von Bernſtorf nach London unterrichtet waren, den Engländern nicht allzu große Schwierigkeiten machen würden.

Von der Höhe des St. Michaelisthurms ließ Tettenborn jede Bewegung der Franzoſen genau beobachten; man ſah ihren Uebungen und Anſtalten zu, und zählte im voraus jedes Stück Geſchütz, das ſie in ihre Batterien aufführen wollten. Noch glaubte er ſie durch Scheinangriffe hinhalten zu können, und ließ bald ihre Uebungen durch Kanonenſchüſſe ſtören, bald mitten in der Nacht vierundzwanzigpfündige Kugeln in ihr Lager ſenden, und ſogar kleine Abtheilungen wieder über die Elbe ſetzen, und die Gegend beunruhigen. Am 6. Mai früh ging ein Theil des zweiten hanſeatiſchen Bataillons, von dem Ochſenwärder aus, auf das jenſeitige Ufer; noch ehe dies völlig erreicht war, ſprangen die jungen Leute ungeduldig aus den Kähnen in's Waſſer, und wateten dem Deiche zu, den der Feind ſehr gut beſetzt hatte; der ungeſtüme Angriff warf ihn aber auf ſeine Unterſtützungsposten zurück, wo das Gefecht anderthalb Stunden lang mit hartnäckiger Tapferkeit von den Hanſeaten fortgeſetzt ward, die ſich vor dem überlegenen Feind erſt dann zurückzogen, als ſie ſich verſchoſſen hatten. Ihr Verluſt war gering, er beſtand in 2 Todten und 10 Verwundeten, während der Feind durch die Ueberraſchung und anfängliche Flucht viele Leute verloren hatte.

Der Wechſel des Krieges wog aber dieſe kleinen Vortheile bald wieder durch eben ſolche Nachtheile auf, welche durch keine Achtſamkeit und Sorgfalt völlig zu vermeiden ſind. Durch einen unglücklichen Zufall ging

ſo der bei Haarburg aufgeſtellte Kutter verloren, indem während der Ebbe, da er auf dem Grund lag, einige Franzoſen herangeſchlichen und hinaufgeklettert waren, wo ſie die ſchlafende Wache niedermachten und die Beſatzung gefangen nahmen. Damit dieſes Schiff den Franzoſen, welche daſſelbe ſogleich ſtark beſetzten und flott zu machen ſuchten, nicht gewonnen bliebe, ſo ſchoß man es durch den auf der Wilhelmsburg aufgepflanzten Vierundzwanzigpfünder völlig zuſammen, und tödtete oder verwundete zu gleicher Zeit einen großen Theil der Beſatzung, deren Klagegeſchrei man vernehmen konnte. Auch das Schloß Haarburg wurde mehrmals beſchoſſen und mit Granaten beworfen, weil man das franzöſiſche Hauptquartier darin vermuthete; der Verſuch, es in Brand zu ſetzen, wollte jedoch nicht gelingen.

Es fand kein Zweifel darüber Statt, daß Hamburg ſich in einer höchſt bedroheten Lage befände; die franzöſiſchen Truppen ſah man mit jedem Tage ſich vermehren, und nach Maßgabe dieſer Vermehrung ſich zu ernſtlicherern Unternehmungen bereiten. Sie waren meiſtens ungeübte neue Soldaten; doch dieſer Umſtand traf leider die Truppen, denen die Vertheidigung Hamburgs oblag, in größerem Maße, und war bei den Franzoſen, die wegen ihrer Zahl und Stellung die Angreifenden ſein mußten, durch die Kräftigung, welche der Angriff gewährt, einigermaßen aufgewogen. Der Fürſt Dolgorukii, der in dieſen Tagen aus Kopenhagen in Hamburg eintraf, verſicherte zwar, die Dänen würden niemals zugeben, daß die Franzoſen wieder nach Hamburg kämen; allein es war Tettenborn nicht verborgen geblieben, daß die Dänen, verdrießlich über die vereitelte

Hoffnung, die Hanſeſtädte an ſich zu bringen, noch immer in Ungewißheit ſchwankten, und manche zweideutige Schritte thaten, indem ſie mit den Franzoſen neue Verbindungen ſuchten. Die Einwohner Hamburgs, welche von den Freuden und den Genüſſen der Freiheit ſtärker und ſtärker auf die Arbeiten und Drangſalen derſelben hingewieſen wurden, bezeigten noch immer Eifer genug, doch war es natürlich, daß viele derſelben, hellſehend oder mißtrauiſch, an dem Ausgange dieſer ſchwierigen Verhältniſſe zweifelten, andere ſogar jede Rettung für unmöglich hielten; die ſpäterhin immer zahlreicheren Auswanderungen, beſonders der Frauen und Kinder, fingen ſchon in dieſer Zeit an; ſie konnten jedoch nicht auffallend ſein, weil um Hamburg her das nächſte holſteiniſche Gebiet mit Landhäuſern beſäet iſt, die das Eigenthum von Hamburgern ſind, und jetzt eben auch, wie gewöhnlich für den Sommer bezogen wurden. Viele Schiffe, befrachtete und leere, ſegelten aus dem Hafen, wenn auch nur bis Altona, um dort ſicherer zu ſein. Der Handel ſtockte völlig, die meiſten Gewerbe ruhten, und alles dachte nur an Waffen und Krieg, vorzüglich in der unterſten Volksklaſſe, die ſich beſonders thätig und muthvoll zeigte, und keine andere Meinung, als die der hartnäckigſten Gegenwehr, aufkommen ließ. Die Gewalt, womit der Donner des Geſchützes unwillkürlich das Gemüth in furchtbare Einbildungen verſetzt, übte jedoch auch hier ihre zauberhafte Wirkung häufig aus, und ein hallender Kanonenſchuß brachte anfangs die ganze Stadt in Unruhe und Bedenklichkeit; die Behörden dachten wenigſtens das Geld zu retten, und ſtellten jede Auszahlung, oft der dringendſten Bedürfniſſe, vorſichtig

ein, bis man nach und nach einigermaßen erkannte, wie unwirkſam und nichtsbedeutend oft die heftigſten Kanonaden ſind.

Das Vertrauen der Einſichtigern ſank noch mehr, als die Nachrichten aus Sachſen nur ein langſames Vorrücken der verbündeten Heere, und bald eine blutige Schlacht meldeten, die zwar als ein Sieg verkündet wurde, aber doch das Zurückgehen der Sieger zur Folge hatte. Verbunden mit dieſen Nachrichten wirkte die Thatſache, daß der ſchon bis Bremen zurückgedrängt geweſene Feind wieder im Angeſichte von Hamburg ſtand, verwirrend und niederſchlagend. Man wußte, daß Rußland und Preußen thätig mit Oeſterreich unterhandelten, und alle Hoffnung hatten, das Bündniß gegen Napoleon durch dieſe Macht verſtärkt zu ſehen. Allein bis zur Ungeduld ermüdete das Zögern, welches inzwiſchen alle Urternehmungen traf; man begriff die Nachſicht und Schonung nicht, welche hinſichtlich des Beitritts von Sachſen Statt fand, und man klagte laut, daß ſelbſt die Aufrufe und Anreden an Volk und Truppen, früher ſo reichlich ausgetheilt, jetzt verſtummten. Die Unterhandlungen ſchienen ſich verderblich zu durchkreuzen; die Führung der Heere glaubte man, wenn ſie auch in guten Händen ſei, doch wieder in allen den Hinderniſſen befangen, durch welche ſo oft die gemeinſamen Unternehmungen vereitelt worden. Auch glaubte man keine Bürgſchaft der Ausdauer zu erblicken, und fragte ſich, was bei einem Frieden, der etwa jetzt geſchloſſen würde, irgend Günſtiges für Hamburg zu erwarten ſei? Uebelgeſinnte ſuchten ſelbſt die Abſichten der Verbündeten zu verdächtigen, die Unterhandlungen

des Fürſten Dolgorukii in Kopenhagen wurden zur Sprache gebracht, und es fehlte nicht an Leuten, welche geradezu behaupteten, Hamburg und Lübeck ſeien ſchon Eigenthum der Dänen, und man ſcheute ſich nicht, angeſehene Namen zu nennen, um dergleichen zu erhärten. Dieſe Zweifel und Unſicherheiten wirkten in Hamburg und in der ganzen Umgegend höchſt verderblich; an die Stelle des früheren Eifers trat ängſtliches Zurückhalten, ja Manche ſuchten im Stillen mit dem Feinde ſich abzufinden, während die Meiſten doch zu weit vorgeſchritten waren, um ſolchen Ausweg auch nur verſuchen zu können. Die engliſchen Behörden hielten für nöthig, um bei den hannöverſchen Unterthanen nicht alle Luſt zur Theilnahme am Kriege erſterben zu ſehen, in die Zeitungen eine Bekanntmachung einrücken zu laſſen, die aus höherem Auftrag die Zuſicherung ertheilte, daß England niemals in die Abtretung Hannovers willigen würde.

Durch dieſe allgemeinen Bezüge mußte natürlich auch Tettenborn ſich mehr oder minder gehemmt fühlen. Wirklich hatten die verbündeten Mächte, von ernſten Erwägungen geleitet, und beſonders auch durch die mit Oeſterreich angeknüpften Verhandlungen bewogen, unter ſich den Grundſatz feſtgeſtellt, daß in Deutſchland fernerhin keine Aufſtände und Volksbewegungen angeſtiftet, ſondern der Eifer und die Kraft der Völker nur nach Maßgabe des Vorrückens der Heere unter der Obhut geregelter Verwaltung benutzt werden ſollten, weßhalb denn auch in den Ländern, welche im Rücken der franzöſiſchen Heere oft ganz von Truppen entblößt nur eines Anſtoßes zum Ergreifen der Waffen bedurften, ein

ſolcher nicht verſucht, ſondern im Gegentheil die ſchon entzündeten Flammen eher gedämpft wurden. Aber dieſes öffentlich auszuſprechen, wäre kaum thunlich geweſen, beſonders da für die Franzoſen die Volksaufſtände das größte Schreckbild blieben, und Hamburg großentheils durch dies nur ſich noch erhielt. Nur ſelten im Falle, den Hamburgern ſichre und tröſtliche Nachrichten mitzutheilen, nicht befugt, ihren Eifer noch heftiger anzufachen, und nicht willens ihn zu täuſchen, ſah auch Tettenborn ſich genöthigt, in dieſer Zeit, wo man Aufrufe und Bekanntmachungen am meiſten erwartete, mit ſolchen keineswegs freigebig zu ſein. Wir weiſen auf dieſe Umſtände hin, weil Unkundige ihm jene Unterlaſſung zum Vorwurf gemacht haben.

In dieſer Lage der Dinge wurde die Stadt plötzlich durch die Nachricht erſchreckt, daß der Feind auf Wilhelmsburg gelandet ſei, und indem er die flüchtigen Schaaren vor ſich hertreibe, mit Macht gegen Hamburg vorrücke. Die Inſel Wilhelmsburg hat einen flachen Marſchboden, der überall von Waſſergräben durchſchnitten iſt, ſo daß man ſich mit Truppen und Geſchütz nur auf den Deichen bewegen kann, welche rings in mancherlei Bogen die Inſel vor der Fluth ſchützen, und ſelbſt dieſe ſind bei ſchlechtem Wetter kaum zu befahren. In Betracht dieſes Umſtandes hatte Tettenborn die ſüdliche Spitze der Inſel, wegen ihrer Entlegenheit von aller Unterſtützung, als durchaus unhaltbar gegen einen ernſthaften Angriff im voraus preisgegeben, und weil man doch einmal, um die Elbe und Haarburg zu beſtreichen, das Geſchütz dorthin hatte bringen müſſen, wo es weder zu retten noch zu vertheidigen war, die Vorkehrung ge-

troffen, daß die Kanonen, im Fall ſie zurückzulaſſen wären, auf der Stelle unbrauchbar gemacht werden könnten. Als der günſtigſte Ort für den Widerſtand war der nördliche Theil der Inſel und die ſogenannte Feddel auserſehn, wo auch an Verſchanzungen thätig gearbeitet wurde. Als daher in der Nacht vom 8. zum 9. Mai der General Vandamme, unter Begünſtigung der Dunkelheit, mittelſt zuſammengebrachter Flöße eine ſtarke Truppenmacht, deren 5500 Mann bei Haarburg verſammelt ſtanden, überſetzen und auf Wilhelmsburg landen ließ, mußte der Oberſt Graf von Kielmannsegge, welcher auf der Inſel den Befehl führte, ſeine vordern Poſten auf die Feddel zurückziehen, und ſeinen eigentlichen Widerſtand dort erſt anheben. Allein der Feind hatte unglücklicherweiſe die äußerſten Feldwachen in ſträflicher Ruhe überraſcht, und war deßhalb ſchneller herangekommen, als man von ſeiner Landung benachrichtigt war. Die Unordnung und Verwirrung, welche dadurch unter den jungen und unerfahrnen Truppen entſtand, und bald, nach einigem vergeblichen Schießen, in übereilte Flucht überging, konnte den Verluſt der ganzen Inſel nach ſich ziehen, da eine geraume Zeit das Bemühen der wenigen Offiziere, die für ſolche Fälle Erfahrung und Kenntniß hatten, vergeblich blieb, und in dem wirren Getümmel hätte ſelbſt die Feddel von dem Feinde genommen werden können. Doch wagten die Franzoſen nicht, ſo raſch vorzugehen. Tettenborn, der ſein Hauptquartier auf dem Grasbrook hatte, ſandte nach Wilhelmsburg 2 Kompagnieen Mecklenburger zur Unterſtützung, und den Rittmeiſter von Canitz, der die Leitung der Sachen übernahm; dieſer ſammelte die zer=

ſtreute Mannſchaft, ſtellte ihre Reihen her, und flößte ihnen durch ſeine eigne Feſtigkeit neues Vertrauen und neuen Muth ein; dann ſetzte er ſich an die Spitze der Mecklenburger, ermahnte ſie mit kurzen, ſcharfen Worten, und führte ſie voran zum Angriff, die Hanſeaten folgten. Alles rückte im Sturmſchritt vor, und ehe man zum Handgemenge kam, warf ſich der Feind eiligſt in die Flucht, die er durch Anzünden einiger Häuſer und einer Mühle zu decken ſuchte. Während des Verfolgens traf Canitz unerwartet den däniſchen Oberſtlieutenant von Haffner, der als Parlementair zu den Franzoſen gegangen war, angeblich um ſie zu benachrichtigen, daß die Dänen ihnen nicht geſtatten würden, ſich wieder in den Beſitz von Hamburg zu ſetzen. Er war von ungefähr 20 Franzoſen umgeben, mit denen er in die Hände der Ruſſen fiel, und dies Zwiſchenereigniß veranlaßte einen kurzen Waffenſtillſtand, während deſſen man ſich wechſelſeitig erklärte. Der Oberſtlieutenant von Haffner wurde ſogleich freigegeben, die ihn begleitenden Franzoſen aber gefangen genommen, weil auch auf deren Seite einige Hanſeaten, die dem Stillſtande vertraut hatten, hinterliſtig waren feſtgehalten worden. Der Feind wurde darauf wieder unter das Feuer ſeiner jenſeitigen Kanonen verfolgt, und in weniger Zeit die ganze Inſel gereinigt, bis auf die ſüdliche Spitze, die von dem feindlichen Geſchütz beſtrichen wurde. Dies Gefecht hatte dem Feinde an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 300 Mann gekoſtet. Die Hanſeaten und Mecklenburger hatten 150 Mann verloren, worunter 13 Offiziere. Die Kanonen, altes hamburgiſches Geſchütz, waren vernagelt zurückgelaſſen worden.

Die Franzoſen hatten gleichzeitig einen Angriff auf den Ochſenwärder gemacht, und fingen an, hier ſich allmählig auszubreiten, indem ſie die 600 Hanſeaten, welche dort aufgeſtellt waren, zurückdrängten. Tettenborn beorderte auf dieſe Meldung das Lauenburgiſche und das dritte hanſeatiſche Bataillon von Bergedorf und dem Zollenſpieker her dem auf Ochſenwärder gelandeten Feind in die rechte Flanke; dieſe Truppen griffen lebhaft an, und die Franzoſen, welche abgeſchnitten zu werden fürchteten, widerſtanden nicht lange, ſondern ſchifften ſich mit einem Verluſt von 200 Mann wieder ein, indem ihre Batterieen auf dem jenſeitigen Ufer ein heftiges Feuer machten, um den Rückzug zu decken. Die Hanſeaten hatten hier etwa 150 Mann verloren, worunter 7 Offiziere.

Dieſe beiden Gefechte waren glücklich geendigt worden, allein der gute Erfolg konnte nicht die Einſicht täuſchen, die ſich aus den beiden Vorgängen für die Hamburger ebenſowohl, als für Tettenborn und ſeine Offiziere in der Schwäche und Mißlichkeit der ganzen Lage eröffnet hatte. Dem Feinde konnte dieſe Lage wenigſtens nicht ganz verborgen geblieben ſein, er durfte ohne bedeutenden Nachtheil denſelben Verſuch hundertmal wiederholen, der ihm nur Leute, woran er Ueberfluß hatte, koſtete, während auf der ruſſiſchen Seite auch der Sieg die ſchon ſo geringe Truppenzahl vermindern, und ein einziger Unfall beim Zollenſpieker, Ochſenwärder, oder auf Wilhelmsburg, die Stadt auf's Spiel ſetzen mußte. Tettenborn meldete ſeine Lage durch Kouriere auf's neue, an allen Orten, wo er glaubte Hülfe und Unterſtützung zu erlangen, während

er zugleich eifrig daran dachte, die vorhandenen Mittel in ſich ſelbſt zu verſtärken. So abgeneigt von jeher alle Kriegsleute ſind, den Befehl von Landſtürmen, Aufgeboten und andern, mehr durch Willen und Eifer, als Zucht und Uebung, beſtehenden Bewaffnungen zu übernehmen, ſo gab doch Tettenborn ſich der Nothwendigkeit des Augenblicks willig hin, und verſuchte, ſich auf die Bürgergarden zu ſtützen, die ſeinem Wunſche allerdings begierig entgegenkamen, und laut begehrten, an der Vertheidigung der Stadt Theil zu nehmen, ja gegen den Feind auszumarſchiren. Heß hatte in der kurzen Zeit dennoch eine gewiſſe Ordnung und Haltung eingeführt; der Ernſt und das Gewicht der Ueberlegung ihres Zuſtandes entfernten jeden Uebermuth, und machten Geſetzmäßigkeit und Eintracht wünſchen und fördern. Sie mußten dem Feinde furchtbar ſein, da dem einzelnen Soldaten der Volksaufſtand ſchrecklicher und verderblicher iſt, als geregelte Truppen, und da jedem bekannt war, daß dieſe Bürger genug gegen ihren ehemaligen Herrſcher verbrochen hatten, um wohl zu fühlen, welche Strafen ſie abzuwehren hätten.

Die neuen Vorkehrungen fanden ſchnell Gelegenheit ſich zu bewähren. Nachdem es nämlich den Vormittag des 10. Mai's ruhig geblieben war, entſtand plötzlich gegen Mittag ein großer Allarm, es hieß, die Franzoſen wären 7000 Mann ſtark in Billwärder eingedrungen, und rückten gegen das Steinthor. Die Trommeln gingen in allen Straßen, die Sturmglocken wurden geläutet, Reiter ſprengten hin und her, alles eilte zu den Waffen, Schaaren von Flüchtlingen, mit Weibern, Kindern und Gepäck zogen zu den Thoren hinaus, und ſchlugen

größtentheils den Weg nach Altona ein, wo man ſich einſtweilen am ſicherſten glaubte. Die Bürgergarden eilten auf ihre Waffenplätze, und fanden ſich jetzt zum Ernſte zahlreicher ein, als jemals zuvor zu den Uebungen. Es war ein herzerhebender Anblick, dieſe wackern Bürger mit Muth im Blick, das Gewehr oder die Pike in der Hand, aus ihren Häuſern hervorſtürzen, durch die Straßen eilen, und bei ihren Bataillons eintreten zu ſehen. Das friedliche, gewerbfleißige, üppige Hamburg ſchien ſtatt des Goldes jetzt nur Eiſen zu haben! Wie alles bereit ſtand, und gegen den Feind zu marſchiren dachte, ergab ſich, daß der Lärm bloß durch einen unbedeutenden Scharmützel, bei dem einige Schüſſe gefallen, veranlaßt worden, und kein Franzoſe mehr dieſſeits der Elbe ſei. Tettenborn war unterdeſſen nach dem ſogenannten Letzten Heller hinausgeritten, wo der bedrohte Punkt zu ſein ſchien, und hatte perſönlich alle Maßregeln angeordnet, um der etwanigen Gefahr zu begegnen. Ein Bataillon Bürgergarden wurde nach dem Grasbrook, ein anderes bis zur blauen Brücke beordert, wo ſie gleich alten Truppen unter freiem Himmel biwakirten. Jedoch blieb alles ganz ruhig. Die Dänen, ungeachtet ſie bei dieſen Ereigniſſen lauer geworden waren, und eine Veränderung in den Abſichten ihres Hofes vorausſehen konnten, hatten gleichwohl noch keinen Gegenbefehl erhalten, und ſollten ihrem Verſprechen gemäß zur Vertheidigung Hamburgs beitragen; Tettenborn, durchdrungen von der Einſicht in die Unzulänglichkeit ſeiner eignen Mittel, und ohne Hoffnung deren größere noch zu rechter Zeit von andrer Seite zu bekommen, nahm von dem entſtandenen Tumult Anlaß, die Dänen

zur Hülfleiſtung aufzufordern, die er freilich nur in der äußerſten Noth begehren wollte, weil zu befürchten ſtand, daß die hereingezogenen Truppen nicht wieder hinauszubringen ſein würden; aus gleichem Grunde, um nicht ganz in ihre Hände zu gerathen, wurde auch nur eine mäßige Truppenzahl gefordert, da ſchon der Eindruck däniſcher Uniform gut auf die Bürger und unangenehm auf die Franzoſen wirken mußte. Tettenborn hatte die Unterhandlungen darüber mit dem Oberſtlieutenant von Haffner in Altona, und mit dem General von Wegener, der in der Gegend von Schiffbeck etwa 3900 Mann befehligte, angefangen, und trotz dem, daß nicht wenige Schwierigkeiten gemacht wurden, ſo weit geführt, daß der General von Wegener endlich Abends auf dem Letzten Heller perſönlich erſchien, und alles Verlangte zu leiſten verſprach.

Am folgenden Tage, den 11. Mai, blieb alles ruhig. Es kam ein franzöſiſcher Parlementair, der Oberſtlieutenant Reveſt, vom Generalſtabe des Generals Vandamme, auf der Elbe am Eingange des Hafens an, und wurde von dort unter Begleitung zweier Offiziere nach dem Baumhauſe gebracht. Sein Verlangen, den General Tettenborn zu ſprechen, wurde ihm rund abgeſchlagen, daher er ſich bequemen mußte, ein Schreiben vom General Vandamme abzugeben, und ſeinen mündlichen Auftrag den beiden Offizieren zu ſagen. Er begann mit der prahleriſchen Erwähnung des Siegs, welchen Napoleon bei Lützen erfochten habe, und ſchloß mit der Aufforderung, daß die Ruſſen Hamburg, um dieſe wichtige Stadt nicht der Verwüſtung auszuſetzen, durch Vertrag übergeben ſollten. Einige

zurechtweiſende Antworten brachten ihn bald außer Faſſung, und er wußte nun in ſeinem Aerger bloß über die lange Zeit zu klagen, die er auf Antwort warten mußte, da man ſein Schreiben nach dem Letzten Heller hatte ſchicken müſſen, wo Tettenborn daſſelbe erſt bei ſeiner Wiederkehr von einer Beſichtigung vorfand, und dann ſogleich beantwortete. Gegen Abend fuhr der Parlementair ab, nicht ohne Schauder über den Anblick des zahllos am Hafen wimmelnden Volkes, das in ſeiner Wuth kaum zu zügeln war. Als es dunkel geworden, kam er unvermuthet zurück, unter Betheurungen, daß die Franzoſen ihn jetzt nicht mehr erkennen, und vom Ufer aus das Boot in Grund ſchießen würden, worauf man ihm denn bewilligte, auf dem Blockhauſe zu bleiben, von wo er am andern Tage nach vielem ungebärdigen Betragen über Wilhelmsburg nach Haarburg zurückkehrte. Das Volk bezeigte ein großes Vergnügen darüber, daß ihn Tettenborn nicht hatte ſprechen wollen, und obgleich über ſeine Sendung nichts bekannt gemacht wurde, ſo war es doch bald ruchtbar, daß ſeine Aufforderung ſchnöd' abgewieſen worden.

Den 11. Abends rückten nun wirklich die Dänen in Hamburg ein, zur unbeſchreiblichen Freude der Einwohner, die ſich nun ſchon für ganz gerettet und für immer geſichert glaubten; ein Bataillon nebſt 10 Kanonen zog auf den Grasbrook, ein anderes wurde auf dem Hamburgerberg aufgeſtellt, ebenfalls von einer Batterie unterſtützt, während andere Truppen ſich bei Bergedorf verſammeln ſollten, um den Zollenſpieker im Auge zu behalten. Mit unglaublichem Eifer wurde

für die Dänen von den Bürgern geſorgt; nur daß ſie im Biwak lagen, ſonſt konnten ſie Gäſte ſcheinen, die man eingeladen, um ſie zu bewirthen, ſo reichlich wurde ihnen an Speiſe und Getränken das Beſte dargereicht. Sie erſchienen als gute Nachbarn, die in der Noth hülfreich bei der Hand ſind, und die brave Mannſchaft hatte in der That keinen andern Wunſch, als nun wirklich einmal auf die Franzoſen loszuſchlagen, mit welchen ſie durch einen verabſcheuten Bund, der ihren Groll eben ſo ſehr heimlich genährt, als öffentlich zurückgehalten hatte, ſo lange Zeit vereinigt geſchienen.

Um die Dänen gleich in die Sache thätig einzuführen, und ihre Anweſenheit beſtens zu benutzen, wollte Tettenborn am folgenden Tage einen allgemeinen Angriff auf die Wilhelmsburg machen, wozu auch einige Kompagnieen Bürgergarden ſich freiwillig erboten. Hier aber zeigten ſich gleich die Bedenklichkeiten der däniſchen Anführer; ſie hatten bei Bewilligung der Hülfe nach den früher erhaltenen Befehlen gehandelt, die ſie jetzt, bei ſo veränderten Umſtänden, gegenüber den wieder zum Angriff herangerückten Franzoſen, nicht mehr in ganzem Umfang auszuführen und doch auch nicht ganz zu unterlaſſen wagten; ſie ſahen wohl, daß Tettenborn ernſtlich vorhabe, ſie mit in den Krieg hinein zu verwickeln, und zu Maßregeln zu treiben, die in Kopenhagen gemißbilligt werden konnten; doch wollten und durften ſie auch nicht unnütz daſtehen, während ſelbſt die Bürger in's Feuer gingen, und ſo ſtellten ſie denn, nach vielem Verhandeln, die Bedingungen feſt, daß ihre Truppen, ihr Geſchütz und ihre Kanonenboote vertheidigungsweiſe aus ihren jetzigen Stellungen dem Feinde

wehren würden, nach Hamburg vorzudringen; daß aber nur zwei Kompagnieen auf Wilhelmsburg hinübergeſchifft werden ſollten, um die dortige Beſatzung zu verſtärken. Die letztere Beſchränkung blieb wenigſtens noch geheim, und ließ denn doch für Freund und Feind die Thatſache ſichtbar werden, daß die Dänen gegen die Franzoſen kämpften, und ſchon um deßwillen befahl Tettenborn, ſobald die zwei Kompagnieen übergeſetzt waren, raſch zum Angriff vorzurücken. Dies geſchah von der Feddel her mit großem Ungeſtüm; Dänen, Mecklenburger, Hanſeaten, Bürgergarden, alles wetteiferte an Tapferkeit, und eine franzöſiſche Brigade leichter Truppen unter dem General Gengould wurde in die Flucht geſchlagen. General Vandamme eilte hierauf ſelbſt herbei, und ſtürzte mit der Diviſion Dufour auf die Verbündeten, die in zu lebhaftem Verfolgen ihre Ordnung nicht genug bewahrt hatten, und nun, von der großen Uebermacht gedrängt, ſie ſo ſchnell nicht wiederfinden konnten. Das Gewehrfeuer war ſehr heftig, kaum eine Viertelſtunde hielten die kleinen Schaaren den Andrang der großen Maſſen zurück, dann aber mußten ſie den Rückzug nach der Feddel nehmen. Hier war eine Kanone auf dem Deiche aufgepflanzt, die aber den Feind nicht beſchießen konnte, weil die eignen zurückkommenden Truppen den Weg verſperrten. Eine Schanze lag ſeitwärts des Deiches, um die Rückkehrenden aufzunehmen, die von hieraus dem Feinde, der auf dem Deiche marſchiren mußte, jedes weitere Vordringen unterſagen, und ſich gegen eine viel größere Uebermacht halten konnten. Unglücklicherweiſe ergriff der Schrecken des plötzlich herangenaheten Gefechtes eine Anzahl von eini-

gen hundert Schanzarbeitern, die aus der Schanze auf den Deich und eiligſt rückwärts nach dem Ueberſchiffungsplatze flohen, ihr Hinausdringen hinderte die Truppen ſich in die Schanze zu werfen, vermehrte die Verwirrung, und riß endlich alles in übereilte Flucht fort; die Truppen, anſtatt die Schanze zu beſetzen und von dort aus den Feind zu hemmen, ſuchten nur die Schiffe zu erreichen, um nach dem Grasbrook zurück zu gelangen. Man machte den Dänen den Vorwurf, die Flucht begonnen zu haben, wenigſtens hatte Tettenborn ſie mit Abſicht an die Spitze des Angriffs geordnet; die Hanſeaten waren die letzten, welche das Feld räumten, und verloren am meiſten, unter andern ihren Bataillonsführer, der mit einer Anzahl ſeiner Leute in die Schiffe nicht mehr aufgenommen werden konnte und gefangen wurde. Auch die Dänen und die Bürger hatten einige Mannſchaft verloren; einige Dänen aber, die von den Franzoſen gefangen worden, ſchickte der General Vandamme zurück, indem er behauptete, Frankreich ſei mit Dänemark nicht im Kriege. Das verlorne Geſchütz war von geringem Werthe.

Unterdeſſen hatte auch das zweite hanſeatiſche Bataillon von dem Ochſenwärder wieder nach Wilhelmsburg übergeſetzt und gleichfalls die Franzoſen angegriffen, ſuchte beſonders nach dem Ueberſchiffungspunkt der Franzoſen zwiſchen Haarburg und Wilhelmsburg vorzudringen, um ſie abzuſchneiden und ſie den andern, von der Feddel andringenden Truppen entgegen, zwiſchen zwei Feuer zu bringen. Der Anfang war ungemein glücklich; bald aber drang auch hier der Feind, der inzwiſchen durch eine ganze Brigade, deren Anführer ein in franzöſiſche

Dienſte getretener Fürſt von Reuß war, mit großer Uebermacht auf die Hanſeaten ein, die eine Stunde weit bis zu ihrem Landungsplatze in guter Ordnung und unter beſtändigem Feuern zurückwichen; hier aber konnten die Schiffe die ganze Mannſchaft nicht auf Einmal überſetzen, ſie fuhren mehrmals hin und her, und holten immer mehrere Leute ab, die noch auf dem Waſſer fleißig feuerten, während die Zurückbleibenden entſchloſſen gegen den Feind Stand hielten, der ſie von allen Seiten umgab, und ihnen zurief, ſich zu ergeben. Mit dem Rücken gegen das Waſſer, im Angeſicht und zu beiden Seiten die feindliche Uebermacht, blieb ihnen, als ſie ſich verſchoſſen hatten, kein Ausweg übrig. So fiel auch der Anführer dieſes Bataillons mit etwa 300 Mann in feindliche Hände.

Der traurige Ausgang dieſer Gefechte iſt nicht zu verwundern, wenn man die Uebermacht der Franzoſen, die ſelbſt aus den Berichten des Generals Vandamme, wo nur von Brigaden und Diviſionen die Rede iſt, hervorgeht, und gegen welche auf unſrer Seite, alles mitgerechnet, höchſtens 2000 Mann gefochten, in Anſchlag bringt, und doch lag es nur an einigen Zufällen, die oft im Kriege ſo bedeutend werden, und ſich nicht beherrſchen laſſen, daß nicht der Tag zum Nachtheil der Franzoſen endigte.

Da der Feind jetzt Meiſter der ganzen Inſel Wilhelmsburg und der daran ſtoßenden Feddel war, ſo konnte er aus dieſer Nähe die Stadt mit Granaten und Bomben bewerfen, und es war vorauszuſehen, daß dies eine große Beſtürzung hervorbringen würde. Die beiden hanſeatiſchen Bataillons waren größtentheils auf-

gerieben, der Ueberreſt erſchöpft und zerſtreut. Der üble Erfolg verbreitete allgemeinen Mißmuth; die Bürger hatten Augenblicke der Entflammung, wo ſie begehrten die Feddel und Wilhelmsburg wieder zu nehmen, allein in ihrer Unkunde des Kriegs quälten ſie ſich neben dieſem Muthe auch wieder mit tauſend Meinungen und Beſorgniſſen unnütz ab. Ueberall waren gefahrvolle Poſten, viele darunter von höchſter Wichtigkeit, und keiner konnte hinreichend mit Truppen beſetzt werden, auf deren kriegsgeübte Feſtigkeit wäre zu rechnen geweſen. Die geringſte Unternehmung des Feindes, die jetzt gelang, konnte entſcheidend werden. Zwar legten einige däniſche Kanonenboote ſich zwiſchen die Inſeln und die Stadt, allein der Wechſel der Ebbe und Fluth hinderte ſie zu den günſtigen Stellen hinzudringen, und ſie konnten nur einen Theil der vielen Uebergangspunkte beſtreichen. Tettenborn behielt ſein Hauptquartier auf dem Grasbrook, und ließ hier, der Feddel gegenüber, einige Batterieen errichten; ungefähr 1000 Bürgergarden und eine Abtheilung Mecklenburger nebſt den Dänen biwakirten rückwärts davon. Als Befehlshaber auf dieſer Seite wurde der Oberſt von Both beſtellt. Auf dem Hamburgerberge ſtanden Bürger mit ihrem Geſchütz, und die Dänen mit dem ihrigen; der Oberſtlieutenant von Gunderſtrupp vom Iſumſchen Huſarenregiment führte hier den Befehl. Das Bataillon von Bremen und Verden, unter Anführung des Majors von Buſch, wurde nach dem Stadtdeiche gezogen, und ihm ebenfalls Bürger zugegeben, von denen auch eine ſtarke Abtheilung zur blauen Brücke geſchickt wurde. Den Hafen, die Thore, das ganze

Innere der Stadt hatten die Bürger beſetzt. So war die Lage der Dinge nach dem unglücklichen Verluſte der Inſel, nicht eben tröſtlich, doch nicht ganz ohne Hoffnung.

Allein ſie ſollte nicht lange mehr ſo verbleiben, und gleich an demſelben 12. Mai, wo das zwiefache Gefecht Statt gefunden hatte, erhielt Tettenborn eine Nachricht, die nicht unheilbringender hätte ſein können. Der däniſche Abgeſandte Graf Joachim von Bernſtorff war in England gar nicht angenommen, ſondern ſchnöde zurückgewieſen worden, indem das engliſche Kabinet erklärte, mit Dänemark nur im Einverſtändniſſe Schwedens unterhandeln zu wollen. Die Wirkung einer ſolchen Abweiſung war leicht zu berechnen, es ſtand zu erwarten, daß Dänemark nun auf's neue ſich an Frankreich anſchließen, oder, wenn nicht dies, doch auf jeden Fall ſeine Truppen zurückziehen würde; in fünf bis ſechs Tagen konnte der Befehl dazu eintreffen, denn der Graf von Bernſtorff war bereits zu Glückſtadt an's Land geſtiegen und auf dem Wege nach Kopenhagen. Dieſe ſchreckliche Vorausſicht ſo lange als möglich geheim zu halten, um bis auf die letzte Stunde der däniſchen Truppen noch verſichert zu bleiben und die Bürger nicht allen Muth verlieren zu laſſen, mußte des Generals erſte Sorge ſein, die zweite auf Mittel zu ſinnen, den unabwendbaren nahen Verluſt durch irgend eine neue Hülfe zu erſetzen. Die dringendſten Berichte ſandte er an Wallmoden und in das große Hauptquartier; allein in letzterem mußte die entlegene hamburgiſche Sache gegen dringend nahe Angelegenheiten zurückſtehen, und Wallmoden hatte den gemeſſenen

Befehl, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die mittlere Elbe und die Gegend von Magdeburg zu wenden. Der Kronprinz von Schweden war noch nicht angekommen, Briefe und abgeſandte Boten erwarteten ihn in Stralſund. Unter dieſen Umſtänden blieb nichts anderes übrig, als zu verſuchen, ob nicht die ſchwediſchen Truppen, die in Mecklenburg, den Kronprinzen abwartend, ſtillſtanden, zur Rettung Hamburgs herbeizuziehen wären. Tettenborn wandte ſich an den General Döbbeln, der mit einer ſchwediſchen Diviſion am nächſten ſtand, und ſchilderte demſelben die bedrängte Lage Hamburgs mit der Aufforderung, in dieſer Noth Hülfe zu leiſten; allein die Unterhandlung zog ſich in die Länge und blieb noch unentſchieden.

Die Franzoſen ſäumten indeß nicht, ihre Fortſchritte zu benutzen, und neue zu verſuchen. Nachdem ſie ſich auf der Wilhelmsburg feſtgeſetzt und von dieſer Seite der Stadt nahe gekommen waren, trachteten ſie auch den Uebergang bei'm Zollenſpieker zu erzwingen, wodurch Bergedorf und die einzige Verbindung zwiſchen Tettenborn und Wallmoden bedroht worden wäre. In der Nacht des 13. Mai's, nachdem die Hooper Schanze auf dem jenſeitigen Ufer von den Hanſeaten ſchon früher hatte geräumt werden müſſen, landeten etwa 220 Franzoſen unter einem heftigen Kanonenfeuer auf einer kleinen Elbinſel bei'm Zollenſpieker, um zum weitern Uebergang vorläufig feſten Fuß zu faſſen. Der tapfre Major von Berger hatte aber nicht ſobald ihren Landungsplatz in der Dunkelheit entdeckt, als er Bretter über einige Boote werfen und 200 Mann Hanſeaten und Lauenburger unter dem Hauptmann von Lucadou

dahin überſetzen ließ. Die Kähne des Feindes waren grade zurückgekehrt, wahrſcheinlich um andere Truppen nachzuholen. In dieſer Lage war ihm kein Rückzug möglich, und gezwungen unterhielt er anderthalb Stunden das heftigſte Gewehrfeuer, dann aber ſtürmten die Hanſeaten und Lauenburger, von ihrem tapfern Anführer ermuntert, mit gefälltem Bajonet hervor, worauf die Franzoſen die Waffen wegwarfen und ſich gefangen gaben. Mehrere, die ſich durch Schwimmen retten wollten, ertranken, über 70 waren getödtet, die übrigen, worunter 40 Verwundete, gefangen, Der Verluſt der Unſern betrug 24 Mann, worunter 2 Offiziere. Dieſem verunglückten Verſuche ließen die Franzoſen hier keinen zweiten folgen; man begnügte ſich gegenſeitig, von Zeit zu Zeit das Geſchütz auf einander ſpielen zu laſſen, wo unſre vierundzwanzigpfündigen Kugeln dem Feinde großen Schaden verurſachten, und unter andern ein paar Schiffe voll Franzoſen, die ſich vom Ufer in die Mitte des Stroms gewagt hatten, in Grund bohrten.

Der Wechſel von Beſtürzung und Freude, den dieſe Vorfälle erregten, erhielt alles in unruhiger Spannung; die nahe Bedrängniß führte aber, bei allen Stürmen der Gedanken und Gemüther, immer auf's neue zu der ungewöhnlichſten Thätigkeit. Die Zahl der Arbeiter an den Wällen wurde verdoppelt und verdreifacht. Die Bürgergarde raffte die Leute von den Straßen dazu weg; ohne Waffen durfte ſich kein Menſch mehr blicken laſſen; die Thore wurden genau bewacht, Pferde und Wagen zum Dienſte der Stadt zurückgehalten, kein Mann hinaus gelaſſen, damit ſich niemand der Schanzarbeit und den Waffen entzöge; wer im geringſten

verdächtig ſchien, wurde angehalten und auf die Hauptwache geführt, die bald mit Verhafteten angefüllt war. Alles dies thaten die Bürger aus eigner Bewegung mit dem größten Eifer, der freilich oft genug ſich in unnöthiger und verkehrter Thätigkeit abmüdete; zum Verwundern iſt es, wie bei dieſer Maſſe von Bewaffneten, die zum Theil ohne Befehl und Aufſicht blieben, und aus allen Volksklaſſen zuſammengetreten waren, während ſo vieler heftigen Anläſſe, nichts Ausſchweifendes noch Unwürdiges, keine Beleidigung noch Unordnung vorfiel. Der General mit dem größten Theil ſeiner Offiziere, alle Truppen und die meiſten Bürgergarden, befanden ſich außerhalb der Stadt, der Senat und die übrigen Behörden hielten ſich zurückgezogen, keine Regung ging in dieſer Zeit von ihnen aus, keine Abſicht oder Geſinnung wurde von ihnen in dieſen ſtürmiſchen Tagen kund gegeben. Das, was ſie nothgedrungen beſorgen mußten, die Verpflegung der Truppen unter andern, geſchah mit der größten Unordnung, auf manchen Poſten litt die Mannſchaft über vierundzwanzig Stunden lang Mangel, in einer Stadt, wo alles in Fülle und die Zahl der Truppen höchſt gering war; ſogar die eignen Mitbürger, die unter tauſend Ungemach auf entlegnen Poſten ſtanden, wurden häufig vergeſſen. Außerdem waren die Sendungen von Lebensmitteln bei'm Abgehen meiſt größer, als bei'm Ankommen. Unter ſolchen Umſtänden mag die Stadt das Vierfache deſſen bezahlt haben, was wirklich verbraucht worden iſt. Eine allgemeine Unzufriedenheit äußerte ſich laut und heftig gegen dieſe Unordnung. Gegen einzelne Perſonen wurden Beſchuldigungen ausgeſprochen, welche zwar grundlos, aber

darum nicht minder gefahrvoll waren. Beſonders verdächtigte man die wieder eingetretenen Mitglieder des Senats, welche auch unter den Franzoſen Aemter geführt hatten. Für Tettenborn's Verhältniß und Lage war dies alles höchſt beſchwerlich und nachtheilig.

Am 14. Mai glaubten die Vorpoſten bei anbrechendem Tage durch den Nebel große Maſſen franzöſiſchen Fußvolks auf der Feddel zu ſehen, die gegen das Ufer marſchirten, um ſich einzuſchiffen, ſogar Kanonen meinte man zu erkennen, und als dieſe Meldung ſich in der Stadt raſch verbreitete, hielten die Einwohner jetzt den nachdrücklichſten Angriff auf den Grasbrook, der kaum noch zu vertheidigen ſchien, für gewiß, ja die Wälle der Stadt ſelbſt ſah man ſchon in den Händen des Feindes. Die Sturmglocken und Trommeln riefen die Einwohner zu den Waffen, während das Flüchten der Wehrloſen nach Altona und auf das Land das Getümmel vermehrte. Die Batterieen der Bürger auf dem Grasbrook donnerten unaufhörlich, und grauſenvolle Ungewißheit, ob der Feind ſchon gelandet ſei, ob er vordringe, machte den Zuſtand der Einwohner verzweiflungsvoll. Die Allarmplätze waren jedoch mehr als jemals von Bewaffneten erfüllt, indem auch ſolche, die ſonſt den Dienſt meiden mochten, ſich jetzt einfanden. Als der Nebel verging, ſah man keinen Feind auf der Feddel, die Franzoſen lagen ruhig hinter den Deichen, und von Batterien fand ſich keine Spur. Indeß wurde auch in den folgenden Tagen, da alles ſtill blieb, und der Feind ſich begnügte, ſeine künftigen Angriffe vorzubereiten, niemand der Ruhe froh, ſondern alles lebte in angſtvoller Erwartung, die von dem kleinſten Anlaß in

heftige Bewegung geſetzt wurde. Das Unglück, das ſich näherte, kündigte ſich den geſpannten Gemüthern in finſterer Schrecklichkeit an, die Mittel, es abzuwehren, lagen zu ſehr vor Augen, als daß jetzt nicht ihr Mißverhältniß unwiderſprechlich eingeleuchtet hätte, und die ruhigen Dänen erſchienen eben durch dieſes Ruhigbleiben ſchon als eine unzulängliche, unzuverläſſige Hülfe; daß Tettenborn, bei ſeinem kühnen und kriegsmuntern Geiſte, mit den Dänen keinen Angriff unternehmen ſollte, ſchien undenkbar, und da dennoch der Angriff auf Wilhelmsburg unterblieb, ſo konnte man die Urſache nur in dem Nichtwollen der Dänen ſuchen, welches die Hamburger auf das ſchlimmſte zu deuten alle Urſache hatten. Und doch wußten die Meiſten nur halb, wie die Sachen ſtanden, und konnten die Folgen der unerwarteten Rückkehr des Grafen von Bernſtorff noch nicht überſehen.

In manchen Angenblicken ſchmeichelten ſie ſich wieder mit der Fortdauer der däniſchen Hülfe, mit der Annäherung der ſchwediſchen, mit herbeieilender ruſſiſcher oder preußiſcher Verſtärkung, mit dem bei Groß-Görſchen von den Ruſſen und Preußen erfochtenen Siege und deſſen zu hoffender Nachwirkung, auch auf die Verbeſſerung des Zuſtandes an der Niederelbe; während der Eingeweihte längſt von allem dieſen wenig oder nichts hoffen durfte, ſondern von allen Seiten nur immer mehr und mehr eine verhängnißvolle Wendung der Dinge herannahen ſah. Die unglücklichen Menſchen aus ihrer Täuſchung, ſofern dieſe noch beſtand, zu reißen, verbot die Klugheit, um nicht die letzte geringe Kraft zu lähmen; ſie abſichtlich darin zu befeſtigen, wäre ein grauſames Spiel geweſen, das

doch nicht lange hätte beſtehen können. Unter dieſen Umſtänden ſchien das Beſte, ganz zu ſchweigen, und nur die Thatſachen reden und wirken zu laſſen, da die Triebfedern zur verzweifeltſten Gegenwehr nicht erſt in den Gemüthern erweckt zu werden brauchten, ſondern jedem Bewußtſein glühend eingedrückt waren. Die in den Zeitungen mitgetheilten Nachrichten von dem Vorrücken der ſchwediſchen Truppen an die Elbe, und andre dergleichen Angaben, waren nicht auf die Hamburger, ſondern auf die Franzoſen berechnet, die über Altona unſre Tagesblätter bekamen, und durch ſolche Vorſpiegelungen allerdings langſamer und vorſichtiger wurden. Es erſchien kein Aufruf, kein Tagesbefehl, der Verſprechungen gegeben oder gefordert hätte, man konnte nur ſagen, was nicht nöthig war zu ſagen, denn der Wille und die Geſinnung bedurfte keiner Bearbeitung, ſondern nur Vertrauen auf ſich ſelbſt und auf nahen Beiſtand; letzterer mußte fremden Mächten durch kluges und glückliches Unterhandeln gleichſam abgezwungen, erſteres in dem gährenden Volke ſelbſt entwickelt werden, und freilich iſt eine Bevölkerung von 150,000 Menſchen ein Stoff, aus dem ſich unendliche Kräfte entwickeln können; wo ein ſolcher gegeben iſt, darf man nichts für unmöglich halten, man mußte wenigſtens abwarten, was für Mittel noch an das Licht treten würden, denn was ein Volk thun wird, läßt ſich nicht berechnen noch vorherſehn, und man durfte Hamburg nicht aufgeben, ſo lange es ſich nicht ſelbſt aufgab. Die Bürgergarde war der kleinſte Theil des Volks. Sie war durch den anhaltenden Biwak während einer regnigten Zeit, und durch den vielen, von ihr aus gro-

ßem Eifer ſogar übertriebenen Dienſt, nach wenigen Tagen erſchöpft, und unzufrieden begehrten Viele nach Hauſe. Es wäre den Meiſten recht lieb geweſen, von Tettenborn angeführt, mit ganzer Macht ſich in offnen Kampf zu ſtürzen, und in blutiger, aber kurzer Entſcheidung Tod oder Freiheit zu ſuchen; allein ſolcherlei Ausführung war weder rathſam noch möglich. Die Oertlichkeit einer überall durchſchnittenen Gegend, die an unzähligen Stellen bewacht werden mußte, durch Waſſer, Dämme, Schiffe, Häuſer überall bedingt, geſtattete durchaus keine Anwendung großer Maſſen, noch ſelbſt deren Vereinigung unter perſönlichen Oberbefehl, und ſo legten die Umſtände den Hamburgern grade den härteſten Theil des Kriegs auf, der mehr im ſtandhaften Ertragen unaufhörlicher Mühſale und Beſchwerden, und im willigen Hingeben an die Einzelheit geringfügiger Leiſtungen, als in den Anſtrengungen der Schlacht und den begeiſternden Zuſtänden der Gefahr beſteht.

Tettenborn ſah nur zu bald erfüllt, was er vorausgeſehen hatte; kaum war man in Kopenhagen von der Abweiſung, die der Graf von Bernſtorff in England erfahren hatte, unterrichtet, als auch ſogleich an die däniſchen Truppen der Befehl abgeſandt wurde, ſich zurückzuziehen und Hamburg ſeinem Schickſale zu überlaſſen; dieſer Befehl traf am 18. Mai in Hamburg ein, und ſollte ſogleich ausgeführt, ſowie den Franzoſen dies angezeigt werden. Tettenborn beſtürmte den General von Wegener und den Oberſtlieutenant von Haffner mit Vorſtellungen und Ermahnungen, um ſie wenigſtens zu einem Aufſchub in Vollſtreckung jenes Befehls zu bewegen; die Erörterung der Lage Dänemarks

gegen die Verbündeten, die von däniſcher Seite ſchon verübten Feindſeligkeiten gegen Frankreich, das noch eben erſt auf Wilhelmsburg vergoſſene däniſche Blut, die Ehre der däniſchen Truppen und ihre eigene Beſtürzung über dieſe ſchnelle Umkehr, kurz alles, was die perſönliche Geſinnung und die Kunſt der Ueberredung nur immer darbot, wurde angewandt, um wenigſtens vierundzwanzig Stunden zu gewinnen, die denn endlich auch zugeſtanden wurden, mit dem Verſprechen, daß erſt nach deren Ablauf die Franzoſen däniſcherſeits von dem Zurückziehen der Truppen benachrichtigt werden ſollten. Dieſe kurze Friſt benutzte Tettenborn, um auf's neue Eilboten an den General Döbbeln zu ſenden, ſo wie an alle die Orte, von denen für Hamburg zwar nicht in dieſem Augenblick, aber doch ſpäter Hülfe zu erwarten war, und für welche die Nachricht dieſer Veränderung große Wichtigkeit haben mußte. Als endlich am 19. Abends, da es ſchon dunkel geworden war, die däniſchen Truppen wirklich abzogen und von dem Grasbrook und Hamburgerberg ihr Geſchütz wegnahmen, verwandelte ſich aller noch übrige Muth in troſtloſe Niedergeſchlagenheit. Die Meiſten gaben alle Hoffnung auf, die Stadt, die ſogar mit der Hülfe der Dänen nicht gegen die große Uebermacht des Feindes ſicher geweſen war, nun ohne ſolchen Beiſtand noch länger zu behaupten. Zwar verkündigte Tettenborn unmittelbar darauf die Annäherung der Schweden, die der General Döbbeln inzwiſchen wirklich verſprochen hatte zu ſchicken, allein theils hielt man dieſe noch für entfernt, theils hatte ein durch die lange Gewohnheit entſtandenes Gefühl ihrer Lage die Hamburger in dem nachbarlichen Beiſtand der Dänen

eine viel ausdauerndere Sicherheit hoffen laſſen, die allerdings, wegen der Nähe von Altona und wegen des ganzen holſteiniſchen Elbufers, durch Dänemarks eignen Vortheil noch beſonders verbürgt ſchien. Um die Sache auf das äußerſte zu bringen, gaben auch ſogleich in derſelben Nacht die Franzoſen ihre Kunde von dem Abzug der Dänen dadurch zu erkennen, daß ſie die Stadt aus Kanonen und Haubitzen heftig beſchoſſen, indem ihre Batterieen auf der Feddel in der Zwiſchenzeit trotz des hindernden Regens fertig geworden waren. Der Schaden, den ſie anrichteten, war nicht beträchtlich, und auf einen kleinen Theil der Stadt beſchränkt, während ängſtlicher Schrecken, den der nächtliche Donner des Geſchützes und der Anblick der hoch in den dunkeln Lüften fliegenden Granaten verurſachte, die ganze Stadt erfüllte. Seinen eignen Kräften allein überlaſſen, ſchien Hamburg in dieſer furchtbaren Nacht einem nachdrücklichen Angriff erliegen zu müſſen, den man jeden Augenblick erwartete. Die Wachſamkeit war überall verdoppelt, die Poſten verſtärkt, alle Offiziere in Thätigkeit; ohne großen Verluſt ſollte der Feind nicht eindringen, ſo gewiß auch ſeine große Zahl von Truppen ihm dies am Ende ſichern mußte; den eingedrungenen konnte man hoffen in den Straßen noch zu bekämpfen, vielleicht zu vertilgen. Allein der Angriff unterblieb, und auch das Beſchießen der Stadt, das den Kriegsleuten überhaupt wenig bedeutet, und das aus den Batterieen auf dem Grasbrook noch ziemlich erwiedert wurde, hörte gegen Morgen auf. Der Tag fand viele Hamburger ſchon auf der Flucht, Altona war überfüllt mit Ausgewanderten, die zum Theil ihre beſten Habſelig-

keiten mit ſich führten; tief im Holſteiniſchen, in Kopenhagen ſogar und London, ſuchten viele ihre Zuflucht gegen die Rache des Feindes, der ſich, ihrer Meinung nach, diesmal nicht auf Hamburg beſchränken, ſondern auch nach Altona und den nächſten däniſchen Gebietstheilen übergreifen würde.

Den ganzen folgenden Tag, wie auch die Nacht, und wieder den folgenden Tag, blieb alles ruhig. Unbegreiflicherweiſe verſuchten die Franzoſen während dieſer ganzen Zeit keinen Angriff, ja hielten ſogar mit dem Beſchießen inne, da doch keine Zeit ihnen günſtiger ſein konnte, als dieſe, wo die entblößte Stadt ihnen beinahe preisgegeben ſtand. Sie müſſen aber ſchlecht unterrichtet geweſen ſein, oder vielleicht den Dänen noch nicht getraut haben, die allerdings nicht alle die Geſinnungen ihrer Regierung theilten. So vergingen dieſe Tage unter ängſtlichem Harren, die Beſorgniß ſtieg deſto höher, je länger die Hülfe ausblieb, und mit Schrecken dachte man daran, daß der Feind nicht lange über den Zuſtand der Stadt getäuſcht bleiben könne. Endlich erſchien der erſehnte Augenblick, und am 21. Abends langten drei ſchwediſche Bataillons, die der General Döbbeln abgeſandt hatte, unter dem General von Boye bei Hamburg an, zwei davon rückten ſogleich durch die Stadt nach dem Grasbrook und dem Hamburgerberge, während das dritte zur Erhaltung der Verbindung in Bergedorf ſtehen blieb. Tettenborn war ihnen vor das Steinthor entgegengeritten, wo eine Abtheilung der Bürgergarde aufmarſchirt ſtand, und eine große Menge Volks die ankommenden Retter mit Jubelgeſchrei empfing. Man athmete wieder freier, und glaubte,

nachdem man dieſe Tage glücklich überſtanden, für die Zukunft weniger befürchten zu dürfen.

Auch war es die höchſte Zeit, daß dieſe Truppen ankamen, denn gleichſam als ob der Feind durch irgend einen wunderbaren Einfluß nur eben ſo lange zurückgehalten worden ſei, bis ihm wieder friſche Truppen entgegengeſetzt werden könnten, erneuerte er grade in dieſer Nacht ſeine Angriffe, und auf ſo kühne Weiſe, daß, wenn er gleiches Wageſtück in anderer Richtung verſucht hätte, die größte Gefahr für die Stadt daraus entſtanden wäre. Die hamburgiſche Jacht lag unfern des Hafens in der Elbe vor Anker, und hatte außer den Seelenten etwa 30 Mann Hanſeaten zur Beſatzung. Die Franzoſen aber ſchifften ungefähr 170 Mann in eine Peniſche und 16 Boote ein, um während der Nacht dieſes Schiff wegzunehmen. Sie ließen ihre Fahrzeuge leiſe ſtromab treiben und kamen geräuſchlos und unbemerkt in der Dunkelheit an das Schiff. Die Hanſeaten griffen eiligſt zu den Waffen, und vertheidigten ſich eine halbe Stunde lang mit heftigem Gewehrfeuer; allein die franzöſiſchen Seeleute benutzten ihre große Ueberzahl, und während ein Theil von ihnen durch Feuern die Beſatzung beſchäftigte, erſtieg eine andre Abtheilung das Schiff; ſie nahmen die Hanſeaten gefangen, kappten die Anker, und fuhren mit aufgeſpannten Segeln davon. Indeſſen hatte der Tag angefangen zu dämmern, und man ſah nun auf der ganzen durch das nächtliche Schießen allarmirten Linie am Ufer, was geſchehen war. Der Feind mußte nahe vorbeiſegeln, und gerieth in das Feuer von drei Batterieen und zwei Bataillons, welches ihn dergeſtalt beſtürzte,

daß er nicht allein der Gegenwehr, ſondern auch der Lenkung des Schiffes vergaß, das alsbald auf den Sand lief. Jetzt wurde das Feuer noch mörderiſcher, da jeder Schuß ſein feſtes Ziel hatte. Die Franzoſen warfen ſich in die Boote, um ihr Heil in der Flucht zu ſuchen, allein mehrere dieſer Boote wurden in Grund gebohrt, die übrigen, von Todten und Verwundeten erfüllt, entkamen mit genauer Noth. Die Jacht wurde darauf wieder genommen, die Hanſeaten befreit, und dagegen viele Franzoſen, die ſich darauf verſpätet hatten, gefangen gemacht. Der Verluſt des Feindes betrug 132 Todte und Verwundete, während die Hanſeaten nur 13 Mann verloren hatten. Als die Fluth zurückkehrte, brachte man die Jacht in den Hafen. Ein ſo nahes und heftiges Gefecht hatte wieder die ganze Stadt in Bewegung gebracht, man glaubte den Feind auf dem Hamburgerberg gelandet, und dankte Gott, daß den Abend vorher die Schweden angekommen waren. Der gute Ausgang der Sache konnte nicht ganz für den Schrecken und die Beſorgniß, die man ausgeſtanden hatte, ſchadlos halten, man ſah im Grunde nichts gewonnen, ſondern nur einen Verluſt abgewendet, vielleicht auf nur kurze Zeit, und erhielt die beunruhigende Einſicht, wie viele Blößen die hamburgiſche Vertheidigung dem Feinde zu benutzen laſſe, die einzeln wohl zu decken ſeien, aber durchaus nicht alle zugleich.

Die Franzoſen begannen auch bald auf's neue, die Stadt zu bombardiren, und beſchoſſen ſie die ganze Nacht vom 23. auf den 24. mit der größten Lebhaftigkeit, doch ohne ſonderlich Schaden zu thun; das Feuer wurde, noch ehe es recht ausbrach, jedesmal

glücklich gelöſcht; die Geſchützkugeln und Bombenſtücke verwundeten einige Bürger in den Straßen, die aufgeſtellten Truppen erlitten keinen Verluſt. Am meiſten fürchtete man für das ungeheure Theemagazin auf dem Deiche, allein zum Glück richteten die Franzoſen ihr Geſchütz nicht dahin, und man gewann Zeit, die Tonnen in die Ebene zu rollen und Haardecken und Erde darüber zu werfen, bei welchem Geſchäft ein junger Mann, Namens Flügge, den unerſchrockenſten Muth und kundigſten Eifer bewies. Tettenborn war bald auf dem Grasbrook, bald auf dem Hamburgerberg, bald in der Stadt, um alles ſelbſt zu leiten und anzuordnen, und die Thätigkeit jeder Art durch ſeine Gegenwart zu beleben. Er hatte die Truppen der entgegengeſetzteſten und jetzt gegen einander feindlich geſtimmten Völker nach einander zu dem Einen Zweck der Vertheidigung Hamburgs glücklich herangezogen, und er durfte hoffen, jetzt, da das Schlimmſte überſtanden war, die Stadt fernerhin behaupten zu können, und, wenn nur erſt Zeit gewonnen, auch größere Unterſtützung nach und nach ankommen zu ſehen. Dann konnte die Stadt, ſelbſt bei weiterem Rückzuge der Hauptheere, ein feſter, in ſich geſchloſſener und mit allen Vortheilen der Seeverbindung ausgeſtatteter Waffenplatz für die Verbündeten werden, der ſogar bald im Stande ſein konnte, eine Belagerung auszuhalten. Allein das Betragen der Dänen, die täglich mit den Franzoſen eifrige Verhandlungen pflogen, erweckte ſchon jetzt Bedenklichkeiten, die alle dieſe Ausſichten zu vernichten drohten.

Die nächſten Tage waren zwar wieder ruhig, aber die düſtre Erwartung, in der alles ſchwebte, gönnte

niemanden, ſich in dem Genuſſe dieſer Ruhe zu erholen. Man mußte beſtändig in Bereitſchaft ſtehen, die Bürgergarden waren unaufhörlich im Dienſt, ein großer Theil des Volks durch Schanzarbeit, die mit Anſtrengung fortgeſetzt wurde, unabläſſig beſchäftigt. Man ſah kein andres Gewerbe mehr, als das Bezug auf den Krieg hatte, niemand ging ohne Waffen, aller Verkehr und Erwerb ſtockte; da die biwakirenden Bürger von der Stadt verpflegt werden mußten, ſo wurde der Dienſt zuletzt für die ärmeren Einwohner die Quelle des Lebensunterhalts.

Die Dänen hatten inzwiſchen das Einrücken der Schweden in Hamburg, von wo ſie in zehn Minuten nach Altona marſchiren konnten, als für ſich gefährlich betrachtet, und ihre Truppen mit allem Geſchütz aus Altona zurück nach Blankeneſe gezogen; ſie thaten ängſtlich, als hätten ſie einen feindlichen Ueberfall zu fürchten, und als wären in Gemeinſchaft der Schweden ihnen jetzt auch ſogar die Ruſſen unſicher. Die Schweden ihrerſeits zeigten Beſorgniß wegen der Dänen, welche durch Stärke und Stellung allerdings im Vortheil waren. Dieſe Beſorgniß griff auch der Kronprinz von Schweden ſogleich auf, der endlich am 17. in Stralſund angekommen war, und meinte, die ſchwediſchen Truppen fänden ſich in Hamburg gleichſam in einen Sack eingeſchloſſen. Er mißbilligte das eigenmächtige Benehmen des Generals Döbbeln, und ſandte unverzüglich den General Lagerbrinke nach Hamburg, um die Schweden von dort ſogleich wieder abzurufen. Seltſame Verwikkelung der Verhältniſſe, daß hier Dänen und Schweden in feindlicher Entgegenſetzung zum Unheil Hamburgs

doch nur das Gleiche thaten. Gegen die Mißverhältniſſe der beiden nordiſchen Mächte, die ſich auf dieſem Punkte begegneten, mußte das Schickſal der einzelnen Stadt verſchwinden, und dieſe im Widerſtreit fremder Politik erliegen. Die ſchwediſchen Truppen marſchirten am 25. Mai Abends wirklich von Hamburg ab. Welche Beſtürzung unter den Einwohnern, welche Niedergeſchlagenheit unter den Truppen dadurch entſtand, iſt kaum zu beſchreiben. Es gehörte der ausdauernde Muth und die beharrliche Geſinnung Tettenborn's dazu, um nach dieſem zweiten Fehlſchlagen, das er in ſeinen unternehmenden Anſtrengungen erfuhr, nicht ganz zu verzweifeln; aber der Schmerz ſelbſt, von dem ſein Inneres bei dieſen Vorgängen zerriſſen war, wurde ihm zum neuen Anreiz, ſeine Thätigkeit zu verdoppeln, ſeine Kraft zu ſpannen, und gegen alle zum Untergang verſchworne Gewalten eines hartnäckigen Geſchicks wenigſtens eben ſo hartnäckig zu ringen.

Die dringendſten Vorſtellungen gingen an den Kronprinzen von Schweden, dem die Wichtigkeit dieſer Stadt, ihre jetzige Lage und ihr bevorſtehendes Unglück an's Herz gelegt wurde, um ihn zur Rettung derſelben zu bewegen; für ganz Deutſchland konnte Hamburg gerettet das beſte, verloren das abſchreckendſte Beiſpiel werden. Auch die beſondre Theilnahme, die der Kronprinz für dieſe Stadt aus früherer Zeit, da er als Marſchall Bernadotte in den angenehmſten Verhältniſſen mit den Einwohnern geſtanden, noch haben mußte, wurde in Anſpruch genommen. Der Senat hatte an den Kronprinzen alsbald nach ſeiner Landung die Abgeordneten Pariſh, Gries und Karl Sieveking geſandt;

der letztere, damals in noch ſehr jungen Jahren, zeigte ſchon die großen Vorzüge des Geiſtes und Karakters, welche er ſeitdem in ſeiner ehrenvollen Laufbahn ſtaatsmänniſchen Wirkens zum Wohl und Ruhm ſeiner Vaterſtadt vielfach dargethan. Der Kronprinz hörte die Vorſtellungen der Abgeordneten theilnehmend an, vermied aber jede beſtimmte Zuſicherung. Allein ſelbſt im günſtigſten Falle, wenn er alles gewährte, was in ſeiner Macht ſtand, mußten viele Tage hingehen, bevor die Hülfe eintreffen konnte, die mit jeder Stunde, welche dieſer Zuſtand fortdauerte, Gefahr lief, zu ſpät zu kommen. Es blieb daher nichts übrig, um nur einigen Halt in die Sachen zu bringen, als von Wallmoden Verſtärkung zu beziehen. Dieſer ſandte ein preußiſches Bataillon, welches zwar nicht ſehr ſtark war, aber aus Kerntruppen beſtand, bei Lüneburg das Gefecht ruhmvoll entſchieden hatte, und in dem Oberſtlieutenant von Borck ſich des tapferſten Anführers rühmen konnte. Am 27. Mai traf das Bataillon in Hamburg ein, und brachte einen neuen Schimmer von Hoffnung für die Einwohner mit, welche dieſer Truppen endlich glaubten gewiß ſein zu können.

Wunderbar genug blieb auch jetzt, nach dem Abzuge der Schweden, wie früher der Dänen, der Feind ganz ruhig, und wagte keinen Angriff, ja ließ ſogar im Bombardiren der Stadt nach. Er dachte auf eine leichtere Art zu deren Beſitz zu gelangen, als durch einen Angriff, deſſen Erfolg doch immer zweifelhaft war, und der auch im Gelingen eine große Menge Leute koſten mußte. Die Dänen waren das Mittel, welches ihnen dies alles erſparen ſollte. Die Unterhandlungen

zwiſchen Altona und Haarburg wurden täglich lebhafter; der Präſident von Kaas war aus Kopenhagen angelangt, um in das Hauptquartier Napoleon's zu reiſen, und hielt ſich unterwegs in Haarburg eine Zeit lang bei dem Marſchall Davouſt auf; was man von den gepflogenen Unterhandlungen erfuhr, deutete nicht allein auf Annähern, ſondern auf ein völliges Anſchließen Dänemarks an Frankreich. Bei dem vertrauten Verkehr zwiſchen den Nachbarſtädten, die ſich in vieler Hinſicht als Eins betrachteten, und denen die kaufmänniſchen Verbindungen ein engeres Band blieben, als das, womit jede einer andern Regierung angehörte, waren die geheimſten Verhandlungen der Dänen in Hamburg bekannt; man ſprach laut davon, daß letztere mit den Franzoſen vereinigt die Stadt angreifen, oder dieſelbe auf glimpfliche Weiſe doch einſtweilen beſetzen und den Ruſſen nur freien Abzug geſtatten würden, und ſo ſahen die unglücklichen Hamburger aus denſelben Truppen, die noch eben ihre Bundesgenoſſen und Beſchützer geweſen, plötzlich drohende Feinde werden, und zwar um ſo gefährlicher, als man nach dieſer Seite die wenigſten Vorkehrungen getroffen hatte, da die Freundſchaft der Dänen ſich höchſtens in Neutralität ſchien verändern zu können. Gegen die Franzoſen waren die an der Elbe aufgeworfenen Befeſtigungen auch bei noch fortdauernder Arbeit ſchon haltbar, da der Strom ſie deckte; von dem Lande her boten die noch unvollendeten tauſend Blößen. Ein andrer Umſtand erweckte noch bedenklichere Sorge. Nach dem großen Verbrauch in der letzten Zeit fing nun das Pulver an zu fehlen; der Vorrath reichte für das Kleingewehr nur noch auf einige Tage hin, für das Geſchütz auf

den Wällen nur auf wenige Schüſſe. Dies alles, und die Erwägung, daß, wie auch der Krieg enden möge, Dänemark für Hamburg immer der nächſte Nachbar bleiben würde, von deſſen Händen die Stadt fortdauernd Unheil oder Heil ſchon durch die Beherrſchung der Elbe zu gewärtigen habe, machte die Einwohner gänzlich verzagen, auch gegen dieſen Feind mit äußerſtem Trotze aufzutreten. Heß, als Befehlshaber der Bürgergarde, der ſchon lange mit abwechſelndem Erfolg gegen die mannigfaltigen Stimmungen gekämpft hatte, und zum Theil von ihnen niedergebeugt war, erſchien bei dem General, und machte ihm förmlich die Anzeige, daß auf die Bürgergarde ferner nicht zu rechnen ſei, und ſie namentlich gegen die Dänen nicht fechten würde. Die Hamburger befanden ſich allerdings in einer fürchterlichen Lage; ohne alle Möglichkeit der Ausſöhnung mit Napoleon, bedrängt und bombardirt von der Uebermacht eines racheſinnenden Feindes, ſahen ſie eine Stütze nach der andern weichen, eine Hoffnung nach der andern verſchwinden, und nirgends einen aufrichtigen Freund erſcheinen. Muth und Entſchloſſenheit ſind es meiſt nur bedingungsweiſe, daß der Einzelne wiſſe und vertraue, auch die Andern, und wo nicht Alle, doch die Meiſten, ſeien ihm gleichgeſinnt. Dieſe Ueberzeugung fehlte, und ſie zu erregen wären Hülfsmittel nöthig geweſen, vor denen die Beſonnenen zurückſchauderten. Ein begeiſterter Volksheld aber, der die dunkeln Kräfte der Waffen an's Licht zu rufen und zugleich zu leiten gewußt hätte, erſtand nicht. Die Entbrannteren ſahen alle auf Tettenborn, und erwarteten ſeinen Anſtoß; allein er konnte heldenmüthige Entſchlüſſe wohl fördern, aber nicht vor-

ſchreiben. Es wäre ſchön geweſen, dies gutgeſinnte, eifrige Volk, deſſen Aufſtand gegen die Franzoſen ein ſo großes Beiſpiel gegeben, durch hinländliche Kriegsmacht, wo möglich vorwärts an der Weſer ſchützen und vertheidigen zu können, und ihm den Wiedergewinn der Freiheit in ungetrübtem Glücke beſchieden zu ſehen, die verbündeten Mächte und ganz Deutſchland hätten ihm ſolches Wohlergehen freudig gegönnt; allein das Geſchick hatte nun einmal ſeine härteſten Looſe hier ausgeworfen und dem Orte ſelbſt, wo das kühne Wagniß hervorgetreten, waren auch alle Unglücksfolgen deſſelben zugetheilt. Es war jetzt, gleichviel durch weſſen Schuld, mit Hamburg auf das äußerſte gekommen, wo es nur noch galt, ſich bis zur Verzweiflung zu wehren, und lieber unterzugehen, als ſich zu ergeben. Aber obgleich der Reichthum und Wohlſtand der Hamburger nicht in ihren Wohnſitzen beſteht, die ohne Freiheit wenig werth ſind, und die Betriebſamkeit, die Kenntniß und das Vertrauen des Handels, ihr wahrer Reichthum, ſie überall hinbegleitet hätten, ſo ſchauderten dennoch alle vor dem Gedanken, ihre Stadt den Flammen zu überantworten, und dem Feinde zum Gegenſtande ſeiner Wuth nur als eine rauchende Brandſtätte zurückzulaſſen. Als Tettenborn ihnen nichts mehr zu bieten hatte, als rothe Fahnen und Pechkränze, zogen ſich die Unſeligen zurück, für die es eine Wohlthat, nicht Grauſamkeit, geweſen wäre, wenn man, ſogar wider ihren Willen, das Heldenwerk Roſtopſchin's wiederholt hätte. Tauſende haben es ſeitdem bereut, nicht dieſen Untergang gewählt zu haben, allein es war nöthig, daß erſt die Wiederkunft der Franzoſen mit allen Gräueln der überlegteſten,

langſamen Zerſtörung ihnen jene ſchnelle wünſchenswerth machte!

Noch einmal erſchien für Hamburg ein günſtiger Sonnenblick, um dann ganz und für lange Zeit von ſeinem Himmel zu verſchwinden. Der Kronprinz von Schweden hatte Hamburgs Schickſal zu Herzen genommen, und endlich den Abgeordneten der Stadt ſeinen unverzüglichen Beiſtand zugeſagt; am 27. Mai kam der General von Roſen von Seiten des Kronprinzen zu Tettenborn, um demſelben den Anmarſch neuer ſchwediſcher Truppen anzukündigen. Ein Theil derſelben ſollte in Hamburg ſelbſt einrücken, die Hauptmaſſe aber Wallmoden's Heertheil zu einer kräftigen Unternehmung auf das linke Elbufer und gegen Haarburg verſtärken, um die Franzoſen durch dieſen Angriff im Rücken zu nöthigen, von ihrem Angriff auf Hamburg abzulaſſen. Nichts konnte erwünſchter ſein, und ſchon war alles abgeredet, als noch der General von Boye eintraf, um wegen der ſchwediſchen Truppen von den Dänen, durch welche ſie in Hamburg jeden Augenblick eingeſchloſſen werden konnten, eine Sicherſtellung zu verlangen. Er forderte nur, daß die däniſchen Generale ſich verpflichteten, jede Aenderung ihres neutralen Verhaltens gegen die Schweden achtundvierzig Stunden früher anzuzeigen, ehe ſie thätig einſchritten.

Mit dieſem Auftrage ging der General von Boye am 29. Mai ſelbſt nach Altona, und Tettenborn ſchlug alle ihm durch Eifer und Klugheit eröffnete Wege ein, ſeinen perſönlichen Einfluß auf die Entſchließungen der däniſchen Befehlshaber geltend zu machen.

Während dieſer Verhandlungen hatten die Franzoſen

die mehrtägige Ruhe durch einen unerwarteten raſchen Angriff wieder unterbrochen. Sie waren früh vor Tages Anbruch am 29. von Wilhelmsburg aus nach dem Ochſenwärder übergegangen, hatten die ſchwachen Poſten des lauenburgiſchen Bataillons daſelbſt überall zurückgedrängt, und ſich bereits in dieſer Inſel ſehr ausgedehnt und theilweiſe feſtgeſetzt, ehe die Meldung davon an Tettenborn gelangte. Dieſer eilte ſogleich dorthin, und führte die zurückgewichenen, aber durch ſein Erſcheinen gleich ermuthigten Truppen perſönlich gegen den Feind vor, und ließ ſie eine günſtige Stellung nehmen, wobei er ſich lange Zeit dem heftigen Kugelregen der feindlichen Plänkler ausſetzte. Da jedoch die Franzoſen hier mit Macht übergegangen waren, und weiter vordringen zu wollen ſchienen, um die Ruſſen von dieſer Seite abzuſchneiden, ſo ließ er ſchleunig das Bataillon Preußen aus der Stadt in die wichtige Stellung beim Eichbaum marſchiren, um dieſe ſo lange zu behaupten, bis der von Wallmoden auszuführende Angriff den Feind von ſelbſt hier wieder zum Rückwege nöthigen würde; er ſelbſt nahm ſein Hauptquartier bei der Billkirche.

Die Lage war mißlicher als je; um dem Angriff im Ochſenwärder zu begegnen war die Stadt entblößt worden; wurde dieſe angegriffen, ſo konnte man nichts dahinſchicken, was nicht anderswo eine Lücke gelaſſen hätte, und ſo blieb nur auf die ungewiſſe Hoffnung zu rechnen, daß die Franzoſen ihren Angriff auf die Stadt ſelbſt noch nicht machen würden. Mit Ungeduld erwartete man die Ankunft der Schweden und die verlangte Zuſicherung der Dänen; von beiden Seiten erhielt Tettenborn zugleich Nachricht. Die Schweden, ſtatt in

Bergedorf einzutreffen, hatten ſich tiefer in das Innere des Landes zurückgezogen; die Dänen dagegen waren vorgegangen, und ſtanden ſchlagfertig in Altona und in Schiffbeck, ſo daß ihre Stellung eben ſo drohend erſchien, als ihre Abſicht feindlich zu vermuthen war, ſie brauchten nur noch einen Schritt zu thun, um Hamburg ſelbſt und alle dortigen Truppen unrettbar einzuſchließen.

Auf das Verlangen des Generals von Boye hatte der, ſtatt des abgerufenen Generals von Wegener in Holſtein jetzt den Befehl führende Generalmajor von der Schulenburg geantwortet, nur zwei Stunden vorher, ehe er zu Feindſeligkeiten überginge, würde er die Anzeige davon machen. Zugleich erhielt man durch wohlunterrichtete Perſonen die Gewißheit, daß zwiſchen den Dänen und Franzoſen ein Vertrag abgeſchloſſen, und die däniſche Kriegsmacht in Holſtein ganz den Verfügungen des Marſchalls Davouſt überlaſſen ſei, daß alſo jeden Augenblick ein förmlicher Angriff, von ihnen ſelbſt, oder über das däniſche Gebiet von den Franzoſen, zu erwarten ſtehe. Der ſchwediſche General erklärte hierauf, in dieſem Fall hieße es die ſchwediſchen Truppen, die nach Hamburg kämen, gradezu dem Feind als Gefangene überliefern, und ihre rückgängige Bewegung, ſchon durch das Vorgehen der Dänen veranlaßt, könne nur fortzuſetzen ſein. Unter dieſen Umſtänden, bei der Mißſtimmung der Bürgerſchaft, dem Mangel an Schießbedarf der geringen Truppenzahl, der Entfernung der Schweden und Feindlichkeit der Dänen, mußte Tettenborn, der noch immer außerhalb der Stadt bei der Billkirche dem ſtets ſich verſtärkenden Feinde kämpfend entgegenſtand, in der Nacht auf den 30. Mai dem Major von Pfuel nach

Hamburg den Befehl ſenden, die Stadt zu räumen, und mit den wenigen dort noch befindlichen Truppen durch den Billwärder den Rückzug nach Bergedorf anzutreten. Der Senat hatte ſchon früher aus eignem Antrieb die Uebergabe der Stadt berathſchlagt, und ſandte jetzt Abgeordnete nach Altona, um die däniſche Vermittelung zu erbitten.

Heß löſte durch eine ſchon für ſolchen unglücklichen Fall im voraus gedruckte Bekanntmachung die Bürgergarde förmlich auf, die der That nach ſchon nicht mehr beiſammen war, und ſich in den letzten Tagen nur in ſehr geringer Zahl auf den Sammelplätzen eingefunden hatte. Die angeſehenſten Einwohner, beſonders ſolche, die ſich auf irgend eine Weiſe für die Freiheit Hamburgs hervorgethan hatten, befanden ſich zum Theil ſchon im Däniſchen, theils begaben ſie ſich jetzt dahin. Der Abzug der Truppen, ungefähr 800 Mann, geſchah in aller Stille und mit der größten Ordnung, einige Schüſſe, welche die Franzoſen gegen Morgen von der Feddel gegen die Stadt thaten, wurden noch von den Batterieen auf dem Grasbrook beantwortet.

In Altona wurde der Generalmarſch geſchlagen, und die däniſchen Truppen ſetzten ſich in Bewegung.

Während des Zuges durch den zwei Meilen langen Engweg des Billwärders ſah man der ganzen Länge nach däniſche Truppen mit zahlreichem Geſchütz aufgeſtellt, die Kanoniere mit brennenden Lunten bei den Kanonen, die hinter unzugänglichen Verhauen längs der Gränze die Landſtraße beſtrichen. Eine Stunde ſpäter hätten ſie vielleicht ſchon Befehl zum Angriff gehabt, und das kleine Häuflein wäre in den Engen

des Billwärders vernichtet oder gefangen worden. Der General von der Schulenburg band ſich auch nicht an die zugeſagte zweiſtündige Aufkündigung, ſondern fing die Feinſeligkeiten ſogleich an; die Dänen rückten in Hamburg ein, und verfolgten durch das Steinthor den Nachtrab der Ruſſen, nahmen 4 hanſeatiſche Reiter gefangen, und wechſelten noch am Abend mit den Koſaken bei Bergedorf einige Schüſſe. Von Bergedorf an machte das preußiſche Bataillon die Nachhut, und der Tag ſollte nicht vergehn, ohne die Franzoſen noch daran zu erinnern, daß nicht ihre Tapferkeit Hamburg wieder gewonnen habe. Bei der Nettlenburger Schleuſe waren ſie in zahlreicher Menge auf Stegen und gelegten Brettern übergegangen, und drängten die preußiſchen Plänkler zurück. Der Oberſtlieutenant von Borck eilte dahin, ſetzte ſich an die Spitze ſeiner tapfern Leute, redete ſie kräftig an, und ſetzte ein hartes Wort darauf, wenn einer von ihnen einen Schuß thäte; ſo ſtürzten ſie mit gefälltem Bajonet auf die Uebermacht des Feindes, und warfen alles nieder, was ihnen auf dem Wege war. Es fiel kein Schuß, der Feind verlor über 400 Mann, von denen ein Theil durch Bajonet und Kolben, ein Theil im Waſſer umkam, nur wenige retteten ſich über den Fluß zurück. Von den 80 Preußen, die dieſes Heldenſtück ausgeführt, wurde nicht einmal einer verwundet, zum Beweiſe, daß es die Truppen ſchonen heißt, wenn man ſie mit dem Bajonet angreifen läßt.

Tettenborn kam ohne weiter verfolgt zu werden und ohne irgend einen Verluſt am 31. Mai nach Lauenburg, wo er an die Truppen Wallmoden's angelehnt ſtand, und ehe wieder von der einen oder andern Seite etwas

begonnen wurde, die Nachricht des abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes erhielt. Wie es der Stadt Hamburg erging, nachdem die Dänen den Franzoſen Platz gemacht hatten, möge ein Augenzeuge erzählen, dem zu einer ſolchen Schilderung der erbitterte Schmerz Kraft giebt, und der nicht ſcheut die herzzerreißende Wirkung ſolchen vaterländiſchen Trauerſpiels wie Phrynichus in verwünſchendem Danke zu erfahren.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Druckfehler.

Seite 184, letzte Zeile, lies: Finot ſtatt Fiert.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Varnhagen von Ense, Karl August

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften

Bd.: 2. Band

Mannheim 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- Op.misc.o.20-b(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11757447-6